XXI. Band 1935 Heft 2

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder

Wir machen hiemit unsere Autoren auf die folgenden gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam:

Bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren kann über die betreffenden Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Es steht jedoch auf Grund eines generellen Übereinkommens, das wir mit dem „International Journal of Psychoanalysis" getroffen haben, jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages der letztgenannten Zeitschrift Rechte zur Übersetzung und zum Wiederabdruck einzuräumen.

Ansuchen um die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einem anderen Organ müßten zugleich mit Übersendung des Manuskriptes gestellt werden, um Berücksichtigung finden zu können.

Die Redaktion

---

1) Die in der „Imago" veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 25.— per sechzehnseitigen Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (einseitig und nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, das heißt durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

bis		8	Seiten	für	25	Exemplare	Mark 15.—,	für	50	Exemplare	Mark 20.—
von	9	„ 16	„	„	25	„	„ 20.—,	„	50	„	„ 25.—
„	17	„ 24	„	„	25	„	„ 30.—,	„	50	„	„ 40.—
„	25	„ 32	„	„	25	„	„ 35.—,	„	50	„	„ 45.—

Mehr als 50 Separata werden nur nach besonderer Vereinbarung mit dem Verlag angefertigt.

Preis des Heftes Mark 6.–, Jahresabonnement Mark 22.–

Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von etwa 560 Seiten

Einbanddecken zu dem abgeschlossenen XX. Band (1934) sowie zu allen früheren Jahrgängen: in Halbleinen Mark 2.50, in Halbleder Mark 5.—

Bei Adressenänderungen

bitten wir freundlich, auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE, IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

XXI. Band 1935 Heft 2

Über die Einteilung der Triebe

Von

Siegfried Bernfeld

Menton

„Die schwierige und nicht leicht abzuweisende Frage, an welchem allgemeinen Charakter wir die sexuellen Äußerungen ... erkennen wollen",[1] hat in der Psychoanalyse wenig Berücksichtigung gefunden.[2] Sie ist durch die Diskussion übertönt worden, ob es zwei Triebe gibt, und welche. Beachtet man, daß Trieb, wie Freud immer wieder unterstreicht, ein wissenschaftlicher Begriff ist, der von beobachtbaren Sachverhalten sehr weit entfernt ist, und daß es daher nicht zu unterscheiden gilt, ob es diesen oder jenen Trieb „gebe", sondern ob man ihn „annehmen" solle, so wird man der Vermutung zugeneigt, es könne manche der „Unstimmigkeiten" in unserer Trieblehre aufgehoben werden, wenn man sich der Mühe unterziehen wollte, das Kriterium der Einteilung der Triebe eingehend und gesondert zu prüfen. Kann auch kein sogleich angebbarer auffallender Nutzen von solcher Klärung erwartet werden — „wir tasten in der Trieblehre noch so sehr im Dunkel, daß auch eine bescheidene Aufklärung erwünscht sein mag".

Wenn wir zwei Grundtriebe annehmen, erwächst uns die Aufgabe, die Welt der beobachteten und beobachtbaren Triebäußerungen in zwei Klassen einzuteilen, die je einen anderen Namen tragen. Diese Namen haben bekanntlich gewechselt; die Zweizahl der Klassen ist die gleiche geblieben. Jeder der Etappen, in denen sich die Entwicklung der Trieblehre vollzog, entspricht ein anderes Namenspaar. „Sexualtrieb" und die „anderen Triebe" (Ich-Triebe) stellten die „Drei Abhandlungen" auf; von Objektlibido und Ich-Libido, ohne ganz deutliche Abgrenzung, ist in der „Einführung des Narziß-

1) Freud, Drei Abhandlungen, Ges. Schr., Bd. V, S. 55.

2) Saussure, Évolution de la notion d'instinct; L'Évolution psychiatrique, I., II., Paris 1927, ist, soviel ich sehe, die einzige ausführliche Arbeit; sie berücksichtigt aber vornehmlich die nicht psychoanalytischen Schulen.



mus" die Rede; Lebenstriebe und Todestriebe erscheinen in „Jenseits des Lustprinzips"; Eros und Destruktion, oder auch Sexualtriebe und Aggression sind die Ausdrücke, die sich seit dem „Unbehagen in der Kultur" durchsetzen. Da aber selbstverständlich die Entwicklung der Trieblehre nicht in bloßen Namensänderungen besteht, und da der Gegenstand der Einteilung ebenfalls ungeändert geblieben ist (immer handelt es sich um Triebäußerungen), so muß sich entweder der Begriff des Triebes oder das Prinzip der Einteilung gewandelt haben.

Im folgenden prüfe ich die Wandlungen des Triebbegriffs nicht und erörtere ihn selbst überhaupt nicht. Ich nehme an, darüber seien wir uns in jedem einzelnen Fall völlig klar, ob irgend etwas zu den „Trieben" gehöre, also als Triebhandlung, Triebäußerung, Triebabkömmling, Triebschicksal, Triebäquivalent usw. anzusprechen sei. Die Frage, der wir uns widmen, sei ausschließlich die, was uns bei der Entscheidung leitet, die wir tagtäglich treffen, indem wir solche Triebhandlungen dem Sexualtrieb oder einem anderen Trieb zuzählen. Wir fühlen uns dabei recht sicher und können doch nicht einfach angeben, was unser Einteilungskriterium ist. „Definitionen sind schwierig." Aber nicht darum allein folge ich dem Gebrauch der modernen Wissenschaftstheorie und spreche handgreiflicher statt von abstrakten Definitionen von der Vorschrift, die wir bei der Zuteilung von Triebhandlungen zur Klasse Sexualtrieb oder zur anderen Klasse, als für uns verbindlich anerkennen. Freud hat eine Einteilungsvorschrift als solche nicht ausgesprochen; sie ist natürlich in den Schriften zur Trieblehre *implicite* enthalten und kann aus ihnen herausgehoben und formuliert werden. Das ist es, was ich für jede der Phasen der Trieblehre gesondert versuchen möchte, um die Änderung des Kriteriums, die in ihnen erfolgte, deutlich zu machen.

Für die erste Etappe finden wir den Zugang zu der gesuchten Vorschrift in dem Satz der „Drei Abhandlungen": „Die Triebe unterscheiden sich voneinander durch ihre Beziehung zu ihren somatischen Quellen und ihrem Ziel."[3] Hieraus folgt mindestens eindeutig, wie die Einteilung nicht zu geschehen habe, denn am Trieb läßt sich Objekt, Ziel und Quelle unterscheiden; als Kriterium der Einteilung jedoch sollen die Unterschiede in bezug auf das Objekt nicht in Betracht kommen. Aber auch um das Ziel sollen wir uns nicht kümmern, denn es ist von der Quelle abhängig, wie uns ein etwas genaueres Studium der „Drei Abhandlungen" belehrt.

Bleiben wir danach auf die Quelle allein verwiesen, so ist die Einteilungsaufgabe überaus einfach und doch merkwürdigerweise nun erst interessant und schwierig geworden. Die Beziehung einer Triebhandlung zu ihrem Objekt und Ziel liegt offen zutage, die Beziehung zu ihrer Quelle hingegen kann man

3) Freud, Ges. Schr., Bd. V, S. 51.

ihr nicht ohne weiteres ablesen. Die populäre Einteilung in Ernährungstriebe, Selbsterhaltungstriebe, Vollkommenheits-, Spiel-, Herdentriebe hat ihr Kriterium gerade in „Objekt" und „Ziel". Hat man die Vorstellung eines Triebes gebildet, so werden solche Gruppierungen billig zu haben sein, die Selbstbeobachtung und die Beobachtung bieten sie ohne Mühe dar. Die Quelle hingegen muß erst entdeckt werden, d. h. das Beobachtungsmaterial muß durch bestimmte Forschungsarbeiten für die Einteilung reif gemacht werden. Diese wird dadurch eine Angelegenheit der Wissenschaft; sie zeitigt vorher unbekannte, vielleicht sogar unerwartete Ergebnisse und hört auf, eine Frage der bloßen Nomenklatur zu sein. Ist diese Vorarbeit geleistet, so ist die Zuteilung selbst so einfach wie möglich geworden: was einer bestimmten Quelle entspringt, gehört in die Klasse „Sexualtrieb"; alles übrige zu den „Ich-Trieben". Dieses Mißverhältnis zwischen Einfachheit der Einteilungsoperation und Kompliziertheit der vorgängigen Forschungsarbeit ist übrigens gerade für manche der bedeutsamsten wissenschaftlichen Theorien bezeichnend.

Als Triebquelle nimmt Freud einen bestimmten erregenden Vorgang im Körper an, nach dessen Verschiedenheit sich die zugehörigen Triebe differenzieren. Die gemeinten Vorgänge werden sich voneinander in vielen Hinsichten unterscheiden; als Einteilungsgrund für die Triebe zeichnet Freud die chemische Natur aus; daneben bleibt der physiologische Charakter (Spannungszustände in bestimmten Geweben, Schleimhautpartien z. B.), jedoch in zweiter Linie, beachtet. Das Kriterium ist also ein chemisches; es schreibt als vorbereitende Forschungsarbeiten, auf Grund deren die Zuteilungsoperation erfolgen soll, solche vor, die „zur Chemie gehören".

Von einer Vorschrift dürfen wir verlangen, daß sie eine ausführbare Leistung fordere. Dies chemische Kriterium ist daher unbrauchbar: denn die Chemie steht ratlos vor der ihr zugemuteten Leistung. Eine Vorschrift, die nicht eingehalten werden kann, ist in der Wissenschaft eigentlich überhaupt keine. Mag sein, daß die Physiologie früher als die Chemie in der Lage sein wird, den entscheidenden Unterschied zwischen den gedachten Erregungsvorgängen in den Körperorganen zu erfassen. Heute läßt sich auch ein physiologisches Kriterium nicht als durchführbare Vorschrift aussprechen. Es findet sich andererseits keine weitere Formulierung bei Freud, die auffällig genug kriteriumartig wäre, um durch ihre Form zur Prüfung ihres Vorschriftsgehaltes aufzufordern. Da die Psychoanalyse aber nicht auf die künftigen Ergebnisse anderer Wissenschaften wartet, sondern zahllose konkrete Zuteilungen vornimmt, so ist das wirkliche, nämlich das befolgbare und befolgte Kriterium offenbar weder das chemische noch das physiologische. Wenn Freud die chemische Auffassung des Triebes als un-

erläßliche Voraussetzung zum Verständnis der psychoanalytischen Trieblehre ansieht und auch in den neuen Vorlesungen diese Meinung nicht geändert hat, so ist das ein Hinweis darauf, daß die Chemie (und ähnlich die Physiologie) im ganzen der Psychoanalyse eine wichtige Funktion zu erfüllen hat, wenngleich nicht die eines Einteilungskriteriums. Diese andere Funktion zu bestimmen, ist nicht Sache dieses Aufsatzes.

Um uns deutlich zu machen, was die Psychoanalyse also tatsächlich vorschreibt, suchen wir einen Fall auf, in dem Freud das *pro et contra* einer Zuteilung diskursiv verteidigt. In den „Drei Abhandlungen" diskutiert Freud die strittige Zuteilung des Ludelns zu den Sexualtrieben und findet die Entscheidung, „daß der Zusammenhang der Erscheinungen, in welchen wir durch die psychoanalytische Untersuchung Einsicht gewonnen haben, uns berechtigt, das Ludeln als eine sexuelle Äußerung in Anspruch zu nehmen".[4] Jeder Psychoanalytiker wird in diesem Satz das Verfahren wiedererkennen, das er selbst tatsächlich anwendet. Danach fordert die Vorschrift, daß die Aufdeckung jener nicht direkt beobachtbaren Eigenschaften, die der Zuteilungsoperation vorangehen muß, weder durch chemische noch durch physiologische, sondern durch psychoanalytische Forschungsarbeit zu erfolgen habe. Das Kriterium — oder wenn man es genauer will: die Kriteriumsklasse — ist psychoanalytisch. Es würde sich nicht lohnen, die Banalität auszusprechen, Freud befolge ein psychoanalytisches Kriterium, wenn der Sachverhalt auch in der späteren Trieblehre so einfach geblieben wäre. Dieser Hinweis sei dem Autor in der Furcht vor der Ungeduld seines Lesers gestattet.

Übrigens wird auch nur derjenige, der die Psychoanalyse, oder wenigstens die Analyse am Analysanden, als Ganzes akzeptiert, als ein wohlbegründetes Verfahren ansieht und zudem genügend konkrete Vorstellungen davon hat, was sich in einer Analyse ereignet, anerkennen können, daß jener Satz eine durchführbare Vorschrift enthalte. Wir wissen, daß sie uns eindeutig sagt, was wir zu tun haben. Ich zähle beispielshalber auf: Wenn im Laufe einer Analyse die fragliche Triebhandlung ihre Abstammung aus einer Onaniephantasie erweist; wenn sie durch Verdrängung von einem sexualorgastischen Erlebnis getrennt wurde, das ursprünglich mit ihr verbunden war; wenn sie dieselbe Funktion im seelischen Ganzen erfüllt, die früher (oder „normalerweise") von einem sexuellen Affekt oder einer sexuellen Handlung erfüllt wurde — dann wird sie zu ein und derselben Klasse gezählt werden, nämlich zu den Sexualtrieben. In allen diesen Fällen nämlich ist ein Zusammenhang von der Art aufgedeckt, wie er für Einteilungen und Einsichten in der Psychoanalyse überhaupt bestimmend ist.

4) Ges. Schr., Bd. V, S. 55.

Genauer darzustellen, was in der Psychoanalyse Zusammenhang heißt, ist in diesem Aufsatz nicht möglich. Es genügt wohl auch der Hinweis darauf, daß der uns wesentliche, wenn auch nicht der einzige Sinn des Wortes „Zusammenhang" der genetische ist.[5] Zusammenhang scheint uns immer erkannt, wenn durch Psychoanalyse ein Abstammungsverhältnis aufgedeckt wurde. (Wobei natürlich „Abstammung" eine klar festlegbare, aber nicht genau dieselbe Bedeutung hat wie in der Biologie, Genealogie und anderen Wissenschaften.) Mit Hilfe der Vereinfachung, das Wort „Zusammenhang" bedeute ein Abstammungsverhältnis, läßt sich die Vorschrift, die der Einteilung der Triebe in der ersten Etappe zugrunde liegt, und die ich als psychoanalytisches Kriterium bezeichne, etwa so aussprechen: Alles, was mit der Sexualität im üblichen Wortsinn zu tun hat; alle lustvollen Betätigungen an den erogenen Zonen; und schließlich alles, was nach analytischer Arbeit davon abstammt, gehört zu den Sexualtrieben; alles andere, soweit es eine Triebäußerung ist, wird den Ich-Trieben zugezählt. Der Umfang des populären Begriffs Geschlechtstrieb ist hier somit doppelt erweitert: die erogenen Zonen werden ihm hinzugefügt und der Abstammungszusammenhang wird mitberücksichtigt. Die Berechtigung dieser Erweiterung gehört nicht zu den Fragen, denen dieser Aufsatz gewidmet ist.

Welchen Namen man einer auf Grund eines bestimmten Kriteriums aufgestellten Klasse von Dingen geben will, pflegt als Konvention angesehen zu werden. Aber die Erfahrung zeigt, daß die Namensgebung von entscheidender Wichtigkeit ist. Freilich ist es für die Einteilungsoperation irrelevant, ob wir von Klasse T_1 und T_2 oder von Sexual- und Ich-Trieben sprechen, wenn nur die Buchstaben und Worte tatsächlich nichts anderes bedeuten als eben genau die Namen einer Klasse. Ich meine, dies ist in der Psychoanalyse nicht der Fall. Es wäre auch unbegreiflich, was Freud veranlaßt haben könnte, so entschieden und erfolgreich auf dem Worte Sexualtrieb zu bestehen, wenn ein anderer Ausdruck völlig denselben Dienst täte und zugleich ernstlich unnötige Widerstände ersparte. Die Wahl des Namens erfüllt in der Psychoanalyse ebenso wie das Festhalten am chemischen und physiologischen „Kriterium" eine bestimmte Funktion, die über die Frage der Einteilung der Triebe hinausweist. Freud hat nicht die erste Triebeinteilung vorgenommen, vielmehr die Zweizahl dem „Dichterphilosophen Schiller" und den Namen Sexualtrieb aus der Biologie übernommen. Neu ist das Kriterium, dessen er sich bedient. Daher ist die Einteilung überhaupt neu. Indem diese neu geschaffene psychoanalytische Klasse Sexualtrieb genannt wird, erscheint

5) Vgl. die Arbeit des Verfassers: „Über den Begriff der Deutung in der Psychoanalyse". Ztschr. f. angew. Psych., Bd. XLII, 1932.

die Identität mit dem „Sexualtrieb" der Biologie hergestellt. Aber diese Identität besteht natürlich nicht. Sie könnte nur hergestellt werden, wenn auch das Material der Biologie nach dem psychoanalytischen Kriterium neu eingeteilt würde. Das nun ist unmöglich, denn das psychoanalytische Kriterium ist nur dort anwendbar, wo analysiert werden kann, also streng genommen schon nicht mehr beim Säugling; gewiß nicht bei den Tieren.[6] Die Namensgebung postuliert also eine Identität, die sie nicht streng rechtfertigen kann.

Unter den Motiven des Widerstandes gegen die Psychoanalyse war diese Ungenauigkeit ein verschwindend kleiner Faktor. Wir dürfen sie dennoch als Mangel anerkennen. Aber für den Fortgang der Forschung ist nicht immer die Eleganz und Tadellosigkeit entscheidend. Als heuristisches Prinzip bewährte sich das psychoanalytische Kriterium ganz ausgezeichnet; und der Fortschritt der Trieblehre über ihr erstes Stadium hinaus wurde auch keineswegs durch das Bestreben herbeigeführt, jene postulierte Identität zu klären oder zu vermeiden. Ja, man kann geradezu sagen, die Durchführbarkeit und Eindeutigkeit der Vorschrift leitete die Krise ein, die durch die Einführung des Narzißmus beseitigt werden sollte. Seit der Unterscheidung von Sexualtrieben und Ich-Trieben sah sich der Psychoanalytiker sozusagen vor zwei wohlgefüllten Gefäßen. Das eine enthielt alles, was in „Beziehung zu den Geschlechtern und der Fortpflanzung steht", also die Sexualität im damals üblichen Wortsinn, das andere enthielt den Hunger und alles übrige. Die Aufgabe war, aus diesem alles herauszunehmen, was von der Betätigung an den erogenen Zonen abstammt, und in dem anderen unterzubringen. Es war eine schwierige, aufregende und vor allem langwierige Arbeit, die in einigen Jahren durchgeführt wurde. Doch man wurde allmählich mit Erstaunen gewahr, daß das Gefäß, das das „Übrige" enthielt, sich rapid leerte. Nach dem Zeugnis von Freud[7] begann diese Einsicht anläßlich Ranks Feststellung, daß der Egoismus, den man als Dauergast beim „Hunger" vermutet hatte, sich als zur Sexualität gehörig erwies, Folgen zu zeitigen. Die Arbeit von Rank[8] wirft das Problem nicht ausdrücklich auf. In einer Anmerkung findet sich die für uns sehr lehrreiche Wendung, daß die Sprache diesen — erstaunlichen — Sachverhalt vorausgenommen hat, wenn sie tadelnd sagt: es habe sich einer zu gern. Folgt man dem psychoanalytischen Kriterium, so nähern sich die „Ich-Triebe" tatsächlich der Leerheit, und die Triebwelt fällt, von einigen psychologisch nicht sehr interessanten Überbleibseln abgesehen, mit der Sexualität zusammen.

6) Imre Hermann („Die Psychoanalyse als Methode", Int. Psa. Verl., Wien 1934) präzisiert diese Gesetze der Psychoanalyse in anderem Zusammenhang, wie mir scheint, sehr richtig.

7) Ges. Schr., Bd. VI, S. 155.

8) Rank, Jahrb. f. psa. Forschungen, Bd. III, 1911.

Den Versuch, diese Konsequenz anzuerkennen, aber zugleich, soweit sie unerwünscht ist, zu vermeiden, unternimmt Freud durch die Einführung des Narzißmus. Wir zählen von diesem Aufsatz an die zweite Phase der Trieblehre. Die Ich-Triebe sind als eigene Gruppe aufgelassen; sie gehören nun als Ich-Libido zur Sexualität und unterscheiden sich nur mangelhaft von der Objektlibido. Aber die Triebwelt soll weiter nach zwei Grundtrieben geordnet werden. Wenn der Triebbegriff der alte bleibt, ist diese Absicht natürlich nur durch Änderung des Einteilungsprinzips zu erreichen. Die neue Vorschrift, die hierzu nötig wäre, gibt Freud in jenem Aufsatz nicht. Es entsteht dadurch jene Situation, auf die man in polemischer Oberflächlichkeit mit der Behauptung hinwies: „Es gibt zwei Triebe, aber sie sind nicht unterscheidbar.“ Diese offenbare Unsinnigkeit hat aber Freud nie vertreten. Wir wollen zwei Triebe unterscheiden, aber sie sind nach dem psychoanalytischen Kriterium nicht unterscheidbar. Diese Formulierung trifft die Lage zur Zeit der Einführung des Narzißmus und charakterisiert sie als Übergangssituation. Sie enthielt die Aufgabe, das psychoanalytische Kriterium der Einteilung zu modifizieren oder durch eines zu ersetzen, das geeignet ist, den gewünschten Triebdualismus durchzuführen. Wir werden sehen, daß Freud tatsächlich ein neues Kriterium einführt und damit die zweite, in dieser Beziehung unklare Phase überwindet.

Daß sich die ganze Triebwelt auf „Sexualität“ reduziert, folgt notwendig aus dem Abstammungsgesichtspunkt und der in der Psychoanalyse festgelegten Bedeutung des Wortes Sexualität. Indem ich nach der Abstammung einer Erscheinung frage, führe ich ein Element der sehr großen Menge mannigfaltiger Erscheinungen beim Erwachsenen, auf ein Element der sehr viel kleineren Menge von Erscheinungen beim kleinen Kind, ja beim Säugling und Neugeborenen zurück. Die Abstammungslinien konvergieren gegen einen oder einige wenige Punkte, unter denen vor allem die erogenen Zonen vertreten sind. Die Erlebnisse an ihnen und ihr Schicksal sind in der frühesten Kindheit sehr bedeutsam, d. h. sie treten allmählich mit allem übrigen psychischen Geschehen in Zusammenhang. Fast alles, nämlich alles seelisch Bedeutsame, psychologisch Interessante, steht also im genetischen Zusammenhang mit den erogenen Zonen. Wer dem psychoanalytischen Kriterium folgt, gewinnt für alle Triebhandlungen eine einzige Klasse, was immer im übrigen seine theoretische Grundüberzeugung sein und welche Namen er ihr geben mag. Gerade die Gegner, die der Psychoanalyse in jener Krisenzeit der Trieblehre entstanden sind, illustrieren dies. Jung will nur eine Libido anerkennen, Adler kennt nur einen Geltungstrieb, dessen „Jargon“ die Sexualität ist. Daß beide vom Namen „Sexualtrieb“ wegstreben (und von den sachlichen Entdeckungen Freuds überhaupt), ist dabei unwichtig. Sie finden nur eine Triebklasse. Ihre

Originalität in der Trieblehre besteht also bloß darin, daß sie dieser einen, durch das Freudsche psychoanalytische Kriterium entstandenen Klasse einen neuen, radikal umwertenden Namen geben. Erkenntnisgehalt hat diese Umbenennung natürlich nicht. Diesen bringt erst ein neues Kriterium. Es taucht im „Jenseits des Lustprinzips" auf und ist seitdem, so scheint mir, stillschweigend zum entscheidenden geworden.

Die beiden Klassen heißen hier Todes- und Lebenstriebe. Bei dem Bemühen, statt der leer gewordenen Klasse der ehemaligen Ich-Triebe eine nicht leere, die nun Todestriebe heißen soll, zu schaffen, folgt Freud verschiedenen Gedankenwegen, auf denen verschiedene Kriterien liegen. So etwa ein historisches, das die Triebe nach ihrer, man möchte sagen, historischen Fixierungsstelle einteilen ließe. Die Todestriebe würden die Wiederherstellung des anorganischen Ruhezustandes anstreben, aus dem ein Stück Materie bei der Lebensentstehung gerissen wurde; die Sexualtriebe machten die Zersplitterung der Substanzen in zahlreiche Partikel wieder rückgängig, die ein Ereignis der Lebensentstehung war. Aber zu durchführbaren Vorschriften haben sich diese Möglichkeiten nicht entwickelt. Zwischen ihnen und dem tatsächlich befolgten neuen Kriterium besteht in der neuen Trieblehre dasselbe Verhältnis wie zwischen dem chemischen, physiologischen und dem psychoanalytischen in der älteren. Diesem neuen Kriterium begegnen wir bei der Erwägung, ob nicht der Sadismus besser unter den Todestrieben Platz fände als unter den Sexualtrieben, denen er bisher zugezählt wurde. „Wie soll man den sadistischen Trieb, der auf die Schädigung der Objekte zielt, vom lebenserhaltenden Eros ableiten? Liegt da nicht die Annahme nahe, daß dieser Sadismus eigentlich ein Todestrieb ist...?"[9] Nun gehört er aber ganz gewiß in jenen Abstammungszusammenhang, den das psychoanalytische Kriterium von den Sexualtriebhandlungen verlangt. Freilich die Lebenstriebe „erhalten", „fassen zusammen", „verbinden", der Sadismus dagegen „schädigt", „zerstört", „vernichtet". Aber die Einteilung der Triebe nach dem Kriterium der ersten Phase sollte von allen Beschaffenheiten (und man kann solcher selbstverständlich neben dem „Verbindenden" noch sehr viele andere aufzählen) absehen und sich nur an den psychoanalytischen Abstammungszusammenhang halten. Nur im Falle des Sadismus von diesem Verfahren abzugehen, wäre eine Inkonsequenz, die zwar im Betrieb einer Wissenschaft begründet und auch unvermeidlich sein kann, die aber dennoch in der Theorie unzulässig bleibt, und um deren Abänderung man sich zu bemühen hat.

Sie liegt aber in der Psychoanalyse nicht vor oder war bloß ein kurzes Intermezzo. Schon jene Erwägung über den Sadismus (Ges. Schr. VI, 246) wird eingeleitet durch den Hinweis auf die Polarität von Liebe (Zärtlichkeit) und

9) Freud, Ges. Schr., Bd. VI, S. 246.

Haß (Aggression), die uns die Objektliebe (also der Sexualtrieb selbst) zeigt. Unterscheidet Freud heute Eros und Aggression, so sind das nicht neue Namen für die alten Sexualtriebe und Ich-Triebe, sondern es sind auf Grund eines neuen Kriteriums gebildete neue Klassen. Dies ist in der Diskussion oft übersehen worden. Man sagte sich, neu sei hier die Aufstellung des Todestriebes; die Sexualtriebe seien die alten geblieben und trügen den neuen Namen Eros. Nun enthalten die Lebenstriebe (Eros) zwar viele der Elemente, die früher bei den Sexualtrieben zu Hause waren, jedoch längst nicht alle, z. B. nicht den Sadismus, und die Klasse der Todestriebe ist nicht mehr leer, wie es schließlich die der Ich-Triebe war, sondern wird reich bevölkert von früheren Bewohnern der Klasse Sexualtrieb. Das erste Aufscheinen des unformulierten neuen Kriteriums mochte als bloße Inkonsequenz mißverstehbar gewesen sein. Der Verlauf der psychoanalytischen Forschungsarbeit hat aber seitdem deutlich eine Richtung eingehalten. War man in der ersten Periode damit (freilich nicht nur damit) beschäftigt, die Klasse der „anderen Triebe" zugunsten der Sexualtriebe zu leeren, so geht in der dritten Phase ein wichtiger Teil der Arbeit dahin, die Gruppen Eros und Aggression zu bilden, die Aggression zu erforschen und ihr zu geben, was ihr gebührt, also die frühere Klasse Sexualtriebe zugunsten der Todestriebe zu leeren. Ob eine Triebäußerung etwas Verbindendes oder Vernichtendes an sich hatte, war uns früher für die Einteilung gleichgültig; nun soll gerade diese dem psychoanalytischen Kriterium uncharakteristische und bisher vernachlässigte Eigentümlichkeit über die konkrete Zuteilung zu einer der zwei Triebklassen entscheiden. Motiv und Berechtigung dieses Verfahrens kümmert uns hier nicht. Wir haben nur deutlich zu machen, daß und wie die Vorschrift geändert ist. Für die Einteilung in Lebens- und Todestriebe, in Eros und Aggression, gilt das psychoanalytische Kriterium nicht mehr, das die Klassen „Sexual- und Ich-Triebe" entstehen ließ.

Dies neue Kriterium ist nicht leicht anzugeben. Aber es ist auffallend, daß es offenbar keiner Aufdeckung des Abstammungszusammenhangs bedarf, um das Verbindende der Lebenstriebe, das Aggressive, Vernichtende ihres Gegenspielers zu erkennen. Man erfaßt sie durch Betrachtung. Diskursiv aufzuzählen, welche Merkmale uns dabei leiten, mag sehr schwer sein; wir werden lieber sagen, die Betrachtung einer Handlung, einer Einstellung, eines Wunsches macht uns einen ganz bestimmten Eindruck, sie hat ihre Physiognomie. So trägt der Sadismus z. B. eine aggressive Physiognomie. Haben wir die aggressive Physiognomie einmal an einem ausgeprägten Fall deutlich aufgefaßt, dann finden wir sie auch dort wieder, wo sie nur im Ansatz oder verwischt und gebrochen vorliegt. Die ausgeprägte Aggression (Haß) und was ihr ähnlich ist, was denselben physiognomischen Eindruck

macht, das haben wir den Todestrieben zuzuzählen. Alles übrige gehört, soweit es als Triebäußerung angesprochen wird, zu den Lebenstrieben. So etwa lautet die neue Vorschrift der dritten Phase der Trieblehre. Tatsächlich hat auch alles, was zu den Lebenstrieben gehört, die Physiognomie der „Liebe", des Verbindenden, Erhaltenden. Aber dieser „positive" Eindruck ist unklarer als die aggressive Physiognomie.

Dieser Formulierung möchte man vielleicht entgegenhalten, daß sie den sehr klaren und eindeutigen Erörterungen in „Ich und Es" widerspricht. Dort wird ausdrücklich der Unterschied der beiden Triebarten physiologisch (besonderer physiologischer Prozeß: Aufbau und Zerfall, Ges. Schr. VI. 385) und historisch (Todestrieb, dem die Aufgabe gestellt ist, das organisch Lebende in den leblosen Zustand zurückzuführen, während der Eros das Ziel verfolgt, das Leben durch immer weitergreifende Zusammenfassung der in Partikel zersprengten lebenden Substanz zu komplizieren, Ges. Schr. VI. 385) betont. Dennoch ist es unmöglich, diese Unterscheidungen als Kriteria aufzufassen; sie wären sonst Vorschriften, die undurchführbar sind. Sie sind dies prinzipiell gegenüber den Triebäußerungen, die wir an der Person beobachten und die wir einzuteilen haben, denn ihr Gegenstand ist nicht das Triebleben der Person, sondern das Verhalten von Zellen, lebender Substanz, Organismen. Aber auch ihrem Gegenstand gegenüber würden sie versagen, weil die Physiologie und die historische Biologie gewiß ebensowenig wie die Chemie in der ersten Phase einen Zugang zu konkreter Bewältigung der ihnen hier gestellten Aufgaben kennen. Sobald Freud auf die Person zu sprechen kommt, rückt auch an die Stelle der historischen und physiologischen Betrachtung sofort die Polarität von Liebe und Haß. Von Liebe und Haß wissen wir aber entweder durch das Erlebnis von Liebe und Haß in uns selbst oder durch den physiognomischen Eindruck „Haß" — „Liebe". Dieser leitet uns bei der konkreten Zuteilung.

Die Erinnerung an ein Beispiel bringe uns die Sicherheit, daß wir mit dem wirklichen Verfahren der Psychoanalyse in Übereinstimmung sind. Es handle sich um eine Patientin, die mit verletzenden Instrumenten genital masturbiert, sich dabei schmerzhafte Verwundungen zuzieht, und deren Orgasmus an solch schmerzhafte Verwundungen gebunden bleibt. Daß es sich hier um „Sexualität" handelt, ist nach dem Sprachgebrauch der Psychoanalyse noch vor jeder speziellen Untersuchung gewiß; nicht minder steht fest, daß jede psychoanalytische Arbeit hier ergeben wird, daß diese merkwürdige Masturbation von der gewöhnlichen Onanie abstamme. Wir teilen sie auf Grund des psychoanalytischen Kriteriums selbstverständlich den Sexualtrieben zu. Die deutlich aggressive Physiognomie des Vorganges, seine selbstschädigende Tendenz wird uns dabei nicht stören. Denn die Zuteilung ist ja nicht eine erschöpfende Be-

schreibung, noch weniger ist sie an und für sich eine „Erklärung" des Phänomens. Wenn wir nun diesen Vorgang der Aggression (Destruktion) den Todestrieben zuzuteilen haben, so hat uns die libidinöse Natur und Abstammung nicht zu interessieren, sondern es entscheidet die aggressive Physiognomie allein. Derselbe Vorgang, also z. B. diese masochistische Masturbation, den wir nach dem psychoanalytischen Kriterium zu den Sexualtrieben einreihen, gehört zugleich nach dem neuen Kriterium den Todestrieben an. Wir sprechen von seiner libidinösen und aggressiven Komponente und betonen damit, daß die beiden Einteilungen voneinander unabhängig sind, daß sie nämlich voneinander unabhängigen Vorschriften entspringen. Sie widersprechen einander nicht, so völlig verschieden sind sie. Da das psychoanalytische Kriterium nur „Sexualtriebe" kennt, so bringt das neue eigentlich eine Differenzierung innerhalb der Sexualtriebe. Es beachtet, wie Freud sagt, die Polarität, die an der Objektliebe wahrzunehmen ist.

Die Physiognomie der Aggression ist — wie schon bemerkt — auch ohne Analyse erkennbar. Die Analyse schärft unseren Blick, sie hilft störende, überdeckende Züge zu durchschauen, ermöglicht die Ausfüllung von Lücken im Material, bringt uns die Abstammung von einem ausgeprägt aggressiven Phänomen ans Licht, kurz, sie vervollkommnet unsere Beobachtung vielleicht so sehr, daß erst mit ihrer Hilfe das neue Kriterium fruchtbar wird. Aber die Forschungsarbeit, die vorher geleistet werden muß, ist nicht die Analyse. Darin liegt ein sehr wichtiger Vorteil dieses Kriteriums gegenüber dem psychoanalytischen. Seine Anwendung ist nicht an die Analyse gebunden. Es eröffnet sich die Aussicht, daß auch das Seelenleben der kleinsten Kinder, des Neugeborenen, ja der Lebewesen überhaupt in die Triebeinteilung einbezogen werden könnte, was früher *sensu strictu* nicht zulässig war. Die neue Triebeinteilung nimmt im „Jenseits des Lustprinzips" auch ihren Ausgang von Überlegungen über allgemeine organische Erscheinungen.

Die Biologie als Ursprungsstätte seiner Trieblehre hat Freud immer betont: vom ersten Satz (und dem letzten) der „Drei Abhandlungen" an bis zu den „Neuen Vorlesungen". Doch, wer auch nur ein wenig von der Trieblehre außerhalb der Psychoanalyse weiß, fragt sich erstaunt, was denn Freud eigentlich von der Biologie übernommen haben kann.

Mit der Einteilung der Triebe ist weder die Biologie noch die Psychologie, noch die Anthropologie je zu Rande gekommen. Der Zustand um 1900 wird von Freud anschaulich geschildert: „Jedermann stellte so viele Triebe oder ‚Grundtriebe' auf, als ihm beliebte, und wirtschaftete mit ihnen, wie die alten griechischen Naturphilosophen mit ihren vier Elementen: dem Wasser, der Erde, dem Feuer und der Luft" (Ges. Schr. VI, 243). 1930 stellt Hartmann

fest,[10] was eben jetzt Gemeingut der Gebildeten geworden ist: „Eine allgemein anerkannte Bestimmung und Einteilung der Grundtriebe gibt es noch nicht" (Der große Brockhaus, Bd. 19, 1934). Es gab aber auch früher nie eine Zeit, in der sich die Wissenschaft im Besitz einer gesicherten Einteilung wähnte. Herm. Samuel Reimarus[11] 1760: „Selbst das Wort Trieb oder Instinkt war bisher so unbestimmt und schwebend, daß es kaum eine gewisse Bedeutung hatte, oder doch sehr verschieden gebraucht wurde." Und doch hatte Thomasius[12] schon vor ihm 1692 noch beweglicher Klage über diesen Sachverhalt geführt und gemeint, für ewig Ordnung geschaffen zu haben; und vor ihm Descartes[13] 1649; und so weiter bis Telesio[14] 1565; und gewißlich noch weiter zurück. Hier konnte Freud wenig Belehrung finden.

Der Aufklärungszeit, die gern mit Trieben operierte, waren diese die Vernunft ohne Subjekt. Was früher göttlicher Weisheit und Güte entsprungen war, sollte nun der Trieb verschulden, den freilich Gottes Güte dem Tier (und Menschen) eingepflanzt hatte. Daß eine so verblüffende Übereinstimmung zwischen den Bedürfnissen der Gattung und den Mitteln, die das Individuum zu ihrer Erfüllung besitzt und beherrscht, besteht, dies war das Problem, das der Triebbegriff bewältigen sollte: vernünftigste Erfindung könnte hierzu nicht mehr leisten als die Triebe, sagt Reimarus bewundernd. Um diese Übereinstimmung ging es der Biologie auch um 1900 und geht es ihr noch — soweit die Biologie nicht in strenger Selbstzucht das unklare Wort völlig aus ihrer Wissenschaft verbannt hat. Dieses die ganze Problematik entscheidende Grundinteresse fällt in der Psychoanalyse überhaupt aus. Die ganze in der Biologie heimische Diskussion um den Trieb hat Freud wortlos und gründlich verschoben. Von Anfang an wird der Trieb als eine im einzelnen Organismus wirkende Kraft aufgefaßt, und zwar als eine „gewöhnliche" physikalische Kraft, die von einem physikalischen Zustand des Individuums, dem „Bedürfnis" zu einem anderen physikalischen Zustand, der „Befriedigung" hinüberführt. Was das mit der „Selbsterhaltung" zu tun habe, wird nicht erörtert; daß es mit der „Arterhaltung" in keinem finalen Zusammenhang stehe, wird ausgesprochen. Eben nicht die „Arterhaltung" strebt der Trieb an, sondern die Wiederholung gehabter Lust. Das teleologische Problem ist auf ein Minimum reduziert. Genau auf jenes Minimum, das auch die Physik, etwa

10) Handwörterbuch der mediz. Psychologie. (Trieb.)

11) Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Tiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe.

12) Neue Erfindung einer wohlgegründeten und für das gemeine Wesen höchst wichtigen Wissenschaft, das Verborgene des Herzens anderer Menschen auch wider ihren Willen aus der täglichen Konversation zu erkennen.

13) Traité des passions de l'âme.

14) Dilthey, Ges. Schr., Bd. II.

im zweiten Hauptsatz, der Thermodynamik, kennt und unteleologisch auszudrücken gelernt hat.[15] Die teleologische Schwierigkeit ist auf die Übereinstimmung zwischen den einzelnen Funktionen des Organismus reduziert; um die Übereinstimmung zwischen den Handlungen der Individuen und transindividualen Zielen handelt es sich in Freuds Trieblehre nicht. Die neue Phase der Trieblehre behält diese Richtung bei. Sie eliminiert ausdrücklich aus dem Triebbegriff alle Zweckhaftigkeit: Der Trieb stellt einen früheren Zustand her. Mochten Hunger und Liebe noch in gewissem Sinn als eine Art „biologischen" Kriteriums gelten, der Biologie abgeborgt sein, wie der Gebrauch des Wortes Sexualtrieb, von dem oben die Rede war, Eros und Todestrieb stammen jedenfalls nicht aus der Biologie; und kaum wird die heutige Biologie die Anwendung auf die Beziehung zwischen den Zellen in den Metazoen und auf die Mikrovorgänge in der lebenden Substanz als Anleihe zurückfordern. Danach kann keine Rede davon sein, daß Freuds Trieblehre der Biologie entstamme. Im Gegenteil, der Biologie wird ein neuer Triebbegriff angeboten. Wir verstehen, was das chemische (und physiologische) Kriterium eigentlich im Gesamt der Psychoanalyse will. Läßt es sich auch nicht als Einteilungsvorschrift, so doch als Vorschrift für die Arbeitsweise formulieren, die Biologie und Physiologie einzuhalten hätten, um den Anschluß an die Trieblehre der Psychoanalyse zu finden. Freud spricht darüber so bescheiden, als hätte die Psychoanalyse umgekehrt den Anschluß an die Biologie zu suchen.

Solange nun diese Forschungsarbeit nicht effektiv geleistet ist, fehlt ein Kriterium für die Unterscheidung der Triebe in der Biologie. Dennoch macht Freud Unterscheidungen. Er gibt eine Neueinteilung des biologischen Materials. So wenig wie das chemische und physiologische liegt ihr das psychoanalytische Kriterium zugrunde, sondern eben jenes neue Kriterium ermöglicht erst, so verschiedene Gegenstände wie das Seelenleben des Menschen und das Verhalten der Zellen einheitlich wenigstens auf zwei Klassen aufzuteilen.

Es sind dieselben „physiognomischen" Ähnlichkeiten von Zuständen und Vorgängen, nach denen die Einteilung vorzunehmen ist. Aber es sind sehr verschiedene Arten von Zuständen und Vorgängen, auf die dieselbe Vorschrift sich bezieht. Man erlaube mir, sie etwas pedantisch zu sondern. Als Gebiet der biologischen Anwendung der Einteilung in Lebens- und Todestriebe kommen in Betracht:

a) Vorgänge in der lebenden Substanz, also in jedem beliebigen Stück noch lebender Substanz;

15) Darüber Näheres in: Bernfeld-Feitelberg, Der Entropiesatz und der Todestrieb, Imago, XVI, 1930. (Auch in: Bernfeld-Feitelberg, Energie und Trieb, Int. Psa. Verl. 1930.)

b) das Verhalten von zu Zellen organisierter lebender Substanz;
c) das Verhalten der zu Organismen organisierten Zellen, der Metazoen, inklusive des Menschen; wobei auf Spezifika der Art Mensch keine Rücksicht genommen ist („biologische Betrachtung“ des Menschen).

Solange vom Menschen in „psychologischer Betrachtung“ die Rede war, durfte ich voraussetzen, daß jedesmal eindeutig entschieden sei, ob das seelische Phänomen, um dessen Zuteilung es geht, überhaupt als zu den Trieben gehörig anzusprechen ist oder nicht. Dies ist für das biologische Material nicht ohne weiteres zulässig. Wir müssen uns Rechenschaft darüber geben, was in diesen Gruppen speziell der Gegenstand der Einteilung wird. Wir sehen leicht ein, daß es in jeder Gruppe ein anderer ist. Über die lebende Substanz ist ein ganz deutliches Bild nicht zu gewinnen. Freud denkt an den Unterschied von Assimilation und Dissimilation, denkt überhaupt an physikalische Prozesse, die die lebende Substanz periodisch dem anorganischen Zustand ähnlich sein lassen und allmählich in ihn überführen. Die Einteilung dieses Gegenstandes in zwei Klassen entsteht nach einem physikalischen Kriterium, das nicht näher angebbar ist. Vorläufig entscheidet die Ähnlichkeit mit dem Zustand des Toten, des Anorganischen, und mit den Eigenschaften des Lebenden, des Organischen. In der Gruppe b), Zelle, handelt es sich um die Beziehung von Zellen zueinander. Ob sie sich miteinander zu größeren Einheiten verbinden, wobei jede einzelne ihre Lebenseigentümlichkeiten behält, oder ob sie voneinander isoliert bleiben, bildet den Kern für den physiognomischen Eindruck, der die Einteilung bestimmt und im ersten Fall von Lebenstrieben, im zweiten Fall von Todestrieben spricht. Dieser zweite Fall hat ausgeprägtere Gestalt, wenn eine Einheit von Zellen in isolierte, vereinzelte zerfällt, oder wenn eine Zelle die andere fressend vernichtet. Bei der dritten Gruppe, den Metazoen, sind wir angewiesen, die Beziehung eines Organismus zu seiner Umwelt daraufhin zu prüfen, ob wir Vernichtung, Zerstörung, Angriff oder ob wir Erhaltung, Pflege, Förderung der Integrität seiner Objekte vorfinden, ob sich also eine Situation hergestellt hat, die sich dem Prototyp „Haß“ oder „Liebe“ nähert. Vermittelt sie uns den Eindruck des Hasses, so wird sie den Todestrieben, im anderen Fall den Lebenstrieben zugezählt.

Bei der Einteilung der Prozesse in der lebenden Substanz von Trieben zu sprechen, ist sicher nicht ganz einwandfrei, bei dem Verhalten der Zellen mindestens sehr ungewohnt. Doch ist dies für das Kriterium der Einteilung um so weniger erheblich, als das Wort Trieb durch Ausdrücke wie Eros und Thanatos leicht vermieden werden kann. Der Begriff Trieb, der solch weiten Sprachgebrauch gestattet, kann an dieser Stelle nicht erörtert werden. Der Einwand, der gegen den Gebrauch des Wortes Sexualtrieb oben gemacht wurde, kann der neuen Trieblehre gegenüber nicht erhoben werden. Hier

wird nicht durch den Namen der Klassen verdeckt, daß ihre Identität bloß postuliert ist, sondern das Recht, die drei Klassenpaare, die in diesen drei biologischen Gruppen entstanden, mit demselben Namenspaar Lebens-Todestrieb zu versehen, ergibt sich daraus, daß sie dieselbe Art von Ähnlichkeit aufweisen, daß sie denselben physiognomischen Eindruck auf einer höheren Stufe der Abstraktion erwecken, also durch dasselbe Kriterium gebildet werden. Folgt man dem neuen Kriterium, so ergibt sich eine einheitliche Ordnung des ganzen biologischen Materials. Die Lage ist völlig anders als bei dem chemischen, physiologischen und psychoanalytischen Kriterium. Mit dem neuen Kriterium hat Freud eine eigene und einheitliche Einteilung für die Lebewesen überhaupt gewonnen. Ob das Wort Trieb für alle Gruppen gleich gut paßt, ist dabei unwichtig.

Es leistet aber noch mehr. Denn es gilt selbstverständlich auch für die Psychologie. Nicht nur der ganze Umfang des durch die Analyse aufgeschlossenen Materials, sondern auch die Daten, die eine behaviouristische Betrachtung des Menschen produziert, und die Ergebnisse der Introspektion geben Gegenstände der Einteilung nach demselben Kriterium. Es entsteht so in einer vierten Gruppe d ein mit den anderen vergleichbares Klassenpaar Eros und Aggressionstrieb. Sie sind sozusagen als psychologischer Spezialfall von Lebenstrieb und Todestrieb anzusehen.

In „Unbehagen in der Kultur" hat Freud auch gesellschaftliche Fakten eingeteilt. Er betrachtet gewisse Kulturerscheinungen, aber vor allem den Kulturprozeß selbst, als wäre eine individuelle menschliche Entwicklung zu verstehen. In den Verhältnissen, unter denen Menschen miteinander leben, in den Einrichtungen und Leistungen, die aus diesem Zusammenleben entstehen, findet Freud gewisse Sachverhalte vor, die nach demselben physiognomischen Eindruck von Liebe und Haß, von Eros und Todestrieb einteilbar werden.

Der Hiatus der älteren Trieblehre zwischen den der Analyse zugänglichen und allen übrigen Phänomenen, selbst sehr verwandten, wie z. B. den Lebensäußerungen des Säuglings, die im strengen Sinn doch dem psychoanalytischen Kriterium nicht zugänglich sind, ist durch das Kriterium der neuen Trieblehre überwunden. Es enthält durchführbare Vorschriften für das gesamte biologische, psychologische und soziologische Gebiet. Damit ist eine grandiose Vereinheitlichung wichtigster Fakten aller Systemhöhen des Lebenden erreicht.

Es ergibt sich die unten folgende Übersicht, in der ich das neue Kriterium, den physiognomischen Ähnlichkeitseindruck, aus Gründen, die sogleich dargelegt werden sollen, als topologisches dem psychoanalytischen gegenüberstelle. Bemerkt sei noch, daß Freud „Eros" für „Lebenstriebe" verwendet, ohne

daß eine bestimmte Nuance des Gebrauchs angebbar wäre, während Aggression in der Gruppe d) ziemlich ausschließlich statt „Todestrieb" gebraucht wird, synonym mit: Bemächtigungstrieb und Destruktionstrieb.

ÜBERSICHT

Gruppe	Gegenstand	Die Einteilung hat zum Kriterium		
		topologisch		psychoanalytisch
a)	Lebende Substanz	Eros	Todestrieb	—
b)	Einzelzellen in ihrem Verhalten zueinander	Eros	Todestrieb	—
c)	Organismen (Metazoen) in ihrem Verhalten in ihrer Umwelt	Eros	Todestrieb	—
d)	Gesamtverhalten des Menschen, durch Introspektion, durch Psychoanalyse, durch behaviouristische Methoden betrachtet	Eros	Aggressionstrieb synonym auch: Bemächtigung, Destruktion	—
e)	Kultur-Sachverhalte	Eros	Todestrieb	—
f)	Durch Psychoanalyse aufgeschlossenes Material	libidinöse Komponente des Sexualtriebes	aggressive Komponente des Sexualtriebes	Sexualtrieb

Führt nicht der riesige Anwendungsbereich des physiognomischen Kriteriums zu Aussagen von allzu großer Allgemeinheit? Wird dadurch nicht die Psychoanalyse zu einem spekulativen System? Es ist wirklich etwas recht Unbehagliches an diesem Kriterium. Der physiognomische Eindruck ist sehr vage, subjektiv, unkontrollierbar.

Alle physiognomischen Aussagen lassen der subjektiven Einschätzung tatsächlich einen großen Raum. Sie sind anscheinend sehr leicht zu handhaben, ermöglichen sehr weittragende, tiefe und interessante Behauptungen, die so reizvoll und befriedigend sind, daß man gern vergessen möchte, ob sie überhaupt wissenschaftlich zu beweisen sind.

In der Diskussion um die Zuteilung des Ludelns[16] wird die Ähnlichkeit des selig einschlafenden Säuglings mit der Physiognomie der sexuellen Befriedigung betont, jedoch nicht eigentlich verwertet; sie sei kein genügender Grund der Zuordnung zu dem Sexualtrieb, bemerkt Freud später bei einer Wieder-

16) Freud, Ges. Schr., Bd. V, 56.

holung dieser Diskussion.[17] Man hat das Gefühl, eben die unwissenschaftliche Vagheit des Physiognomischen sei der Grund der Ablehnung. Eines der Momente, das die Psychoanalyse vor so vielen psychologischen Schulen auszeichnet, ist ihr Bemühen, so unbestimmte Kriterien zu vermeiden. Dennoch spielt die physiognomische Ähnlichkeit in der Psychoanalyse seit jeher eine verborgene, nicht die entscheidende, aber auch nicht eine ganz belanglose Rolle. Ein Symptom dafür ist, daß Freud so häufig wichtige Gedanken und Resultate in der unverbindlichen und vorsichtigen Weise einführt: „Man gewinnt den Eindruck." Nicht in der Psychoanalyse allein, in jeder Wissenschaft wirkt sie mit und bleibt gewiß in jeder Psychologie ein Faktum. Sie vermeiden zu wollen, hat keinen Sinn, die Wissenschaft hat sie zu ihren Gegenstand zu machen. Die Physiognomie eines Vorganges ist schwer, sehr schwer sogar, zu präzisieren. Physiognomische Aussagen sind nicht mit den üblichen Mitteln zu verifizieren. Prinzipiell aber ist dies keineswegs unmöglich. Handelt es sich doch letzten Endes um die objektive Bestimmung der invarianten Momente einer Form; freilich gegebenenfalls einer sehr komplizierten Form. Diese Aufgabe kann in einer grundsätzlich lösbaren Form gestellt werden, um die sich in der jüngsten Zeit, von verschiedenen Motiven geleitet, mit verschiedenen Denkmitteln ausgerüstet, mehrere beachtenswerte Ansätze bemühen. So suchen die Gestaltpsychologen experimentelle Wege, die zu diesem Ziel führen könnten.[18] Das Studium der modernen Wissenschaftslogik, die an den jüngsten Problemen der Physik geschult ist, läßt erwarten, daß die Naturwissenschaft bald sehr entschieden diese ihre bisher vernachlässigte Aufgabe, die auch eine ihrer eigenen Grundlagen bestimmt, in Angriff nehmen wird. In diesen Zusammenhang eingeordnet, kann das neue Kriterium einen Vertrauenskredit beanspruchen. Doch wäre es nicht richtig, es als physiognomisches Kriterium zu begrüßen. Nennen wir die verschiedenen Kriterien: chemisches, physiologisches, psychoanalytisches, je nach dem wissenschaftlichen Verfahren, die ihre Anwendung ermöglichen, so könnte man leicht an die Physiognomik als das vorgeschriebene Verfahren denken. Und diese Assoziation soll abgewehrt werden; sie führt in eine Betrachtungsweise, die sich zwar wachsenden Ansehens nicht nur bei einem romantischen Publikum, sondern auch in Psychologie, Soziologie, Biologie, Anthropologie erfreut, aber mit der naturwissenschaftlichen Gesinnung der Freudschen Psychoanalyse unvereinbar ist. Jene Wissenschaft, die berufen wäre Aussagen der Art, die ich in diesem Aufsatz physiognomisch genannt habe, präzis und verifizierbar zu machen, also — um es nicht ganz zulänglich, aber kurz auszudrücken — an die Naturwissenschaft anzuschließen, heißt Topologie (be-

17) Freud, Ges. Schr., Bd. VII, 324.
18) Vgl. die Arbeit des Verfassers: Die Gestalttheorie, Imago, XX, 1934.

kannter unter ihrem alten Leibnizschen Namen *Analysis situs*). Ein topologisches Kriterium wäre daher den andern gegenüberzustellen. Doch ist die Frage der Nomenklatur nicht wichtig und eine prinzipielle Darlegung an dieser Stelle nicht möglich.

Soweit es sich um eine Einteilungsvorschrift handelt, mögen die Mängel der physiognomischen Betrachtungsweise nicht sehr ins Gewicht fallen. Soll aber die Einteilung igendeine Mühe lohnen, so muß sie Forschungsarbeiten vorschreiben, die zu neuen Einsichten führen. Es läßt sich das „Verhalten" zweier Zellen zueinander z. B. in der für uns relevanten Beziehung sehr genau, eindeutig und objektiv beschreiben, wenn man von ihm mit Hilfe des Verfahrens, das in der Topologie „abbilden" heißt, ein „Modell" konstruiert. Die konstanten und invarianten Momente jenes „Verhaltens" werden in ihrer Struktur erfaßt, nach den Regeln des „Strukturkalküls", als den man die Topologie ansehen kann, abgebildet und gewissen festgelegten Operationen unterworfen. Die Herstellung dieses Modells ist gewiß keine einfache Arbeit, zum wenigsten heute, wo erst die grundlegenden Festsetzungen getroffen, diskutiert, auf ihre Zulässigkeit und Brauchbarkeit geprüft werden müssen. Diese Arbeit liefert aber eine tiefgehende Analyse der Struktur des Gegenstandes, die so neue wie überraschende und wichtige Einsichten vermittelt. Mit Hilfe solcher Modelle für jede der Gruppen, die den Bereich der Freudschen Triebeinteilung ausmachen, wird die Vorschrift präzisierbar, und ihre Ergebnisse werden untereinander vergleichbar. Es ist diese vorgängige Forschungsarbeit, die das topologische Kriterium vorschreibt, und die es meiner Meinung nach, über die bereits geschilderten Dienste hinaus, erst recht wertvoll macht.

Der Psychoanalytiker wird diese Bemerkungen, die eine ihm fernliegende Wissenschaft betreffend,[19] als kleingedruckte betrachten; ich denke, mit vollem Recht. Wenn er aber die Psychoanalyse mit der wissenschaftlichen Gesinnung, die das Wort Naturwissenschaft noch deutlich genug angibt, verbunden wissen will, so wird er weder so wichtige Ergebnisse, wie sie das physiognomische Kriterium ermöglicht, streichen wollen, noch wünschen, daß sich mit dieser Anerkennung der Charakter der Analyse allmählich im Sinne geisteswissenschaftlicher Interpretation, die es nahelegt, verändere. In dieser Situation mag ihm die Entwicklung des physiognomischen Kriteriums zum topologischen erwägenswert erscheinen.

19) In Imre Hermanns Arbeiten, insbesondere in „Die Psychoanalyse als Methode", finden sich Bemerkungen, die in dieselbe Richtung weisen; Markus Reiner verwertet Gedanken, die in einer verwandten Betrachtungsweise begründet sind: Causality and Psychoanalysis, Psa. Quarterly, I, 1932.

Beitrag zur Psychologie der Eifersucht

Von

Otto Fenichel

Oslo

I.

Wer eine Triebversagung erleidet, spürt intensive Unlust, und es ist uns selbstverständlich, daß er Haß gegen das sich versagende Objekt empfindet. Es scheint uns ebensowenig problematisch, daß er einem Befriedigteren gegenüber Neid empfindet, d. h. sich mit ihm identifiziert und dann den Kontrast zwischen dieser Einfühlung in der Phantasie und der unangenehmen Wirklichkeit um so schlimmer empfindet und aus diesem Kontrast Aggressionsneigungen gegen den Glücklicheren entwickelt. Eine Kombination dieses Neides mit jenem Haß ist offenbar die Eifersucht, der so auf den ersten Blick keine spezifische Problematik zuzukommen scheint.

Tatsächlich ist es aber, wie die psychoanalytische Literatur über dieses Thema[1] gezeigt hat, keineswegs so einfach. Zwei auffallende Momente an der Eifersucht zeigen dies auch schon dem oberflächlichen Blick: Erstens ist die Eifersucht keineswegs immer dort am größten, wo vorher Verliebtheit und (genitale) Befriedigung am größten waren, wie es der Fall sein müßte, wenn die Eifersucht eine einfache Versagungsreaktion wäre. Es scheint ja gerade im Gegenteil — und darin stimmen alle Autoren überein —, als ob Menschen, die besonders zur Eifersucht neigen, gerade solche wären, die unfähig sind zu tieferer Liebe, die ständig und leicht Objekte wechseln und die selbst auf Objekte eifersüchtig werden können, die ihnen, bevor sie ihnen Gelegenheit zur Eifersucht gaben, ziemlich gleichgültig waren. — Ginge es einfach zu, so müßte man zweitens erwarten, daß die unlustvollen Reaktionen auf eine Versagung, wie alles unlustvolle Erleben, eher verdrängt würden. Die Eifersucht hat aber ganz allgemein im Gegenteil die Eigenschaft, sich aufzudrängen, sie wird leicht zur überwertigen Idee. Wir kennen die Psychologie der überwertigen Idee: Das Festhalten der eifersüchtigen Gedanken im Bewußtsein muß dazu dienen, etwas anderes zu verdrängen, muß in ähnlicher Weise wie die Deckerinnerungen dem Eifersüchtigen einen gewissen libidoökonomischen Vorteil bringen.

Zum Umstand, daß in gewissem Sinne liebesunfähige Menschen am ehesten und intensivsten eifersüchtig werden, läßt sich zuerst folgendes sagen: Das

1) Freud: Über einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität, Ges. Schr., Bd. V; Jones: Die Eifersucht, Psa. Bewgg. II, 2; Sterba: Eifersüchtig auf . . . Psa. Bewgg. II, 2; Riviere: Jealousy as a Mechanism of Defence, Int. Journal of PsA., XIII, 4.

Gemenge von Depression, Neid, Aggressionsneigungen, mit dem ein Liebesverlust beantwortet wird, verrät eine besondere Intoleranz für Liebesverluste. Wir wissen, daß die Angst vor dem Liebesverlust gerade bei jenen Menschen am stärksten ist, denen das Geliebtwerden wichtiger ist als das Lieben, also gerade nicht bei jenen, die den Genitalprimat am vollkommensten erreicht haben. Die Angst vor dem Liebesverlust ist gerade bei solchen Personen am stärksten, bei denen der Liebesverlust wirklich das Schlimmste bedeutet, das das Individuum treffen kann, nicht nur eine sexuelle Versagung, sondern eine schwere Beeinträchtigung des Selbstgefühls, unter Umständen eine Auflösung des Ichs. Das Erleben des Liebesverlustes als eine narzißtische Kränkung hebt Freud als ein Charakteristikum der Eifersucht überhaupt hervor.[2] Es handelt sich also um jene Menschen, bei denen narzißtische und erotische Bedürfnisse nicht genügend voneinander differenziert sind. Bekanntlich ist diese Scheidung in einem gewissen Grade bei Verliebten immer verwischt, deren Selbstgefühl ja wieder wie das der kleinen Kinder von dem Verhalten des Liebesobjektes abhängt. (Deshalb neigt man im Zustand der Verliebtheit auch ganz allgemein zur Eifersucht.) Eine chronische Beeinträchtigung dieser Differenzierung zeigen aber vor allem gewisse oralfixierte Menschen, deren Selbstgefühlregulierung dauernd und mehr oder weniger ausschließlich von der Außenwelt abhängig bleibt. Sie brauchen „narzißtische Zufuhren von außen", um ihr Selbstgefühl halten zu können, so wie der Säugling materieller Zufuhren von außen bedarf, um am Leben zu bleiben.[3] Eine „innere Steuerung des Selbstgefühls" (etwa durch das Verhältnis zwischen Ich und Über-Ich) hat sich nicht oder nur ungenügend entwickelt oder ist regressiv wieder an eine „äußere" verlorengegangen. Es ist das dieselbe Disposition, die auch den „oralen" oder „Selbstgefühl"-Neurosen zugrunde liegt, also vor allem den manisch-depressiven Erscheinungen, der Süchtigkeit und anderen Impulsneurosen und dem „masochistischen Charakter". Es ist selbstverständlich, daß es unter den Menschen mit Fixierung der Selbstgefühlregulierung auf primitiven Stufen dann noch sehr verschiedenartige Untertypen gibt. Vor allem stehen hier die „Triebhaften", die das Unentbehrliche, das die böse Außenwelt ihnen vorenthält, sich mit Gewalt holen wollen, den „Masochistischen" gegenüber, die auch diese Gewaltneigung zu verdrängen suchen, um durch ihr Leiden um die unentbehrlichen Zufuhren zu werben. (Wobei dann das Werben ebenso dem eigenen Über-Ich gelten kann wie äußeren Objekten, die verdrängte

2) l. c.

3) Die erste Beschreibung dieser Phänomene der „Selbstgefühl-Steuerung" findet sich bei Rado: Die psychischen Wirkungen der Rauschgifte, Int. Ztschr. f. Psa., XII, ihre Fortführung bei Rado: Psychoanalyse der Pharmakothymie, Int. Ztschr. f. Psa., XX. Vgl. auch die Ausführungen über Selbstgefühl bei Fenichel: Perversionen, Psychosen, Charakterstörungen, Int. Psa. Verl., Wien, 1931.

Aggressionsneigung aus der Verdrängung wiederzukehren pflegt, Ängste verschiedener Art den so ersehnten Empfang wieder zu verhindern suchen, oder andere Komplikationen eintreten.) Daß auch das Festhalten am (die Leibesintegrität gewährleistenden) Besitz die gleiche Funktion für das Selbstgefühl erfüllt wie „äußere Zufuhren", eröffnet ein weiteres Kapitel, das heute nicht behandelt werden soll. Eine Gesellschaft, in deren Ideologie ein Ehegatte als Besitzstück des andern erscheint, erhöht jedenfalls von hier aus die psychoökonomische Brauchbarkeit der Eifersucht.

Wenden wir uns nun der zweiten vorhin erwähnten auffallenden Eigenschaft der Eifersucht zu und fragen wir, welche geheimen libidoökonomischen Vorteile die Eifersucht dem Eifersüchtigen zu bieten vermag, so geben uns hierauf Freud und die bisherige Literatur bestimmte Antworten. Die erste Erkenntnis war die, daß der übermäßige Affekt daher rührt, daß die zur Eifersucht Veranlassung gebende Situation an eine ähnliche frühere erinnert, die verdrängt worden war. Das Übermaß des Affekts stammt aus den Zuschüssen, die aus dem Verdrängten fließen, und der Umstand, daß sich die gegenwärtige Kränkung im Bewußtsein so sehr vorschiebt, hilft die vergangene in der Verdrängung zu halten: Die Eifersucht entstand im Verhältnis der Geschwister zueinander, oder — vor allem — am Ödipuskomplex. Diese historische Auskunft stimmt gewiß für jede Eifersucht. Aber man möchte nun gern etwas darüber erfahren, wovon es abhängt, ob das Scheitern des Ödipuskomplexes, das ja jeder Mensch erlebt, eine besondere Disposition zur Eifersucht hinterläßt oder nicht. Das muß bereits davon abhängen, wie seinerzeit der Ödipuskomplex und sein Scheitern erlebt wurde, so daß die Reduktion der Eifersucht auf infantile Situationen das Problem nur verschiebt, nicht löst. Hier führte uns Freud weiter, indem er die Eifersuchtsparanoia zum Vergleich heranzog. Die Eifersucht ist ja eine Art „Normalvorbild" des Eifersuchtswahnes, wie etwa die Trauer ein Normalvorbild der Melancholie.[4] Was für die Psychologie des Eifersuchtswahnes grundlegend ist, muß — in entsprechend beschränkterem Umfange — auch für die normale Eifersucht gelten.

Bekanntlich fand Freud, daß in paranoiden Fällen die Eifersucht dazu benützt wird, um zweierlei Impulse mit ihrer Hilfe abzuwehren. Mit Hilfe der „projizierten Eifersucht" werden die eigenen Impulse zur Untreue, in der wahnhaften Eifersucht die eigene Homosexualität nicht bewußt. Beide Motive spielen wohl auch bei jeder normalen Eifersucht eine gewisse Rolle. Wenn es gelingt, als schuldhaft empfundene eigene Impulse zur Untreue projektiv zu erledigen, so ist das gewiß ein libidoökonomischer Vorteil, der uns die Aufdringlichkeit einer „überwertigen Idee" erklären kann. Bezüglich des Anteils der eigenen unbewußten Homosexualität auch in der nichtwahnhaften

4) Freud: Trauer und Melancholie, Ges. Schr., Bd. V.

Eifersucht erinnere ich nur an die schöne Arbeit von Sterba: „Eifersucht auf . . .“[5] oder an eine von mir beobachtete Patientin, die eine perverse Vorliebe für den Sexualverkehr zu dritt hatte, mit einer glühenden eifersüchtigen Angst davor, Freund und Freundin könnten auch in ihrer Abwesenheit einmal zusammen sein.[6]

Das Problem, das noch eingehender Erörterung bedarf, ist also das nach dem Verhältnis dieser drei von Freud erkannten Momente (historische Bedingtheit, eigene unbewußte Untreueimpulse, eigene unbewußte Homosexualität) zu den Überlegungen über die Angst vor dem Liebesverlust und die Fixierung des Selbstgefühls an primitive Stufen, die mit einer „oralen Fixierung“ zusammenfällt.

Die Fixierung an primitive Stufen der Selbstgefühlregulierung kann man auch eine narzißtische Fixierung nennen. Freilich ist das Wort „narzißtisch“ vieldeutig. Es ist natürlich keine Rede davon, daß solche Leute, deren Abhängigkeit von den Objekten enorm ist, mit einem „narzißtischen Zustand“, der keine Objekte kennt, zu vergleichen wären, etwa mit einem katatonen Stupor, oder auch nur mit dem, was Freud als „narzißtischen Typus“ geschildert hat.[7] „Narzißtisch“ sind diese von den Objekten ungemein abhängigen Menschen nur in dem Sinne, wie in der „Einführung des Narzißmus“ das Geliebtwerden als narzißtisches Ziel im Vergleich zu dem des Liebens bezeichnet wird.[8] Das „narzißtische Bedürfnis“, das Bedürfnis, ihr Selbstgefühlniveau zu halten, ist höher, und die Methoden, dieses zu befriedigen, sind archaischer als bei „genitaleren“ Menschen. — Aber auch die Projektion, die die paranoiden Mechanismen, die in der Eifersucht enthalten sind, charakterisiert, ist ein archaischer Mechanismus, der auf ein Erhaltensein oder eine Wiederbelebung eines relativ narzißtischen Stadiums hindeutet. Auch das homosexuelle Objekt ist dem narzißtischen Objekt, dem eigenen Ich, näher als das heterosexuelle. In der Psychoanalyse der Paranoia haben wir erfahren, wie nahe die Mechanismen Projektion und Introjektion einander stehen. Bei beiden gehen die sonst so festen Grenzen zwischen Ich und Nicht-Ich wieder verloren. Wo projektives Denken vorliegt, gibt es auch introjektives. — Die Introjektion spielt sich zwar an allen erogenen Zonen ab, bekanntlich aber vor allem an der oralen. Auch die „narzißtische Zufuhr von außen“, von der wir sprachen, ist zutiefst als orale Zufuhr gedacht. Auch sie hat etwas mit „Introjektion“ zu tun.

Das Problem des Zusammenspiels von Ödipuskomplex, eigenen Untreue-

5) Psa. Bewgg. II, 2.

6) Vgl. meine Arbeit „Weiteres zur präödipalen Phase der Mädchen“, Int. Ztschr. f. Psa., XX. Fall 2.

7) Freud: Über libidinöse Typen, Ges. Schr., Bd. XII.

8) Freud: Zur Einführung des Narzißmus, Ges. Schr., Bd. V.

impulsen und eigener unbewußter Homosexualität einerseits und narzißtischer Intoleranz für Liebesverluste andererseits, wurde bereits in der Arbeit von Jones „Die Eifersucht"[9] erläutert. Er schildert dort die narzißtische Abhängigkeit des zur Eifersucht Disponierten von seinem Objekt (z. B.: „Für einen solchen Mann ist die Liebe ein therapeutisches Mittel, das ihn von einem Krankheitszustand heilen soll"), legt aber weniger Gewicht darauf, daß hier Konstitution und infantiles Erleben zusammenwirken, um eine Fixierung an einen primitiven (oralen) Mechanismus der Selbstgefühlregulierung zu bewirken, als auf das inhaltliche Moment, daß es stets schwere und frühe Schuldgefühle sind, die durch die „narzißtischen Zufuhren von außen" aufgehoben werden sollen.[10]

Nach der Arbeit von Jones erschien noch eine andere, die sich mit dem hier erörterten Problem befaßt: Riviere „Jealousy as a Mechanism of Defence".[11] Aber über diese Arbeit soll erst geredet werden, nachdem wir das Material eines eigenen Falles vorgebracht haben. Aus den bisherigen theoretischen Erörterungen bringen wir jedenfalls für die nun folgenden klinischen Überlegungen ein Vorurteil mit: die Beziehungen zwischen Eifersucht und oralen Introjektionsphantasien müssen viel engere sein, als bisher betont worden ist.

II.

Bei einer vor dem Klimakterium stehenden Frau rezidivierte eine schwere Neurose, von der sie jahrelang frei gewesen war, mit Depersonalisationserscheinungen, Angst und verschiedenen Konversionssymptomen. Sie weiß den Anlaß der Rezidive anzugeben: Die Symptome waren wieder aufgetaucht, nachdem ihr Mann impotent geworden war. Sie scheinen also die Folge des Fortfalls der libidinösen Befriedigung. Dieser Eindruck verstärkt sich durch

9) Psa. Bewgg. II, 2.

10) Jones betont auch mit Recht, daß bei diesen Menschen der großen Sehnsucht, etwas vom Liebesobjekt zu erhalten, meist eine durch infantile Erlebnisse bedingte große Angst vor der Erfüllung dieser Sehnsucht entgegensteht. Oft ist erst ein solcher Konflikt Ursache für die Verdrängung und damit Fixierung der Mechanismen dieser Stufen. Eine ruhelose Flucht von Objekt zu Objekt kann die Folge der Angst vor dem magisch (als Selbstzerstörung) gefürchteten Empfang sein. Eine solche Flucht fällt den in Rede stehenden Personen um so leichter, als sie ja keine wirkliche individuelle Beziehung zu ihren Objekten haben, sondern von ihnen eben nur den „magischen Empfang" ersehnen, so daß die Objekte leicht austauschbar sind. Trotzdem scheint mir die aus diesem Sachverhalt von Jones gezogene Konsequenz höchst zweifelhaft: „Die eheliche Untreue hat öfter, als man glaubt, eine Neurose als Ursprung; sie ist nicht Zeichen von Freiheit und Potenz, sondern des geraden Gegenteils." Denn häufiger noch als die neurotische „Angst vor der Bindung" gibt es die „neurotische Bindung" mit Angst vor der an sich doch gewiß nicht pathologischen, sondern biologisch normalen Sehnsucht nach Objektwechsel.

11) Int. Journal of PsA., XIII, 4.

das Übertragungsverhalten der Patientin: Sie hatte seinerzeit die verschiedensten psychotherapeutischen Kuren durchgemacht, und ihr Verhalten läßt keinen Zweifel daran, daß sie vom Arzt freundliche Beratung, „Vermittlung von Lebenszielen", Anerkennung, Freundschaft erwartet, kurz, daß sie, da sie das Interesse ihres Mannes verloren zu haben glaubt, sich von einem Arzt Ersatz hierfür kaufen will. Aber die Anamnese schon brachte eine Überraschung. Die erste Angabe, die Rezidive wäre unmittelbar der Impotenz des Mannes gefolgt, erwies sich als unrichtig. Eine lange Zeit hindurch lebte die Patientin noch beschwerdefrei, sowohl während der Mann sich vergebens bemühte, noch einen Akt zustande zu bringen, als auch nachdem er das aufgegeben hatte und sich der Patientin sexuell gar nicht mehr näherte. Als die Patientin den Verdacht schöpfte, ihr Mann käme heimlich mit einer anderen Frau zusammen, entwickelte sich bei ihr sofort die Überzeugung, bei dieser anderen hätte er gewiß noch seine volle Potenz; sie produzierte eine ihr bis dahin fremde intensive und quälende Eifersucht, und erst in Gemeinschaft mit dieser Eifersucht traten die alten neurotischen Symptome wieder auf. Im selben Sinne überraschte die Auskunft der Patientin, daß sie in der langjährigen Ehe stets frigid gewesen war und sich deshalb aus dem Verkehr mit ihrem Manne nie etwas gemacht hatte. Während der ganzen Jahre mußte sie, um eine sexuelle Entspannung zu erzielen, von Zeit zu Zeit mit bestimmten Phantasien, über die später die Rede sein soll, onanieren.

Es mag also richtig sein, daß durch die Veränderungen in den ehelichen Beziehungen für die Patientin eine Befriedigung weggefallen ist. Diese weggefallene Befriedigung ist aber nicht grob somatisch als Wegfallen des Sexualverkehrs zu verstehen, sondern das Benehmen des Mannes — und zwar seine Untreue mehr als seine Impotenz — muß die vorher für die Frau befriedigende Onanie ihr auf irgend eine Weise entwertet haben.

Wir werden der Frage nach der Art der weggefallenen Befriedigung näherkommen, wenn wir analysieren, was die Patientin nunmehr als Befriedigungsersatz anstrebte. Dies zeigte sich erstens im Übertragungsverhalten. Die Patientin forderte sehr energisch und deutlich sehr viel Aufmerksamkeit und Freundschaft des Analytikers wie ein ihr zustehendes Recht. Wenn der Analytiker zu ihr spreche, erklärte sie, so fühle sie erst wieder, daß sie der Beachtung wert sei, während sie sich in ihren Angst- und Depersonalisationsvorstellungen zu Hause völlig wertlos vorkomme. Um auf solche Weise vom Arzt „gehalten zu werden", so erklärte sie schließlich ganz offen, komme sie ja zu ihm, und wenn er ihr die ersehnten Ratschläge nicht geben wollte, so werde sie sich diese schon zu verschaffen wissen, z. B. indem sie zu einem andern Arzt gehe. Nach Stunden, in denen, ihrem Gefühl nach, der Analytiker zu wenig geredet hatte, pflegte sie zum Trost in eine Konditorei zu gehen und

Kuchen zu essen. Die Worte und Freundlichkeiten des Analytikers bedeuteten eine orale „Zufuhr von außen".

Dasselbe zeigten zweitens die Symptome. Sowohl Depersonalisation als auch Angst stellten sich vor allem beim Alleinsein ein. Jene zeigte sich in einem Erlebnis der „Spaltung"; die Patientin hatte das Gefühl, als wäre sie zwei Personen zugleich; sie erlebte dabei ausgiebige Körperentfremdungen; insbesondere erschienen ihr ihre Hände fremd, und sie wußte nicht, was sie mit ihnen anfangen sollte. So erwies sich die Angst vor dem Alleinsein als eine Angst vor der Onanieversuchung. Unser Verdacht verstärkt sich, daß das Verhalten des Mannes auf eine uns noch unbegreifliche Weise die Onanie, die vorher befriedigend gewesen war, zu einer Gefahr gemacht hatte. Und das mußte irgendwie damit zusammenhängen, daß in der Onanie orale Impulse ihren Ausdruck fanden, und daß sie in ihr irgendwie zwei Personen gleichzeitig darstellte. — Dieser uns noch unbekannte *infantile Charakter* der Onanie, den die Patientin fürchtete, muß also durch das Benehmen des Mannes relativ verstärkt worden sein.

Die Angstzustände, die offenbar in Versuchungssituationen der uns unbekannten infantilen Sexualität auftraten, konnten von der Patientin durch eine Art „Hausfrauenneurose" gemindert oder gebannt werden, die also einen „Ersatz" für die unmöglich gewordene Onanie darstellen muß. Die Patientin fühlt sich wohler, wenn sie den ganzen Tag kochen, scheuern oder „Ordnung machen" kann. Deutlich ist dabei die sadistische Komponente, mit der sie ihr Ordnungsprinzip allen anderen aufzuzwingen sucht. Züge solch anal-sadistischen Verhaltens waren allerdings bei ihr immer schon vorhanden gewesen. So hatte sie ihre jüngere Schwester völlig beherrscht, ihr alle Entscheidungen abgenommen und ihre eigene Denkweise aufgezwungen. Als die jüngere Schwester nach einer Analyse sich das nicht mehr gefallen ließ, antwortete die Patientin mit einem glühenden, bewußten Haß. — Daß sich solch anal-sadistisches Verhalten aber gerade auf dem Hausfrauengebiet austobte, und besonders, daß es ein Mittel wurde, Angst abzuwehren, kam jetzt neu hinzu.

Gleichzeitig wuchs die *Eifersucht*, die uns ja hier vor allem interessiert, außerordentlich. Die Gedanken an die Untreue des Mannes, das Grübeln darüber, wann, wo und wie er seine Freundin wohl sehe, und was er mit ihr mache, drängten sich quälend zwanghaft immer stärker auf. Die Patientin mußte sich Einzelheiten jenes sexuellen Zusammenseins vorstellen und erklärte es schließlich für unerträglich, daran denken zu müssen, wie ihr Mann einer anderen Frau „seinen Penis gebe". Diese Ausdrucksweise war auffallend, aber nicht unerwartet nach den Feststellungen, die wir über die orale Sehnsucht der Patientin, von dem Liebesobjekt etwas zu *erhalten*, gemacht hatten. Ihr geschildertes Übertragungsverhalten hatte ja schon deutlich gemacht, daß sie

vom Analytiker erwartete, was der Mann ihr entzog, nämlich durch Worte (Ratschläge) Erhöhung ihres Selbstgefühls. Der Penis des Mannes war also unbewußt ebenfalls als eine Art solcher „oraler Zufuhr" aufgefaßt. Merkwürdig blieb, daß sich die Patientin dieser Zufuhr noch nicht durch die Impotenz des Mannes beraubt fühlte, sondern erst durch den Umstand, daß eine andere Frau erhielt, was ihr verweigert wurde.

Nun gab es eine „Untreue"geschichte in der Pubertätszeit der Patientin. Ihr Vater hatte mit einem Dienstmädchen ein Verhältnis angefangen, und die Mutter war dahinter gekommen. Es gab einen großen Skandal, die Mutter weinte viel und schüttete, als die Tochter fragte, was los sei, dieser ihr Herz aus. In der vorhin geschilderten Hausfrauenwut war nun zunächst eine unterstrichene Identifizierung mit jenem Dienstmädchen zu erkennen. Die erste Deutung der Rolle der Dreiecksphantasie im Sexualleben wies also wieder auf den Ödipuskomplex, die erste Deutung der Eifersucht, d. h. der Intoleranz gegenüber Dreieckssituationen, auf seine Verdrängung. Die Unerträglichkeit des Gedankens, daß ihr Mann mit einer anderen Frau zusammensein könnte, entsprach dem Umstand, daß der Mann, der untreu wird, eben dadurch zu einer Vaterfigur wird. „Jetzt widerfährt mir das", empfand also die die Vergeltung fürchtende Patientin, „was ich als Kind — in Identifizierung mit dem Dienstmädchen — meiner Mutter angetan habe."

Die Mobilisierung der Ödipuswünsche bzw. der ihnen entgegenstehenden Ängste erklärt uns allerdings noch nicht, warum der sexuelle Akt überhaupt als ein „Bekommen", ja, wie immer deutlicher wurde, als ein „Rauben dessen, was man mir nicht freiwillig gibt", aufgefaßt wurde. Einzelheiten, die über die wirklichen Ödipuserlebnisse der Patientin zu eruieren waren, zeigten zwar, daß diese Auffassung schon in der frühen Kindheit bestanden hatte, genügten aber nicht, sie zu erklären. Sie hatte mit dem Vater wiederholt weite Wagenfahrten unternommen, im Verlaufe derer der Vater gelegentlich den Wagen verließ, um seine Notdurft zu verrichten. Er hat sich (gelegentlich betrunken) dabei vor dem kleinen Mädchen nicht in acht genommen. Träume und Erinnerungen zeigten, daß die Patientin damals stets mit einem intensiven „Ich will es haben!" reagiert hatte, wobei die Assoziation: Waldeseinsamkeit — Räuber eine Rolle spielte.

Die Frage, wieso die Untreue des Mannes der bis dahin befriedigenden Onanie der Patientin einen infantileren Charakter gab, so daß diese verdrängt und durch neurotische Symptome ersetzt werden mußte, können wir nun zunächst dahin beantworten, daß sie den Ödipuskomplex der Patientin mobilisierte: sie wird nun so behandelt wie in ihrer Kindheit die Mutter. — Einen tieferen Grund erkennen wir aber, wenn wir uns nun den Phantasien zu-

wenden, die die vor der neuerlichen Erkrankung befriedigende Onanie begleitet hatten:

Im Pubertätsalter hatte die Patientin mit ihren Freundinnen oft sexuelle Gespräche geführt. Dabei erzählte eine Freundin, daß sie einmal Gelegenheit gehabt hätte, zuzusehen, wie ein Knecht im Stehen mit seinem Mädchen Verkehr gehabt hätte. Diese Vorstellung versetzte die Patientin in höchste Erregung und verließ sie während ihres ganzen Lebens nicht mehr. Ihre Onaniephantasien drehten sich von da an stets darum, daß jemand zusieht, wenn ein anderes Paar verkehrt. Bald kam die Phantasie hinzu, daß die zusehende Frau vom Mann zugunsten der anderen Frau verlassen worden war. Es war deutlich, daß es für die Patientin eine Erregungsbedingung war, daß sie sich gleichzeitig in beide Frauen, in die Beraubte und in die Räuberin, einfühlte. Von hier aus gelang die Analyse des „Spaltungs"gefühls in der onanieäquivalenten Depersonalisation: Sie war gespalten in die Beraubte und in die Räuberin. Die unbewußten Onaniephantasien, die durch die Untreue des Mannes eine solche Verstärkung erfahren hatten, können also ungefähr folgendermaßen formuliert werden: „Ich will der Mutter den Vater wegnehmen, wie das Dienstmädchen es getan hat. — Mir wird es, wenn ich einmal einen Mann habe, ebenso ergehen wie der Mutter."

Nun hatte die Patientin ihrer Mutter gegenüber zur Zeit der Analyse einen ebenso krampfhaften Haß wie gegen ihre Schwester. Sie machte ihr unausgesetzt Vorwürfe. Die Mutter sei an allem schuld, sie hätte sie schlecht erzogen, vernachlässigt usw. Die Krampfhaftigkeit des Hasses ließ keinen Zweifel an seiner Natur als Reaktionsbildung, die Patientin mußte eine tiefe Liebe zu ihrer Mutter verdrängen. Die Vorwürfe gegen die Mutter konnten nichts anderes bedeuten als: „sie hat meine Liebeswünsche unerfüllt gelassen", wenn wir auch noch nicht sagen können, welche wirklichen Enttäuschungen die Patientin an ihrer Mutter erlebt hat. Die Formel für diese Enttäuschung mußte natürlich lauten: „Sie hat mir etwas weggenommen, um es anderen zu geben." — In dieser Beziehung stellte also der Mann, der zur andern Frau geht, nicht den Vater, sondern die Mutter dar. Charakteristisch war, wie die Angst, ob der Analytiker ihr „genug gebe", in die überging, ob er in aktuellen Streitigkeiten mit der Mutter zur Patientin halten würde. Der Analytiker wurde ebenso mehr und mehr zu einer „Zwischenfigur" zwischen der Patientin und ihrer Mutter (oder ihrem Mann), wie auch in den Dreiecksphantasien der Mann immer mehr in den Hintergrund trat gegenüber der grundlegenden Idee: *Eine Frau nimmt einer andern etwas weg.* Die Verarbeitung des Penisneides anläßlich der Wagenfahrten mit dem Vater hatte schon unter dem Schatten dieser Idee gestanden. „Ich nehme einer anderen Frau das Essen weg", oder genauer, „wenn man mir das Essen wegnimmt, hole

ich es mir durch Raub (aus dem Mutterleib) wieder", war der unbewußte Sinn der Dreiecksphantasien, die Verdrängung dieser oral-sadistischen Impulse der unbewußte Sinn der Eifersucht.

Während der Latenzzeit war die Patientin ein besonders schlimmes Kind gewesen. Zahlreiche Erinnerungen und Familienanekdoten berichteten davon, wie kein Erwachsener es mit ihr aushalten konnte. Als sie einmal mit einem Onkel verreist war, brachte dieser sie wieder zurück, weil ihr unausstehliches Benehmen unerträglich war. All diese „Schlimmheiten" erwiesen sich in der Analyse als Versuche zur Liebeserpressung. Daß auch die bei solcher Struktur zu erwartende Neigung zur Kleptomanie vorhanden gewesen war, wurde durch neu auftauchende Erinnerungen klar: Sie hatte, erinnerte sie zunächst, ihrem Vater, einem leidenschaftlichen Schachspieler, die Schachfiguren gestohlen und sie ins Klosett geworfen. Später erinnerte sie, daß sie das Gleiche schon früher mit verschiedenen Gerätschaften der Mutter getan hatte. Der Sinn dieser Handlungen war: „Ihr sollt euch nicht mit diesen Dingen beschäftigen, sondern mit mir." Daß sie die Dinge gerade ins Klosett warf, ging auf den Haß gegen die jüngere Schwester zurück, die sie, einer analen Geburtstheorie entsprechend, auf diese Weise wieder entfernen wollte. Der Sinn all dieser Handlungen war: „Ich hole mir das mir Vorenthaltene. Ich räche mich, daß man mir die Liebe weggenommen hat. Ich will das Verlorene wiederhaben."

Gewiß ist der gewaltige Penisneid der Patientin ebenfalls unter diesem oral-sadistischen Gesichtspunkt verarbeitet worden. Aber ebenso gewiß war das Schema dieser Reaktionsweise schon vorher in der prägenitalen Mutterbeziehung entstanden. Als einmal anläßlich einer Traumanalyse von analen Triebregungen der Kinder die Rede war, halluzinierte die Patientin plötzlich einen intensiven Geschmack — und wußte, daß das Kotgeschmack war; obwohl sie sich an die Koprophagie nicht erinnern konnte, konnte doch kein Zweifel sein, daß sie, um das „Verlorene wiederzuhaben", auch koprophage Handlungen geübt hatte.

Obwohl historische Details über die Entstehung der oral-sadistischen Fixierung nicht ermittelt werden konnten, kann man doch zusammenfassen: Der Patientin war das *Rauben* (oder in Wendung gegen das Ich: das gleichzeitige Beraubtwerden) zur *Liebesbedingung* geworden. Die Eifersucht *wehrte* letzten Endes gegen die Mutter gerichtete oral-sadistische Wünsche *ab*, bzw. ließ das Abgewehrte in der Abwehr wiedererscheinen. Die auf den Mann gerichtete Eifersucht war in tieferer Schicht *homosexuell* gemeint und, darüber hinaus, war der unbewußte Sinn der sich aufdrängenden Eifersuchtsgedanken die *orale Introjektion*.

Die ursprüngliche präödipale Mutterbindung war in typischer Weise — durch Geburt der jüngeren Schwester und durch die Penisentdeckung — ge-

stört worden. Die Reaktion auf die Störung war aber nun nicht eine einfache Hinwendung zum Vater, sondern zunächst eine Fixierung der libidinösen Erregung überhaupt an die Phantasie „Ich werde beraubt und ich raube". Die Fixierung an diese Phantasie ist die „prägenitale Färbung", die die Patientin in ihre Genitalität mitbrachte und von der Mutter auf den Vater übertrug; ihretwegen verblieben alle Liebesbeziehungen auf der Stufe der Partialliebe. Die Aufstachelung ihres Ödipuskomplexes in der Pubertät durch das Erlebnis mit dem Dienstmädchen, das sie im Sinne ihrer Raubphantasie verarbeitet, (und die Erzählung der Kameradin von der Schauszene, die geeignet ist, als „Deckerlebnis" für die fast gleichzeitige Dienstmädchengeschichte zu gelten), prägt die endgültige Fixierung an die oral-sadistisch aufgefaßte Dreieckssituation. Die Eifersucht, das Gefühl, keine Dreieckssituation vertragen zu können (und dennoch immer an eine solche denken zu müssen), entspricht dem Versuch, den eigenen Oral-Sadismus zu verdrängen (und dennoch zu befriedigen). Das Verdrängungsmotiv ist Vergeltungsangst. Diese wird natürlich gesteigert, wenn die Patientin das Gefühl hat, daß ihr wirklich etwas geraubt werde.

Sehen wir uns nun, nachdem wir dies gefunden haben, den früher erwähnten Fall von Frau Riviere näher an, so sind wir zunächst über die weitgehenden Übereinstimmungen verblüfft:

Auch in dem von Frau Riviere geschilderten Fall zeigte sich, daß die schwere Eifersucht einer Frau verbunden war mit der unbewußt vorherrschenden Phantasie, deren manifeste Abkömmlinge die verschiedensten Verkleidungen annahmen, sie müsse einem geliebten Menschen etwas rauben, wodurch sie ihn sehr schädige. Die „Dreieckssituation" enthielt die Patientin selbst, das beraubte Objekt und das Geraubte. So beschäftigte sich die Patientin in einer Übertragungsphantasie damit, daß der Mann der Analytikerin sterbe. Sie wünschte, die Analytikerin ihres Mannes zu berauben, um sie selbst besitzen zu können. Der Tod gehörte in ihrer Phantasie zu den Formen der Beraubung und bedeutete ihr auf doppelte Weise die Möglichkeit, sich selbst Befriedigung zuzuführen, einmal durch die Verschaffung des Besitzes, zum andern durch das Leiden, das sie der beraubten, geliebten Person zufügt. Auch hier gelang der Nachweis des präödipalen Ursprungs dieser oral-sadistischen Fixierung durch die Analyse der führenden Onaniephantasie, welche lautete: Ein junges Mädchen wird, unbekleidet, von einem Arzt untersucht; eine Frau steht dabei im Hintergrund des Zimmers. Die untersuchte Frau stellte die Patientin selbst dar, die Frau im Hintergrund die Mutter, der sie den Vater raubt. — Die Ausbrüche der Eifersucht erfolgten, wenn die reale oder Übertragungssituation eine Verwirklichung der Phantasie in den Bereich der Möglichkeit rückte und dadurch das Maß der ihr entgegenstehenden Angst steigerte. Daß

hierbei der Vater = der Penis des Vaters wie ein Besitzstück der Mutter behandelt wurde, erklärt Frau Riviere mit Hilfe der Vorstellung vom „Penis des Vaters im Leibe der Mutter". Die Wunschphantasie der Patientin war also, alleinige Besitzerin der Mutter zu sein und sie ihres Leibesinhaltes zu berauben. Im Unbewußten der Patientin war es wohl nie zur vollen Objektbeziehung zum Manne gekommen, die genitalen heterosexuellen Wünsche spielten eine nebensächliche Rolle im Vergleich zum homosexuellen oralen Sadismus.

Soweit ist die Übereinstimmung mit unserm Fall also tatsächlich frappierend, so daß wir unsere ganzen bisherigen Ausführungen als eine Bestätigung für die Ansicht von Frau Riviere auffassen können, daß bei Menschen, bei denen Eifersucht oder zwanghafte Untreue wesentliche Züge der Persönlichkeit sind, anzunehmen sei, daß der Liebesverlust bzw. die Sucht nach Liebe nicht so sehr genitalen Charakter trägt, als daß sie vielmehr dem Verlangen entspringen, Teilobjekte zu erobern, um sie sich einzuverleiben. Dadurch wird die relative Unwichtigkeit des Objektes und der häufige Objektwechsel verständlich.

Dagegen haben wir gegen einige Folgerungen, die Frau Riviere aus diesen Befunden zieht, theoretische Bedenken, die Erörterung verdienen:

Die Eifersucht wird von Frau Riviere wiederholt als *„defence"*, als schützende Abwehrmaßnahme des Ichs bezeichnet. Insofern die Eifersucht eine Intoleranz gegen Dreieckssituationen darstellt, diese also zu vermeiden sucht, leuchtet das ein. Es ist das Bestreben, gerade die Situation, die unbewußt ersehnt wird, zu vermeiden. Es ist klar, woher dieses Streben nach Vermeidung stammt: ebenso wie alle infantile Triebabwehr aus einer der Vorstellung der Triebhandlung entgegenstehenden Angst, in unserm Falle aus Vergeltungsangst wegen des eigenen Oralsadismus. (Allerdings enthält die Eifersucht nicht nur die Abwehr der Dreieckssituation, sondern auch die in entstellter Form erfolgende Wiederkehr des Abgewehrten aus der Abwehr.) — Fassen wir so die Eifersucht als den — mißlingenden — Versuch auf, eine Triebphantasie abzuwehren, so hat es, scheint uns, dagegen wenig Sinn, auch die abgewehrte Triebphantasie selbst als „Abwehr" zu bezeichnen. Gerade das aber tut Frau Riviere. Nun wissen wir zwar, daß die Triebziele, an die ein Mensch nach Durchlaufen der infantilen Sexualität „fixiert" bleibt, nicht einfach identisch sind mit „konstitutionellen" Triebzielen des Es; sondern daß es sich da schon um Kompromißbildungen handelt, bei deren Zustandekommen auch das triebabwehrende Ich beteiligt ist. Dennoch müssen wir natürlich solche unbewußten Triebziele, mit deren Abwehr sich dann das Ich zu beschäftigen hat, in erster Linie als Ausdruck des lustgierigen Es betrachten (auf das nur das abwehrende bzw. auswählende Ich modifizierenden Einfluß genommen hat). — Frau Riviere dagegen sieht in der Fixierung an die Phantasie selbst in erster Linie ein *„defence"*, meint, daß die Bedeutung

dieser Phantasie im Leben der Patientin daher komme, daß es ihr gelungen sei, die phantasierte Situation, die aus Wunsch und Angst zusammengesetzt sei, in eine Situation der Sicherheit und der Verteidigung zu verwandeln. Die Mutter der Patientin war in Wahrheit eine sehr gütige Person, die die verschiedensten Verluste erlitt, aber das Kind dann nur um so mehr liebte. Deshalb meint Frau Riviere, daß die Patientin, deren Sexualität durch die ihrem Oralsadismus entgegenstehende Vergeltungsangst eingeschränkt ist, nur dann in sexuelle Erregung geraten kann, wenn sie durch Hervorhebung der Dreiecksphantasie sich an die beruhigende Erfahrung erinnere: „Ich habe ja auch als Kind der Mutter schlimme Dinge zugefügt, ohne daß mir etwas geschehen wäre." Die Ursache der Fixierung wäre also der Versuch, die Vergeltungsangst zu widerlegen (nicht etwa die ursprünglichen oral-sadistischen Phantasien selbst, die während der Kindheit Gelegenheit zur besonderen Befriedigung hatten, und denen eben die Vergeltungsangst entgegensteht). — Hätte Frau Riviere damit recht, daß das Auftreten der Dreiecksphantasie der Absicht diene, sich zu überzeugen, daß man rauben könne, ohne Strafe befürchten zu müssen, so müßte man erwarten, daß die Patientin bei Gelegenheiten, die die Realisierung der Dreiecksphantasie in den Bereich der Möglichkeit rücken, freudig zugriffe, ja, daß sie nur bei dieser Gelegenheit wirklich ungestörten sexuellen Genuß empfinden könnte. Wir sehen aber das Gegenteil, daß nämlich die Patientinnen gerade dann zurückweichen und Eifersucht und neurotische Reaktionen entwickeln. Warum? Frau Riviere weiß darauf nur die Antwort, daß auch eine gegen die Vergeltungsangst in Szene gesetzte Abwehrmaßnahme versagen kann, wenn die Vergeltungsangst gar zu stark wird. — Ist es nicht viel einfacher, die Fixierung an die oral-sadistische Phantasie, wie wir es sonst gewohnt sind, als ein Zusammenspiel von konstitutionellen Momenten mit besonderen Befriedigungen (oder Versagungen), die das Kind während der oralen Organisationsstufe der Libido erlebte, also als ein „Es-Phänomen" anzusehen — die Eifersucht dagegen als eine (mißlingende) Ich-Maßnahme? (Wobei zugegeben werden muß, daß, wie die Perversionen beweisen, Fixierungen auch gerade an jenen Libidopositionen zustande kommen, die geeignet sind, eine gleichzeitige Angst des Ichs zu widerlegen.) Der Versuch, im Vorhandensein einer libidinösen Regung, noch dazu einer, gegen die das Ich aus lauter Vergeltungsangst die imponierendsten Abwehrmaßnahmen in Szene setzt, in erster Linie eine Maßnahme des Ichs zur Angstabwehr, eine *„defence"* zu sehen, scheint mir eine jener in unserer Literatur häufig vertretenen Überschätzungen der (tatsächlich vorhandenen) Rolle der Libido als Angstabwehrmittel, der Unterschätzung ihrer Natur als biologische Gegebenheit zu sein, über die ich an anderer Stelle ausführlich gesprochen habe.[12]

12) Über Angstabwehr, insbesondere durch Libidinisierung, Int. Ztschr. f. Psa., XX.

Sodann: Frau Riviere nennt die die Eifersucht konstituierende Vergeltungsangst unbedenklich eine „Angst des Ichs vor seinem Über-Ich". Sie folgt dabei dem Sprachgebrauch von Melanie Klein und kann sich darauf berufen, daß gerade in ihrem Fall der Gegensatz zwischen der wirklichen gütigen Mutter und den Schreckensvorstellungen der „introjizierten Mutter" besonders groß war. Gerade eine so gütige Mutter, deren Entgegenkommen dem Kind wenig Gelegenheit zu äußeren Aggressionen gebe, erhöhe eben um diesen Betrag die Strenge der Aggressionen des frühen „Über-Ichs". Vor diesem frühen Über-Ich, das die Patientin von innen bedrohe, müsse sie sich schützen. Vor diesem Über-Ich fliehe sie in der Dreiecksphantasie zur realen Mutter („Flucht zur Realität"), die man berauben kann, ohne daß einem etwas geschieht. — Wir bezweifeln weder, daß die der Realität so grotesk widersprechenden Ängste der Kinder aus einer Projektion eigener sadistischer Regungen stammen, noch daß bei ihrer Genese auch Introjektionen eine wesentliche Rolle spielen. Aber wir meinen, daß es eben charakteristisch für solche „Vergeltungsängste" des Kindes ist, daß das Kind das Unheil wirklich, von außen erwartet, also — in projektivem Mißverständnis der Außenwelt — tatsächlich in seinen Handlungen mehr durch äußere Angst als durch Gewissensangst gehemmt werde.[13] Daß (wie schon Freud betonte[14]) das Gefühl „Ich selbst bin schuld am Liebesverlust" kontsitutiv zur Eifersucht gehört, beweist nicht, daß diese ein Symptom von aus dem Über-Ich stammenden, gegen das eigene Ich gerichteten unbewußten Anklagen sei. Eine Herabsetzung des Selbstgefühls als Folge eines Liebesverlustes ist auch ohne Beteiligung des Über-Ichs denkbar, gerade bei oral fixierten Personen, deren Selbstgefühlniveau von vornherein von äußeren Liebeszufuhren abhängt.

Ein Wort noch zu der oft zitierten Vorstellung vom „Penis des Vaters im Leibe der Mutter". Auch unser Fall schien — ebenso wie der Frau Rivieres — diese Vorstellung zu haben. Den Penis, den sie am Vater gesehen hatte, begehrte sie unzweifelhaft von der Mutter und zeigte das unbewußte Bestreben, ihn aus ihrem Leibe herauszuholen. Derartiges findet man tatsächlich häufig. Die Existenz dieser Vorstellungen scheint uns auch nicht problematisch; fraglich ist nur, ob eine solche Vorstellung immer von einer Phantasie über einen Koitus zwischen den Eltern, bei dem der väterliche Penis im Mutterleib zurückgeblieben wäre, oder dergleichen, stammen muß. Hier scheint uns viel gesündigt zu werden dadurch, daß man der Integriertheit jener Schichten bzw. jener Zeit zu wenig gerecht wird und immer noch zu viel „erwachsene Logik" dem Verständnis prägenitaler Denkwelten zugrunde legen will. Wenn ein Mädchen aus ganz andern Gründen (nämlich, weil zur

13) Vgl. die Ausführungen darüber in meiner eben zitierten Arbeit.

14) Über einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität, Ges. Schr., Bd. V.

präödipalen Zeit die Mutter das einzig wesentliche Objekt ist), die Gewohnheit hat, alles, was es fordert, von der Mutter zu fordern, wenn es darüber hinaus aus seiner prägenitalen Zeit eine oral-sadistische Bindung mitbringt von der Art „Ich will etwas zerstören, um mir etwas Vorenthaltenes zu holen", so wird auch der Penisneid nach diesem präexistenten Schema verarbeitet. Tatsächlich finden wir in Fällen, wo die in Rede stehende Vorstellung besonders ausgesprochen ist, immer, daß andere schwere (objektive oder bloß subjektive) Enttäuschungen durch die Mutter vorangegangen sind, denen sich der Penisneid zugesellt und die mit der Phantasie des „Aus-dem-Leibe-Reißens" geendet haben; vor allem Schwangerschaften der Mutter, aber auch Konflikte der Reinlichkeitserziehung und der Entwöhnung; man vergesse nicht, daß die Phantasie vom Leibesinhalt, der weggenommen wird, vom Kote stammt, an dem das tatsächlich erlebt wurde; man denke an die von Freud hervorgehobene Bedeutung der Klystiere.[15] Die integrierte Reaktion eines Mädchens auf den Penisanblick ist dann die Verarbeitung dieses Anblickes im Sinne früherer Erlebnisse. Der Penis (des Vaters) tritt nur als letztes und oft ausschlaggebendes Glied in die Reihe der Introjekte Milch, Kot, Kind, Penis, um die sich das kleine Mädchen geschädigt glaubt, und die sie — bei entsprechender Fixierung — mit oral- (pseudo-phallisch-) sadistischem Vorgehen gegen die Mutter beantworten kann.[16]

15) Freud: Über weibliche Sexualität, Ges. Schr., Bd. XII.
16) Vgl. Fenichel: Perversionen, Psychosen, Charakterstörungen, S. 57 f.

Ein Opfer der Verbrechermoral und eine nicht entdeckte Diebin

Zwei Analysen Krimineller[1]

Von

Franz Alexander und William Healy

Chicago Boston

II.

Der Fall Richard Vorland

Richard war acht Jahre alt, als ihn seine Mutter zu der Fürsorgestiftung „Judge Baker" brachte. Sie lebte in einem ziemlich entfernten Industriezentrum und kam, um sich Rat über den Jungen zu holen. Eine Dame, die sich mit freiwilliger Fürsorgearbeit befaßte, hatte ihr nämlich mitgeteilt, es gäbe die Möglichkeit, daß man ihn genau untersuchen und in einer besseren Umgebung unterbringen werde. Als die Analyse begann, war Richard 20 Jahre alt.

Im Alter von sechs Jahren, unmittelbar nachdem sein Vater bei einem Unglück ums Leben gekommen war, kam Richard mit seiner Mutter und seinen Brüdern aus ihrer Heimat Virginia nach New York. Sein Vater, der 1878 in der Hügellandschaft am Fuße des Virginia-Gebirges geboren war, hatte während seines ganzen Lebens in den Südstaaten gelebt. Auch Richards Mutter war im Jahre 1885 in Virginia geboren; sie stammte aus einer Familie aus New England mit einer Beimischung französischen Blutes. Nach dem Tode ihres Gatten kam sie nach Worcester, wo Verwandte von ihr lebten, und arbeitete dort in einer Bäckerwerkstatt, um den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder zu verdienen. Sie war katholisch, ihr Mann war Protestant; von den Kindern wurden einige in dem einen, die anderen in dem anderen Glauben erzogen.

Richard ist das jüngste der fünf Kinder. Das älteste Kind, ein Mädchen, blieb bei Bekannten in Virginia und hat dort geheiratet. John, acht Jahre älter als Richard, hatte sich bereits im Süden kriminell verhalten und blieb auch weiterhin ein schwerer Fall. Nach John kam Wilbur, der zweieinhalb Jahre älter war als Richard; die Mutter bezeichnete ihn als Richards „Kumpan". Sie legte besonderes Gewicht darauf, Richard dem Einfluß Wilburs zu entziehen.

Die Mutter stellte Richards Probleme folgendermaßen dar: Er pflegte außerordentlich häufig die Schule zu schwänzen und sei einmal die ganze

1) Aus einem im Erscheinen begriffenen Buch der beiden Autoren „Roots of Crime", Alfr. A. Knopf, Inc., New York. Vgl. den I. Teil, diese Zeitschrift, dieser Jahrgang, S. 5 ff.

Nacht vom Hause fortgeblieben. Während eines Jahres oder noch längerer Zeit beging er zu Hause und in Geschäften eine Menge kleiner Diebstähle; erst neulich hatte sich Richard im Büro einer Fabrik versteckt und eine große Summe Geldes gestohlen, von der er einen Teil Wilbur gab. Der Mutter machte es große Sorge, daß Richard gefahrvolle Fahrten auf Eisenbahnfrachtwagen unternahm, daß er zu Hause so ungehorsam und schwer zu behandeln war und manchmal schwere Wutausbrüche hatte.

Richards Vater stammte aus einer wohlangesehenen Familie und hatte in einem College in den Südstaaten ein Diplom erworben. Obwohl er für sehr intelligent gehalten wurde und völlig gesund war, begnügte er sich doch mit einer bescheidenen Stellung, die er behielt, ohne irgendwelche Anstrengungen zu machen vorwärts zu kommen. Er war ein periodischer Alkoholiker, im betrunkenen Zustand unangenehm und dem Fluchen ergeben; dies hatte sich besonders in dem letzten Jahre seines Lebens sehr verstärkt. An seinen Kindern nahm er sehr wenig Interesse und benahm sich seiner Familie gegenüber durchaus unverantwortlich.

Die Mutter ist eine Frau von kleiner Statur, die oft durch Sorgen und Ängste abgehärmt aussieht; sie hat stets mit harter Ausdauer gearbeitet und getreulich für ihre Kinder gesorgt. Sie hatte nur eine recht kärgliche Erziehung genossen, hatte früh geheiratet und war oft krank. Sie hatte, besonders nach dem Tode ihres Gatten, wenig Macht über ihre Kinder und ihre Schwierigkeiten wurden durch die Tatsache, daß sie selbst arbeiten mußte, um die Kinder zu erhalten, noch vermehrt. Haushaltungsarbeiten liebte sie nicht und zog es vor, eine Anstellung außer Haus anzunehmen. Obwohl sie nach dem Norden gekommen war, um in der Nähe ihrer Verwandten zu sein, stand sie mit den meisten nicht auf gutem Fuße. Sie gestand offen, daß es ihr viel leichter fiel, die Mädchen zu behandeln als die Jungen.

Die äußeren Verhältnisse waren daheim recht armselig. Die Familie lebte in einem überfüllten Stadtviertel; die Jungen waren viel auf der Straße. Die älteren Brüder hatte die Fürsorgestiftung nie kennengelernt. Kurze Zeit bevor man Richard dort das erste Mal sah, waren die beiden älteren Brüder in Wohltätigkeitsanstalten untergebracht worden.

Als Richards Mutter mit ihm schwanger war, begann Richards Vater sich sehr dem Trunk zu ergeben. Das war eine sehr unglückliche Zeit für die Mutter. Die Geburt Richards verlief normal. Er konnte nicht gestillt werden und die Mutter berichtet, das einzige Kind, das sie in zufriedenstellender Weise an der Brust zu stillen vermochte, sei Wilbur gewesen. Während des Säuglingsalters gab es bei Richard viele Ernährungsschwierigkeiten. Er war ein launenhaftes Kind und weinte bis zum Alter von drei Jahren sehr häufig; ernstlich krank war er jedoch nie. Daß dies bei keinem

der Kinder jemals der Fall war, schreibt die Mutter dem Umstande zu, daß sie, als die Kinder noch sehr klein waren, stets für große Reinlichkeit und dafür gesorgt hätte, daß sie von anderen Kindern ferngehalten würden. Sie glaubt, sie hätte Richard ganz besonders von anderen Kindern ferngehalten; er war bis zum Alter von sechs Jahren die ganze Zeit bei ihr. Sie fühlte für ihn mehr Mitleid als für die anderen, da er so schwach zu sein schien. Es schien ihr stets, als ob Richard unter allen Kindern ihr am ähnlichsten sei. Richard ist ebenso verschlossen wie sie selbst, während seine Brüder in ihrer Redseligkeit dem Vater gleichen. Obwohl Richard schon vom Säuglingsalter an Wutausbrüche hatte, die sie nicht zu meistern wußte, und obwohl er manchmal störrisch und eigensinnig schien, spricht sie von ihm doch, als wäre er bis zum Alter von sieben Jahren ein reizendes Kind gewesen. Mit dem Essen machte er immer Geschichten und zeigte eine fast abnormale Sucht nach Süßigkeiten. Von anderen eigentümlichen oder schädlichen Gewohnheiten wurde nicht berichtet. Die Mutter schrieb die Betragensschwierigkeiten Richards der Tatsache zu, daß er im Alter von sieben Jahren eine Mittelohrentzündung durchmachte und daß er zu jener Zeit in schlechte Gesellschaft kam, zu der auch Wilbur gehörte. In späteren Gesprächen betonte die Mutter oft, wie gut die Kinder stets zu ihr waren, wie treu sie stets zueinander standen, wie sie selbst immer die Partei der Kinder ergriff. Und sie setzte hinzu, daß keines der anderen Kinder ihr jemals freche Antworten gab. Richard hingegen ist von der Zeit an, als er sechs oder sieben Jahre alt wurde, oft in großen Zorn gegen sie geraten und hat sich über die an ihn gerichteten Mahnungen bitter beklagt.

Die körperliche Untersuchung im Alter von acht Jahren zeigte, daß Richard schwach entwickelt und ziemlich unterernährt war; er hatte viele schwer kariöse Zähne; von Zeit zu Zeit litt er an Ohrenfluß, wodurch sein Gehör etwas mangelhaft war; ferner wurde eine ausgesprochene Phimose konstatiert.

Die psychologische Untersuchung ergab einen Intelligenzkoeffizienten von 95. Der Knabe hatte gute Sprachfähigkeiten, war aber erst in der zweiten Klasse und konnte selbst die dort erforderliche Arbeit nur mangelhaft leisten, was wahrscheinlich dem häufigen Schulschwänzen zuzuschreiben war. Er war verschlossen und empfindlich und hatte eine tiefe Abneigung gegen die Schule.

Bei den ersten Gesprächen war es leicht, Richard zu veranlassen, offene Aussagen über sein Leben zu machen. Er gab einen lebhaften Bericht über seine Ideen vom Stehlen, die er von mehreren seiner Gefährten, jenen, die auch seine Mutter erwähnt hatte, sowie von seinen Brüdern angenommen hatte. Er erzählte, daß sein ältester Bruder ihm und Wilbur vieles vom Verbrechertum beigebracht hatte. Dieser älteste Bruder erging sich auch in sexuellen

Gewohnheiten, die er vor den jüngeren Knaben zur Schau stellte. Zoten und Worte von sexueller Bedeutung, die Richard in und außer Hause gehört hatte, kamen ihm oft in den Sinn, obwohl er sie haßte.

Die Mutter erzählte, daß ihr Mann sie in dem Jahre vor seinem Tod oft der Unsittlichkei beschuldigt haben und daß die Kinder dies gehört hätten. Richard bereiteten diese Gedanken viel Sorge, worauf auch seine damalige Gewohnheit hindeutet, seine Finger kreuzweise übereinander zu halten, um zu verhindern, daß ihm geschlechtliche Dinge in den Sinn kämen — eine sonderbare Anwendung eines auf das Leugnen bezüglichen Kinderspieles. Mehrmals sagte er, daß die Worte, die er gelernt hatte, ihm oft Übelsein bereiten — seine Aussage war wörtlich: „Diese Dinge verursachen in mir das Gefühl des Übelseins und der Gemeinheit. Sie bringen mich dazu, daran zu denken, daß ich mich irgendwo einschleiche und Gegenstände stehle, und des Nachts träume ich dann manchmal, daß ich einen Einbruch verübe." Er setzte auch hinzu, er wünsche, er könnte vom Ballspielen träumen.

Richard erzählte noch vieles andere: von einer Bande in der Nachbarschaft, die Diebstähle verübte, schmutzige Reden führte und masturbierte, was er selbst nicht sehr häufig tat; von Kinostücken, die von Diebstählen handelten; von seiner Liebe zu seiner Mutter und zu seinen Brüdern und von dem Mangel einer Erinnerung an seinen Vater. (Seine Mutter hatte den Vater im Verdacht, daß er sowohl Richard als dessen Brüder in Kneipen führte.) Manchmal spielte er bis zur späten Nachtstunde auf der Straße. Die Schule interessierte ihn nicht; er wollte Matrose werden und dazu brauchte er keine Erziehung.

Die Untersuchungsleiter bemerkten, daß der Knabe einen geringfügigen Gesichtstic zeige, doch seine Mutter erwähnte dies nicht.

Man kam naturgemäß zu dem Schluß, es handle sich um einen Fall, der es erfordere, den Jungen für lange Zeit in guter Umgebung unterzubringen, doch vermutete man bei Richard auch seelische Konflikte, über die man ihm Aufschluß geben könne, und nahm an, daß dies möglicherweise von einer sympathischen und intelligenten Frau, die sich mit dem Besuch solcher Kinder beschäftigte und bei anderen Jungen in ähnlichen Fällen sehr große Erfolge erzielt hatte, durchgeführt werden könne. Man empfahl ihn einer Kinderunterbringungsstelle, um ihn in einem guten Heim bei Pflegeeltern zu versorgen, und betonte, daß man auf seine körperlichen Bedürfnisse achten und gesunde Ersatzinteressen fördern müsse.

Das ist der wesentliche Inhalt der Information, die dem Analytiker vorlag, als Richard im Alter von 20 Jahren seine Zustimmung dazu gab, analysiert zu werden, und zu diesem Behufe von einem Bezirksgefängnis in zeitweilige Haft nach Boston gebracht wurde. Andere interessante Einzelheiten werden

in dem Abschnitt mitgeteilt werden, in dem das psychoanalytische Material mit den während der dazwischen liegenden Jahre entstandenen sehr ausgedehnten polizeilichen Daten verglichen werden wird (S. 201 ff).

Die Psychoanalyse Richard Vorlands

Richard Vorland war 20 Jahre alt als seine Analyse im Gefängnis begann. Die ersten sieben Monate seiner Analyse wurden im Gefängnis ausgeführt; während der letzten zwei Monate, als er seine Freiheit wiedererlangt hatte, fanden die analytischen Sitzungen in der Fürsorgestiftung „Judge Baker" statt, wohin er zu diesem Zwecke kam.

Richard ist ein schlanker Junge von mittlerem Wuchs, ruhig und höflich und spricht gewöhnlich mit leiser, etwas undeutlicher Stimme. Er nahm von Anfang an eine freundliche und zur Mitwirkung bereite Haltung an. Er erschien pünktlich in der Spitalsabteilung des Gefängnisses, wo seine Analyse stattfand, ärgerte sich über die Verspätung der Wärter, wenn sie ihn nicht zur rechten Zeit zur Stelle brachten, und zeigte überhaupt während seiner ganzen Analyse ein verbindliches Benehmen.

Er begriff sehr rasch den Sinn des ganzen Verfahrens, assoziierte leicht, hörte den Deutungen des Analytikers eifrig zu und zeigte ein ungewöhnliches Verständnis für psychologische Zusammenhänge.

In den ersten zwei Vorbesprechungen gab er eine kurze Übersicht über seine Lebensgeschichte. Sein Vater war stets betrunken und starb, als Richard sieben Jahre alt war. Sein nächstälterer Bruder Wilbur und er waren zu jener Zeit unzertrennliche Gefährten und sozusagen ohne jede Aufsicht. Im Alter von sieben Jahren verübte er gemeinsam mit seinem Bruder und einem engen Freund seines Bruders seinen ersten Diebstahl. Er stahl 100 Dollar aus einer Fabrik, um damit Zuckerwerk zu kaufen. Er wußte nicht, wieviel er stahl; er nahm die Banknoten und schob die Rolle unter sein Hemd.

Nach dem Tode des Vaters wurde das Heim bald aufgelöst und der Patient einer Kinderunterbringungsstelle zugewiesen. Von dieser Zeit ab besteht der Hauptteil seiner Erinnerungen in Arbeit und wiederum Arbeit — und Arbeit haßte er. Man brachte ihn von einem Pflegeelternheim ins andere. In einem der Heime, in das er während der Weihnachtsfeiertage gebracht wurde, mußte er während der Schulferien für den Türhüter arbeiten. Er stahl Geld aus der Schule. Als er zwölf Jahre alt war, war er, wie er sagt, sehr stramm und versuchte einem Mädchen Gewalt anzutun. Diese ganze Periode, die er bei verschiedenen Pflegeeltern auf landwirtschaftlichen Betrieben verbrachte, steht in seiner Erinnerung als eine Zeit, in der es stets nur Arbeit und niemals irgendwelche Unterhaltung gab. Die Schule beendigte er, während er auf einer

kleinen Farm arbeitete. Einmal bedrohte er seinen Pflegevater mit der Heugabel.

Richard war etwa 17 Jahre alt, als er seine erste Anstellung in der Stadt im Geschäfte eines Maklers erhielt. Richard sagt, es sei eine Schwindelgesellschaft gewesen, die falsche Wertpapiere verkauft habe. Er stahl ständig Geld aus dem Büro. Er verdiente 10 Dollar wöchentlich und stahl jede Woche 20 Dollar und noch mehr. Er blieb fünf oder sechs Monate dort und verdang sich dann auf ein Obstschiff; doch als er am Morgen um fünf Uhr das Haus hätte verlassen sollen, bekam er Nasenbluten und seine Mutter erlaubte ihm nicht, aufs Schiff zu gehen. Nachher arbeitete er als Liftboy und Page in verschiedenen Hotels. In einem Hotel blieb er ein Jahr, fand Gefallen an dieser Arbeit und hatte ein gutes Einkommen. Nachdem er diese Anstellung verloren hatte, war er eine Zeit lang ohne Beschäftigung. Dann stellte ihn dasselbe Hotel wieder an, doch wurde er neuerlich entlassen, da er statt zu arbeiten herumlungerte. In einem anderen Hotel wurde er entlassen, weil er Tabak kaute und den Saft ausspie. Dann arbeitete er an verschiedenen Stellen. Einmal stahl er in betrunkenem Zustand ein Automobil. Er wurde festgenommen und nach zwei Monaten Haft mit Bewährungsfrist entlassen. Dann hatte er wieder verschiedene Anstellungen als Liftboy oder Hotelpage.

Einmal stahl sein Bruder, der ein Automobil besaß, gemeinsam mit einem anderen jungen Mann einen Koffer. Richard reklamierte das Automobil auf Wunsch seines Bruders als sein Eigentum, wurde aber hierbei ertappt. Man nahm ihn fest, doch erwirkte sein Bruder seine Freilassung gegen Kaution. Seine Bewährungsfrist wurde auf ein weiteres Jahr verlängert. Eines Nachts brach er in betrunkenem Zustand in ein Geschäft ein und stahl einen Radioapparat. Jemand verriet ihn und er wurde festgenommen.

Während der Analyse vervollständigt er diese Geschichte seines Verbrechertums durch unzählige Angaben über kleinere und größere Diebstähle, die niemals zur Kenntnis der Polizei gelangt waren, — Einbrüche in Geschäfte, Eindringen in Bürogebäude und Öffnen der Schubladen; das große technische Geschick, mit dem er vorging, hatte er offenbar von seinem Bruder gelernt. Es gewährt ihm offenbar Vergnügen, von diesen Tricks und von seinen Fähigkeiten zu verbrecherischen Handlungen, sowie über seine Tapferkeit, seine Geschicklichkeit und seinen Zynismus zu sprechen, doch gibt er immer zu, sein Bruder sei schneidiger gewesen als er selber.

Gleich in den ersten Gesprächen gesteht er offen, daß er mit der Art seiner Arbeit unzufrieden sei, daß er keine Hoffnung habe, irgend etwas auf normalem Wege zu vollbringen, daß er keinerlei Ambition in seine Arbeit setze. Das einzige, was ihm Vergnügen mache, sei ein Automobil zu führen, doch habe er seinen Führerschein verloren. Die einzige Zukunft für ihn sei,

ein erfolgreicher Verbrecher zu werden. Wenn sein Bruder sich zum ehrlichen Leben bekehren würde, würde er es vielleicht auch tun, doch sei die Neigung zu seinem Bruder zu groß, um seine jetzige Tätigkeit aufzugeben; er liebe es, mit dem Bruder zu „arbeiten". Hinderte ihn nicht die Rücksicht auf die Mutter, so würde er ein geschickter Verbrecher werden, aber die Erinnerung an ihre Verbote halte ihn davon zurück tollkühn zu sein und daher unternehme er nicht allzu große Wagnisse. Er liebe es nicht, irgendwelche Hilfe anzunehmen oder jemandem verpflichtet zu sein; nichts hasse er so wie dies.

Er liebt das Aufregende und tut der Polizei gern einen Tort an. Er spricht stundenlang über die neuen verbrecherischen Pläne, die er ausführen will, sobald er das Gefängnis verlassen haben wird. Er erklärt, er habe kein Gewissen; das einzige Ding, über das er sich empören könne, sei Verrat. Er hält treu zu seinen Freunden und erwartet von ihnen dieselbe Treue.

Den Eindruck, den man in den ersten zwei Sitzungen von Richard bekommt, ist der, daß er sich seiner Schneidigkeit, seiner Geschicklichkeit und seines Mutes rühmt und daß er jede Art von Sentimentalität oder Anstand leugnet.

Während der dritten Sitzung erzählt er einen Traum, den er vor zwei Jahren hatte, und der sofort tiefe Einsicht in sein zentrales Problem gewährt. Er zeigt uns, daß wir es mit einer Persönlichkeit zu tun haben, die an einem ausgesprochen neurotischen Konflikt leidet.

Er träumte, *daß er in der Luft wandelte und mit einem anderen Mann wegen eines Mädchens stritt. Der Mann war hinter Richards Mädchen her. Er fürchtete sich vor dem Mann; trotzdem gab er ihm einen Fußtritt. Er hatte ein Gewehr in der Hand, doch als er es abfeuerte, fiel die Kugel aus dem Ende des Gewehrlaufes heraus und zu Boden. Dann kehrte er das Gewehr nach oben* (so: ↗), *um eine weiterreichende Wurfkurve zu bekommen. Doch auch so funktionierte die Sache nicht. Dann warf er das Gewehr dem Manne nach, da doch alles umsonst war.* In der dieser Sitzung vorangehenden Nacht hatte er einen Pollutionstraum, *in welchem sein Bruder mit jemandem Geschlechtsverkehr trieb, Richard selbst aber eine Ejakulation hatte.* In den Einfällen zu diesen zwei Träumen betonte er, daß er noch niemals bei einem Mädchen versagt und einmal den Beischlaf fünfmal während eines Nachmittags ausgeführt habe. Als er ein einziges Mal versagte, sei er betrunken gewesen. Seit ein und einhalb Jahren hatte er mit einem Mädchen ein ständiges Verhältnis.

Der Traum zeigte klar, daß sich hinter der Oberflächeneinstellung des betonten Mutes tiefe Unsicherheit verbirgt, die mit dem Gefühl geschlechtlicher Unzulänglichkeit und der Furcht von Impotenz eng verbunden ist. Der Traum zeigt auch die sexuelle Konkurrenzeinstellung dem Bruder gegenüber, den er im Traum den Geschlechtsakt ausführen läßt, wobei aber gleichzeitig er, der Patient, eine

Ejakulation hat. Die Annahme, daß der Kampf mit dem anderen Mann sich auf seine feindliche Einstellung gegen seinen Bruder beziehe, im Vergleich zu dem er sich schwach und geschlechtlich unzulänglich fühlte — die Kugel fliegt aus seinem Gewehr nicht hinaus, sondern fällt zu Boden —, wurde vom Patienten in demselben Gespräch einbekannt, indem er zugab, daß er, obgleich er seinen Bruder außerordentlich liebe, stets sehr eifersüchtig auf ihn gewesen sei. Diese Eifersucht habe begonnen, als Richard acht Jahre alt war. Vor dieser Zeit waren sie immer zusammen ausgegangen, hatten zusammen herumgelungert, hatten stets zusammen allerhand Unfug getrieben. Etwa damals begann der Bruder aber mit anderen Jungen auszugehen und ließ ihn allein, so daß er furchtbare Eifersucht empfand. Sein Bruder sei stärker gewesen als er. Als er dies gesagt satte, verbesserte er sich: „Nein, er war nicht stärker — wenigstens habe ich dies nie zugegeben."

Er pflegte mit seinem Bruder zu raufen; er erinnert sich an Vorfälle, bei denen sein Bruder ihn schlug. Einmal zerbrach er das Rad des Kraftwagens seines Buders. Dann stahl er fünf Räder von einem anderen Kraftwagen, aber sie paßten nicht. In dem Traum, in dem er jene Balgerei mit dem anderen Manne hatte, ist der Schauplatz derselbe Hof, in dem er wohnte, als er acht Jahre alt war.

Von der Zeit dieser dritten Unterredung an träumt der Patient reichlich, fast jede Nacht. Mehr als zwei Drittel der Sitzungen werden mit Traumanalysen ausgefüllt, die Einblicke in tiefe Schichten des Unbewußten gewähren.

In der vierten Sitzung bringt der Patient ein Traumpaar: In einem der beiden Träume handelt es sich wieder *um Gewehre, aber diesmal um zwei Gewehre. Er beabsichtigt eines derselben einem Mitglied einer Räuberbande zu verkaufen.* Im Traum *„waren die zwei großen Pistolen wunderbar"*. Der zweite Traum ist ein manifest sexueller Traum, *in dem er in die Frauenabteilung des Gefängnisses eindringt und mit einer der dort befindlichen Frauen schläft.*

Er liebt Schußwaffen, erzählt von vielen aggressiven Spässen, die er mit Schießgewehren trieb, und schildert, ein wie guter Schütze er sei. Er hat auch die Geschichte von Wilhelm Tell gelesen. Das Spiel mit Gewehren und die Lust am Schießen dienen ihm als Kompensation für die tief verwurzelten Minderwertigkeitsgefühle, die er seinem Bruder gegenüber empfindet. Schußwaffen dienen ihm auch als Anlaß für seine aggressiven Tendenzen; das wird auch durch die Tatsache bestätigt, daß er, unmittelbar nachdem er über seine aggressiven Spässe mit Schießgewehren gesprochen hat (z. B. davon, daß er von dem Dach eines Gebäudes nach den Schaufeln einiger Leute schoß, die auf dem nebenan liegenden Grundstück arbeiteten), über eine der am meisten traumatischen Episoden seines Lebens berichtet: Er ist manchmal furchtbar eifersüchtig auf seine Mutter. Es gibt einen Kostgänger im Hause, mit dem sie ein Verhält-

nis hat. Mit diesem Kostgänger hat er mehrmals gerauft; auch sein Bruder hat dies getan. Einmal hat ihm dieser Kostgänger drei Zähne ausgeschlagen. Richard zeigt dem Analytiker die falschen Zähne, die er sich als Ersatz für die ausgeschlagenen einsetzen ließ. Bei der Erzählung dieser Szene gerät er in große Aufregung: „Warum heiratet der Kostgänger sie nicht.“ Würde seine Mutter diesen Mann nicht lieben, so hätte der Patient ihn bereits erschlagen.

Auf die Frage des Analytikers, ob er auf den Kostgänger nicht ebenso böse wäre, wenn dieser die Mutter wirklich heiraten würde, antwortet er: „Ja, ich würde ihn hassen, weil er ein nichtswürdiger Kerl ist, aber ich würde ihm nichts zuleide tun.“ Dann setzt er in drohendem Ton hinzu, wenn seine Mutter ihre Liebe zu dem Kostgänger nicht aufgebe, werde der Kerl nicht lange leben.

Während der nächsten Sitzung erzählt er von einem Traum, in welchem er *zwei automatische Pistolen stahl und sich vor der Polizei fürchtete, weil er die Pistolen bei sich trug.* Die Gefahr hat für ihn eine große Anziehung. Er erzählt Geschichten darüber, wie er mit geschickten Tricks außerordentlich viele Diebstähle verübte. Er liebt es, die Behörden zum besten zu halten. Er weiß, daß dies mit seinem „Minderwertigkeitskomplex“ zusammenhängen muß (diesen Ausdruck wendet der Patient selber an, natürlich ohne ihn je vom Analytiker gehört zu haben). Er versteht seine Vorliebe für Gewehre, für das Schießen und die Aufregung, die ihm diese tollkühnen Wagestücke verursachen, die ihm dazu helfen, sein Minderwertigkeitsbewußtsein zu überwinden. Das Tragen von Schußwaffen gibt ihm das Gefühl der Kraft und der Macht. Als der Analytiker ihn aufforderte, zu der schrägen Stellung, die das Gewehr in dem früheren Traum hatte, seine Einfälle auszusprechen, assoziiert er die Erektion des Penis, die dieselbe Richtung annehme wie das Gewehr im Traume. Er gesteht auch zu, daß seine Diebstähle ein irrationales Element enthalten; so stahl er von einem anderen Häftling eine Armbanduhr, die keinen Wert besitzt und ihm nur Gefahr bringt. Nichtsdestoweniger gibt er gefundenes Geld oft zurück; so hat er einmal 10 Dollar, die er in einem Hotel fand, zurückgegeben.

Die Unsicherheit hinsichtlich seiner Männlichkeit wird immer klarer und klarer. Zu einem Traum, in welchem er *gewisse Schwierigkeiten hatte, ein Badekostüm zum Schwimmen zu bekommen,* fällt ihm sein Neid auf Männer, die körperlich kräftiger gebaut sind als er, ferner sein Neid auf Leute, die bessere sportliche Leistungen aufweisen, auf solche, die reicher sind oder schöne Kraftwagen besitzen usw. Er gesteht ein, daß im Mittelpunkt all seines Neides seine Einstellung zu seinem Bruder stehe.

In einem Traum *ging er mit seinem Mädel die Straße entlang. Drei Kerle griffen sein Mädel an und rissen sie mit sich. Er sagte ihnen, sie mögen sie in Ruhe lassen,*

aber sie wollten nicht fortgehen. Dann griff er alle drei Männer an. Sie warfen ihn zu Boden, aber es gelang ihm zu entkommen; er lief über die Straße und bemerkte dann, daß sein Mädel noch immer auf der anderen Seite der Straße stand. Er lief zurück und griff die Männer wieder an. Einem derselben, der rotes Haar hatte, schlug er mit einer Flasche auf den Kopf, so daß die Flasche zerbrach. Die beiden anderen liefen dann fort. Gleich nachher teilt er in einer Assoziation mit, sein Bruder habe rötliches Haar. Der geschlechtliche Wettbewerb mit seinem Bruder wird ihm in Verbindung mit diesem Traume vollkommen bewußt.

Neidische Rivalität ist jedoch nicht die einzige Einstellung, die er zu seinem Bruder hat. Seine passive Abhängigkeit dem stärkeren Bruder gegenüber, läuft seiner negativen feindlichen Tendenz parallel. In einem seiner Träume wird *der Bruder als ein Pferd dargestellt, das ihn zu dem ersehnten Zielpunkt führt.*

Einer seiner früheren Träume (8. Sitzung) offenbart die Tatsache, daß in der Tiefe im Mittelpunkt seiner Aggression Männern gegenüber unbewußte Kastrationstendenzen stehen. In diesem Traume *befreit er ein Mädchen, welches durch ein eigentümliches Tier in Gefangenschaft gehalten wird. Das erste Hindernis bei der Rettung des Mädchens bestand in einem Baum, welcher vor der Türe stand und dessen Zweige von Schlangen wimmelten. Er schnitt die Schlangen ab und befreit das Mädchen; da stellte sich ihm ein sonderbares Tier in den Weg. Er versuchte es mit seinem Säbel in zwei Stücke zu schneiden, doch wuchs es wieder zusammen. Das Mädchen zeigte ihm dann, wie er das Tier zerschneiden solle, das hernach die Form eines kahlköpfigen Mannes annahm. Das Mädchen machte ihn darauf aufmerksam, daß er diesen Mann mit dem Säbel mitten in den Rücken stechen könnte. Der Mann verwandelte sich sodann in ein mit Ziegelsteinen ausgelegtes Trottoir. Das Mädchen beugte sich nieder und nahm die Ziegel aus jener Stelle fort, die sie vorhin als die Stelle angezeichnet hatte, auf die man stechen müsse, als das Trottoir noch ein Mann war. Nachdem sie die Ziegelsteine herausgenommen hatte, bildete sie daraus einen Fußpfad, um das Beschreiten des Weges zu erleichtern. Sodann änderte sich die Szene, und er war in einer Buchhandlung. Die Buchhandlung gehörte einem Mann, der Zeitschriften* feilbot. *Der Patient stahl aus dem Stoße von Zeitschriften zwei unten liegende Exemplare.*

Das große Tier war wie eine Schlange ohne Kopf oder Schwanz. Dann wurde es zu einem kahlköpfigen Manne, der keine Gesichtszüge hatte. Der kahlköpfige Mann erinnert ihn an den Penis. Es ist in dem Traum interessant zu sehen, daß er in seinem Kampfe gegen den Mann die Hilfe der Frau in Anspruch nimmt, der er ebenfalls das phallische Symbol zueignet; das Mädchen hat einen Säbel ebenso wie er selbst. Am Ende des Traumes stiehlt er zwei Zeitschriften. Die starke rezeptive Anlage gegenüber Frauen zeigt sich zum erstenmal in diesem Traum. Die Frau hilft ihm und „pflastert ihm seinen

Weg" — sie nimmt Ziegel heraus und bildet einen Fußpfad, auf dem man leichter vorwärtskommen kann.

Es ist auch interessant, wie oft in seinen Träumen das Stehlen mit der Zahl zwei verbunden ist. In einem früheren Traum besaß er *zwei* Revolver, in einem anderen stahl er *zwei* Revolver und auch in seinen späteren Träumen kommt die Zahl *ewzi* in Verbindung mit Diebstählen vor. Da man weiß, daß die Zahl zwei in den tiefen Schichten des Unbewußten oft die beiden Brüste meint, deutet dies darauf hin, daß sich seine Diebstahlstendenz im Grunde auf starken oralen aggressiven Tendenzen (Tendenzen zu nehmen, zu beißen) aufbaut, welche sich auf die weiblichen Brüste richten. Auf seine starken oralen Tendenzen wurde man schon in der voranalytischen Anamnese durch seine außerordentliche Vorliebe für Süßigkeiten als Kind vorbereitet. In diesem letzten Traum wünschte er, ein Weib zu retten, damit sie ihm helfe; dies entspricht seiner bewußten Einstellung, nach der er seine Mutter vor dem Kostgänger retten will, um sie — in seiner rezeptiven und abhängigen Art — für sich selber zu besitzen. Diese starke abhängige Bindung an die Mutter wird im Laufe der Analyse immer klarer; sie läuft mit der passiven, abhängigen Einstellung zum Bruder parallel.

In den folgenden Sitzungen kommt die Schuld- und Schamreaktion seiner schmarotzerhaften Wünsche wegen näher zur Oberfläche. Er bittet den Analytiker, seinem Bruder Gefälligkeiten zu erweisen, und gesteht sodann, daß er alles zwanghaft tun müsse, wozu ihn sein Bruder auffordert. Wenn er ein Buch liest und der Bruder es haben will, so gibt er es ihm: oder wenn er eine Krawatte besitzt, die der Bruder haben will, so schenkt er sie ihm.

Während des nächsten Abschnittes der Analyse gibt er einer sehr pessimistischen Anschauung über das Leben Ausdruck: Er werde nie etwas vollbringen; er könne ein Liftboy werden und langsam vorwärtskommen, bis er eine kleine Anstellung in einem Hotel oder in einem Bankhaus bekomme, aber ein solcher Mann habe am Leben kein Vergnügen, es gebe nichts als Pflichten und Kinder. Er ziehe es vor, ein Verbrecher zu sein.

In der folgenden Sitzung deutet er jedoch in einem Traum eine hoffnungsvollere Einstellung an, die er noch nicht bewußt zuzugeben bereit ist und daher in einem Traum ausdrücken muß. *Er schlich sich eben in ein Bürohaus,* wie er es oft tat — es war dies einer seiner alten Tricks. *Dort gab es Hüte und Regenmäntel. Er nahm einen Hut und einige Briefmarken aus einer Brieftasche. Die Marken waren in der Form von Streifen: etwa sechzehn Stück 3½ Cent-Marken und einige 4½ Cent-Marken. Ein alter weißhaariger Mann, der im Liftschacht arbeitete, beobachtete ihn durch die Glastür des Büros. Es schien ihm, als wäre es für ihn klüger, Reißaus zu nehmen. Er ging durch eine andere Tür hinaus, kam in eine Vorhalle und von dort auf die Straße.*

Er erkannte in dem ältlichen Mann, der aus dem Liftschacht hinausschaute, das abschreckende Bild seiner Zukunft, falls er sich zu einem ehrlichen Leben bekehren würde: das Bild eines frühgealterten Familienvaters, eines alten „Liftboys", wie er es im Sinne hatte. Zum Traum assoziierend sagt er: „Als dieser Mann mich im Traum anblickte, sah ich sofort, daß es in dem Raum zahlreiche Türen gab, und ich ging durch eine Tür; nicht durch die, durch die ich hereingetreten war, und weit entfernt von der Tür, bei der er mich gesehen hatte." Er entdeckt im Traum, daß es nicht wahr sei, daß es für ihn nur zwei Möglichkeiten gebe — Liftboy oder Verbrecher zu werden; im Traume sagt er: Vielleicht gibt es noch einen anderen Ausweg (eine andere Tür). In demselben Traum *kamen auch zwei Hüte vor. Der eine war zu groß und seinem Gefühl nach irgendwie mit seinem Bruder verbunden. Er gehörte seinem Bruder. Er nahm den anderen und der war wasserdicht.* Er erklärt dies, indem er sagt: „Möge mein Bruder seinen eigenen Weg gehen, ich aber will ein ehrliches Leben beginnen." Es ist interessant, daß er in diesem Traum außer dem Hut auch Briefmarken stiehlt, die einen wirklichen Wert besitzen, während der Hut eine symbolische Bedeutung zu haben scheint und mit seinem sexuellen Wettbewerb gegen seinen Bruder in Beziehung steht. Dies deutet darauf, daß sich in seiner Einbrechertätigkeit zwei Faktoren vermengen: 1. irrationale Motive, unter ihnen der Neid auf seinen Bruder und der Wunsch, so tüchtig zu sein wie sein Bruder es ist und 2. ein rationales, auf Nutzen gerichtetes Motiv.

Ebenso wie sich seine Schuldgefühle dem Bruder gegenüber infolge der Kombination von Neid und Abhängigkeit in einer übertriebenen, masochistisch gefärbten Loyalität gegen den Bruder äußern, führen seine Schuldgefühle der Mutter gegenüber infolge seiner abhängigen, schmarotzerhaften Einstellung zu ihr zu einer masochistischen Haltung zu Frauen. Dies drückt sich klar in folgendem Traum aus: *Er saß in einem Omnibus, welcher nach der Stelle eines seiner früheren Pflegeheime zurückfuhr. Er war der einzige Passagier. Er hatte elegante Kleider an wie ein Prinz und 15 Dollar in der Tasche. Er kam in Suxton an und fand sich dann in einer Frühstücksstube, wo er Kaffee und ein belegtes Brot bestellte, wofür er sehr viel bezahlen sollte. Alles war doppelt so teuer wie anderswo. Drei oder vier Leute waren da und er kannte sie alle. Er sagte zu dem Mädchen, dem der Laden gehörte: „Zum Teufel mit den Preisen, die ihr hier berechnet!" Sie schlug ihm ins Gesicht. Er wendete ihr hierauf die andere Backe zu. Sie schlug ihm drei oder viermal ins Gesicht, aber es tat nicht weh. Er fühlte keinen Schmerz; eher war es ihm ein Genuß. Von dort ging er hinein in die Stadt auf die Hauptstraße. Er rechnete nach, wieviel Geld ihn wohl der Aufenthalt im Hotel kosten würde, und sah sich die Geschäfte gut an mit der Absicht, später zurückzukommen und einzubrechen. Er sah ein Teppichgeschäft und in diesem einen Juden und dachte daran, wie er wohl*

den Juden aus dem Geschäft herauslocken könne, um dann die Registrierkasse öffnen zu können. Er belauschte den Juden, als dieser telephonierte, wahrscheinlich seiner Frau, da er hörte, wie er sagte: „Komm herunter, Mutter". Er dachte, der Jude rede seine Frau als „Mutter" an. Die Straße war so glatt, daß man leicht auf ihr ausgleiten konnte, und als ein Mädchen mit vielen Bündeln die Straße entlang kam, machte er sich erbötig, ihr bei der Straßenkreuzung behilflich zu sein. Während er ihr half, ließ er ein Paket, das er in der Tasche hatte, zu Boden fallen. Eine Maschine kam die Straße entlang, die aus hölzernen Kisten zusammengestellt war. Er hielt das Mädchen an und wartete, bis die Maschine vorbeigefahren war. Dann gingen sie weiter. Er schaute das Mädchen an und fand sie sehr hübsch. Nachdem er ihr über die Straße geholfen hatte, ging er weiter. Er kam in eine helle, sonnige Straße — die andere Straße war dunkel und schäbig gewesen —, wo Mädchen und Soldaten in der Sonne spazieren gingen. Es war jene Straße, in der die höhere Schule stand, die er besucht hatte.

Seine Einfälle zur Fahrt in einem Omnibus waren: „Im vornehmen Lebensstil leben — auf großem Fuße — hochelegant." Er hatte immer nach Suxton zurückgewollt; das war der einzige Ort, den er liebte. Er hatte dort das zweite Semester seines zweiten Jahres an der Mittelschule verbracht. Er liebte den Mann, für den er dort arbeitete, und auch dessen Frau; es war dort alles sehr nett. Er verließ Suxton ganz plötzlich, da er seine Mutter besuchen wollte; doch ging er wieder dorthin zurück. Er hatte seine Stellung verlassen müssen, da er mit dem Angestellten, mit dem er zusammenarbeitete, nicht auskommen konnte. Dieser Mann wollte ihm gegenüber den Vorgesetzten spielen und ihn hin und her kommandieren. Schließlich hatte er eine Rauferei mit ihm. Daraufhin schickte ihn sein Arbeitgeber mit der Begründung nach Hause, er könne sich mit anderen nicht vertragen. Sein Arbeitgeber hatte ihm einmal gesagt, er solle mit einem gewissen Mädchen nicht ausgehen; sie sei eine Hochstaplerin.

Seine Einfälle dazu, nett gekleidet zu sein, waren: „Ein elegantes Auftreten zu haben — ein tüchtiger Verbrecher zu sein. Es gelingt einem dann alles viel besser. Man kann nicht ärmlich angekleidet in ein Geschäft treten und hoffen, daß es einem gelingt, etwas zu stehlen." Seine Einfälle zu der teueren Frühstücksstube waren: „Vielleicht ist das der Preis, den ich für meine Verbrechen bezahle." Das Mädchen im Traum nahm viel mehr Geld von ihm, als notwendig gewesen wäre.

Seine Einfälle zu dem Punkt, daß man ihn ins Gesicht schlug, waren, daß manche Leute es lieben, immerwährend Fußtritte zu bekommen. Der Analytiker fragte ihn: „Sind Sie einer von diesen Leuten?" Er antwortete: „Nein, ich hasse körperlichen Schmerz." Er setzte hinzu, daß er es bewußt nicht liebe, von Mädchen geschlagen oder beherrscht zu werden.

„Ja, aber im Traume gewährte es Ihnen einen Genuß", sagte der Analytiker. „Vielleicht besteht eine solche Tendenz in Ihnen. Später halfen Sie dem anderen Mädchen und ließen Ihr eigenes Paket fallen, als ob Sie wiederum Ihr eigenes Hab und Gut gerne geopfert hätten, um jenem Mädchen zu helfen. Die erste hat Sie ausgenützt, der zweiten halfen Sie und verloren dabei ihr Paket."

Patient: „Ja, aber ich fand es wieder."

Analytiker: „Wenn ich richtig verstanden habe, haben Sie im Traum die Idee, den Juden zu berauben, in dem Moment aufgegeben, da Sie hörten, daß er seine Frau telephonisch anrief."

Patient: „Ja, aber ich hätte auch nicht einbrechen können, wenn seine Frau ins Geschäft heruntergekommen wäre und sie so zu zweit gewesen wären."

Analytiker: „Das klingt mir zu verstandesmäßig, vielleicht gab es dabei auch ein Gefühlsmoment."

Patient: „Vielleicht habe ich mit ihm Mitleid gehabt, weil er ein verheirateter Mann war. Und außerdem hat er sein Frau ‚Mutter' genannt. Es war ein so freundlicher Mann."

Der Patient setzt hinzu, daß er selbst es liebe, Frauen Dinge zu schenken, aber auch Männern. „Ich habe ein gutes Stück Freigebigkeit in mir."

Hier weist der Analytiker darauf hin, der Patient liebe es, Dinge zu nehmen; er liebe es aber auch zu schenken und halte so ein Gleichgewicht aufrecht. In seinem Traum zeigt sich eine ritterliche Haltung gegen Frauen. Er hilft einem Mädchen, dann läßt er den Juden seiner Frau zuliebe laufen, und von diesen ritterlichen Tendenzen ist es nur noch ein Schritt dazu, von einem Mädchen ausgebeutet und beherrscht zu werden; das war dann in der Frühstücksstube der Fall. Es scheint, als ob Frauen gegenüber ritterlich zu sein oder um Frauen willen zu leiden ein weiteres Mittel für ihn sei, seine Schuldgefühle loszuwerden, ihn ähnlicher Weise, wie es mit der Tendenz der Fall ist, sich für seinen Bruder aufzuopfern.

Patient: „Also lernen wir aus diesem Traum nichts Neues, denn das haben wir bereits gewußt."

Analytiker: „Ja, das Neue an diesem Traume ist, daß Sie in ihm von Ihren Schuldgefühlen dadurch befreit werden, daß Sie von einer Frau bestraft werden oder daß Sie einer Frau helfen. So sehen wir also, daß die Selbstaufopferungstendenz nicht nur auf Ihren Bruder, sondern auch auf Frauen gerichtet ist. Aber Sie haben recht, dasselbe Motiv kam auch in jenem Traum vor, in welchem Sie die Schlange töteten, die das Symbol des männlichen Genitales war. Hier hatten Sie die Ausrede, daß Sie damit ein Mädchen retteten."

Seine tiefe Anhänglichkeit an seine Mutter verhindert ihn daran, zu anderen Frauen eine wahre Zuneigung zu entwickeln. In einem seiner Träume *war er mit seiner Freundin zu Bett und begann den Geschlechtsverkehr mit ihr, als seine Mutter eintrat und er aufhören mußte. Er stand zwischen seiner Mutter und dem Mädchen, damit seine Mutter das Mädchen nicht sehen und sie nicht aus dem Zimmer fortschicken könne.* Bei der Besprechung dieses Traumes gesteht er, daß er niemals ein Mädchen heiraten werde, solange seine Mutter am Leben sei.

In derselben Sitzung spricht er über seine Masturbation und die mit ihr verbundenen Befürchtungen, er werde ein Idiot werden, wenn er damit nicht aufhöre. Es ist sehr interessant zu beobachten, wie derselbe Bursche, der über seine Diebstähle mit dem größten Zynismus spricht, seine auf die Masturbation bezüglichen Schwierigkeiten nur äußerst unwillig, errötend und mit leiser Stimme mitteilt. Offenbar ersetzt das Stehlen den verbotenen Sexualakt, da es subjektiv als das geringere Verbrechen empfunden wird. Diese Verschiebung vom Geschlechtlichen auf den Diebstahl kann natürlich nur deshalb stattfinden, weil er noch an die prägenitale oral-rezeptive Form der psychosexuellen Beziehungen fixiert ist. Es ist sehr lehrreich, daß er, nachdem er seine Masturbation eingestanden hatte, bei der nächsten Sitzung ostentativ eine äußerst skrupellose Verbrecherhaltung zur Schau trägt, über seine Pläne spricht, weitere Verbrechen zu verüben, um müssig herumgehen zu können, davon berichtet, wie von einem Homosexuellen Geld erpreßt wurde — doch von einer Frau würde er niemals Geld erpressen. Im Gegensatz zu dieser zynischen Einstellung dem Verbrechen gegenüber erzählte er, wie einer seiner Freunde, der ihn besuchte, ihm zwei Dollar schenken wollte, er aber nur einen Dollar annahm, da er es nicht liebe, von irgend jemand Geld zu nehmen. Hingegen betrog er denselben Freund beim Kartenspiel. Er will das Geld haben, er will aber nicht zu Dank verpflichtet sein. Am Schluß dieser Sitzung erklärte er mir, daß er nur einen Plan für die Zeit habe, nachdem er das Gefängnis verlassen haben werde — „größere und bessere Verbrechen". Die Tendenz, die schamlose Einstellung gegenüber dem Verbrechen hervorzuheben, ist offenbar: „Wenn ich überhaupt schuldig bin, so nur verbrecherischer Handlungen, die ich nicht als verwerflich betrachte, nicht aber der Masturbation"; die Masturbation steht nämlich in engster Beziehung zu der unbewußten oral-schmarotzerischen Ausbeutung der Mutter. Später offenbart er in demselben Zusammenhang seine Abhängigkeit von seiner älteren Schwester, die ihm in der Vergangenheit geholfen hatte; im Bewußtsein jedoch ist die Idee, von Frauen Hilfe anzunehmen, mit großen Konflikten verknüpft. Eines Tages fühlte er sich sehr gereizt. Seine Mutter hatte ihn im Gefängnis besucht, und auch eine Tante kam und brachte ihm Früchte. Er meint, daß ihn dies, nämlich dankbar sein zu müssen, gereizt mache.

Ein lebhafter innerer Konflikt entsteht in ihm, als er sich seiner starken passiven Abhängigkeitstendenz und der selbsttäuscherischen Art bewußt wird, in der er sich der Schuld und der Scham wegen seiner Abhängigkeit dadurch entledigen will, daß er sich äußerlich den Anschein von Ritterlichkeit, Schneidigkeit und Aggressivität gibt.

Dem ersten Traum, in dem er sein „verbrecherisches Ich" — wie er es nennt — zu töten versucht, folgt später eine Reihe von Träumen, in denen der innere Kampf *durch einen Kampf zweier Individuen* dargestellt wird. Die Tendenz, Frauen gegenüber eine passive Haltung anzunehmen, erklärt einen Traum, *in dem er ein Mädchen mit einem großen Penis sieht.* Er schreibt Frauen männliche Eigenschaften zu, um ihnen gegenüber die passive, abhängige Haltung annehmen zu können.

Im weiteren Verlaufe der Analyse kommen von Zeit zu Zeit Träume vor, die verhüllte Anspielungen auf den Wunsch, ein ehrliches Leben zu beginnen, enthalten. Doch bewußt will er diesen Wunsch noch nicht zugeben, da das Ehrlichwerden für ihn ein Nachgeben bedeutet. Im Bewußten laufen in der Regel solchen Träumen betont verbrecherische Haltungen parallel sowie Phantasien, die Schwester jenes Kerls zu rauben, der ihn der Polizei verraten hatte. Er fürchtet sich stets davor, die anderen Leute würden ihm sein Mädchen wegnehmen. Er fürchtete dies auch von seinem Bruder, wie aus einem seiner Träume klar hervorgeht.[2] Der Gedanke, mit der Schwester jenes Freundes, der ihn verraten hatte, geschlechtlich zu verkehren, erscheint plötzlich, scheinbar ohne Zusammenhang, während der Analyse. Er kann diesen Wunsch leichter in Verbindung mit diesem Freund aussprechen, gegen den er berechtigten Grund zum Zorn hat. Trotzdem bestraft er sich bei der nächsten Sitzung nach diesem Geständnis in einem Traum, in welchem er, *nachdem er freigelassen worden war, in das Gefängnis zurückversetzt wird, um zu arbeiten.* Während derselben Nacht gibt er in einem Traume *seinen Tabak einem anderen Häftling,* der auch zur selben Zeit vom Analytiker analysiert wird. Er ist auch bestrebt, seine Gefühle wegen seiner Raubphantasie dadurch zu beschwichtigen, daß er den Freund, der ihn und seine Brüder verriet, bitter anklagt.

Es folgt nun eine Periode der Depression, während welcher er keine Nahrung zu sich nimmt, am Erfolg der Analyse zweifelt und voller Selbstanklagen ist. Zur gleichen Zeit spricht er von der Sehnsucht nach seinem Bruder. Er beklagt sich darüber, daß der Kostgänger ihm verboten habe, seine Mädels nach Hause zu bringen. Der Kostgänger verbirgt sich hinter der Mutter des Patienten. Er könnte ihn töten! Er wird nicht nach Hause gehen, sondern bei seinem Bruder wohnen, doch auch der Bruder bringt seine Freundin nach

2) Siehe den Traum von den drei jungen Leuten, S. 166 f.

Hause, und infolgedessen können sie nichts miteinander besprechen. „Sein verdammtes Mädel ist eine Plage." Die passiv feminine Bindung an seinen Bruder kommt dem Bewußtsein immer näher.

Ungefähr in diesem Abschnitte der Analyse nimmt die Gefühlsbeziehung des Patienten zum Analytiker mehr und mehr den Charakter der passiven Abhängigkeit an. In einem seiner Träume *sieht er ein Bild des Analytikers. Er hat das Gefühl, als wäre der Analytiker fort; er brauche den Analytiker nicht länger, denn er könne, so oft er es wünsche, mit dem Bilde des Analytikers sprechen.* Es zeigt sich, daß dies ein Kompromiß zwischen der passiv abhängigen Einstellung und ihrem Gegenteil ist. Er braucht die analytische Stunde, aber je mehr er ihrer bedarf, desto mehr wird sein Stolz durch sie verletzt. Er hat eine tiefe Sehnsucht nach Freundlichkeit und seiner entbehrungsvollen Kindheit wegen, während der er von einer Farm nach der anderen gestoßen wurde, Sehnsucht geliebt zu werden. Es war ein wunderbares Gefühl, im Traum mit dem Bilde zu sprechen, „und dabei hatte ich Sie trotzdem nicht nötig". Er versteht jetzt auch, daß er stehlen will, da er dann niemandem zu Dank verpflichtet ist. Das Stehlen ist ein Kompromiß, das jenem, das im Traum ausgedrückt ist, ähnlich ist: Ohne zu arbeiten ist er in der Lage, rezeptive und auf das Nehmen gerichtete Wünsche zu befriedigen, und muß trotzdem niemandem verpflichtet sein. Er bekommt nichts, sondern er nimmt sich, was er braucht. Er versteht, daß er von seiner Mutter keine Hilfe annehmen kann, und er sieht, daß sein Verbrechertum dazu dient, ihn „schneidig" erscheinen zu lassen und den weichen Teil seiner Natur zu verbergen. Er kann es nicht leiden, daß ihm der Bruder hilft, und doch wünscht er, daß man ihm helfe. Seine Loyalität entspringt aus dieser Einstellung; wenn er seinem Bruder entgegenkommt und ihm in schweren Lagen hilft, so hat er das Recht, im Tausch hiefür Hilfe anzunehmen.

Um die starke passiv rezeptive Einstellung, in der sich der Patient zu dieser Zeit dem Analytiker gegenüber befindet, zu kompensieren, wird er im Gefängnis rebellisch. Er weigert sich, den Wärtern zu gehorchen, zankt zwanghaft mit allen Vorgesetzten, um seinen Mut zu zeigen; gleichzeitig drückt er auch Eifersucht auf seinen Mithäftling aus, der ebenfalls analysiert wird. Er erklärt, daß er Hilfe nicht annehmen könne und niemals annehmen werde; wenn es zum Erfolg der Analyse nötig sei, zu lernen, Hilfe anzunehmen, so werde er eben durch die Analyse niemals geheilt werden. Er gesteht zu, daß dieses Gefühl sich auf Haß und Stolz aufbaut, und daß er es daher nicht ertragen kann, gut behandelt zu werden. Als Beispiel hiefür erzählt er einen paradoxen Vorfall aus seinem Leben: Er sei aus einem landwirtschaftlichen Betrieb, in dem man ihn freundlich behandelt hatte, fortgelaufen. Dies war einen Tag vor seinem Geburtstag, zu dem seine Pflegeeltern ein Fest und ein Geschenk vor-

bereitet hatten. Er ging zu seiner Mutter, als ob er damit hätte ausdrücken wollen: „Ich ziehe es vor, von meiner Mutter gut behandelt und beschenkt zu werden und nicht von anderen Leuten", und wies gleichzeitig die gute Behandlung dadurch zurück, daß er fortlief.

Daß die gewonnene analytische Einsicht die Bedeutung seines Verbrechertums als Ausdruck von Kraft und Schneidigkeit, die seiner Eitelkeit schmeicheln, schmälert, wird in einem Traum klar, *in welchem sein Spiegel* (der seine Eitelkeit darstellt) *zerbricht*. In demselben Traum macht er eine andere Anspielung auf seine Eitelkeit, *indem er sich selbst als ein hübsches Mädchen darstellt*. Im zweiten Teil dieses Traumes *gibt es einen großen Weihnachtsschmaus mit Hühnern und Gefrorenem in der Küche des Gefängnisses*. Das Aufgeben seiner Eitelkeit ermöglicht ihm die unbehinderte Befriedigung seiner rezeptiven Tendenzen.

Seinen Wunsch, anderen Männern die Frauen wegzunehmen, bekennt er immer offener ein; er gesteht das Interesse, das er an der Frau seines Freundes nimmt, und erzählt von Beziehungen, die er mit den Frauen verschiedener anderer Männer in der Vergangenheit hatte. Einmal, als er 16 Jahre alt war, hatte er sexuelle Beziehungen mit der Frau eines Schutzmannes; dadurch wurde er „mit der Polizei quitt". Er gesteht auch, daß er sich für das Mädchen seines Bruders interessiere, aber nicht weil das Mädchen selbst ihn sexuell anziehe, sondern aus einem Prestigewunsch heraus, um zu zeigen, er sei ebensoviel wert wie sein Bruder.

In dieser Besprechung beschreibt er genau zwei verschiedene Arten von Eifersucht, die er stets seinem Bruder gegenüber empfand. Schon als kleiner Junge beneidete er ihn, weil er Abenteuer und Mädels hatte, doch war er auch eifersüchtig auf die Mädels seines Bruders, weil sie ihm den Bruder wegnahmen. Er erkennt diese beiden Arten von Gefühlen als die männliche und weibliche Form seiner Eifersucht.

Die passive Liebeseinstellung verwandelt sich nun in aggressive Gefühle dem Analytiker gegenüber. In einem Traum *schlägt er die Person, die in dem Traum den Analytiker darstellt, zu Boden, weil sie seinen Finger ergriffen und seine Fingernägel zurückgebogen hatte*. Seine Fingernägel stehen im Zusammenhang mit seiner Eitelkeit, weil er große Sorgfalt auf sie verwendet und angibt, daß sie den Mittelpunkt seiner Eitelkeit bilden.

In den folgenden Sitzungen können seine aggressiven Gefühle gegen den Analytiker als Neid bezeichnet werden. Im Traum *stiehlt er eine Füllfeder und einen Schreibblock, die an die Füllfeder und den Schreibblock des Analytikers erinnern, die dieser während der analytischen Stunden benützt*. Im Traum *läßt er die Füllfeder in seiner Eile und Aufregung fallen*. Seine kastrative Einstellung dem Analytiker gegenüber verursacht Schuldgefühl und er verliert seine

Beute, die Füllfeder. In diesem Zusammenhang erinnert er sich, daß er mit seinem Bruder um die Gunst eines Mädchens konkurrierte. Die aggressive kastrative Tendenz gegen den Analytiker ist eine Wiederholung seiner Gefühle gegen den Bruder. In einem anderen Traum, dessen Mechanismus dem des Füllfedertraumes parallel läuft, *führt er den Kraftwagen seines Bruders, um seine Pflegemutter zu besuchen. Es ist dort ein großes Picknick, er ist jedoch nicht eingeladen. Er benützt den Kraftwagen seines Bruders, um zu der Mutter zu gelangen, kann jedoch das Ergebnis nicht genießen.* Auch dieser Traum zeigt, daß hinter seinem Wettbewerb mit seinem Bruder um die Gunst der Mutter nicht eine männliche Haltung steht, sondern der einfache rezeptive Wunsch, von der Mutter genährt zu werden. Im Zusammenhang hiermit erinnert er sich, den Bruder beneidet zu haben, als dieser vom Vater in Kneipen geführt wurde; doch führte sein Vater auch ihn selbst manchmal in Kneipen. Er erinnert sich, einmal habe der Vater ihm versprochen, ihn in eine Kneipe zu führen, habe aber an seiner Statt den Bruder hingeführt. Nach dem Tode des Vaters übernahm die Mutter die Stellung des Vaters in der Familie, und so übertrug der Patient die rezeptive abhängige Haltung, die er wahrscheinlich dem Vater gegenüber einzunehmen begonnen hatte, auf die Mutter.

Es folgt ein weiterer Traum, *in dem er in einem unterirdischen Fahrweg fährt, wobei er einige Überröcke und einige Pakete mit sich trägt, die Pakete aber fallen läßt.* Zu den Kleidungsstücken assoziierend sagt er, sein Bruder „kleidet sich wie ein Geck — er sieht aus wie ein Millionär". Im Traum verliert er die Kleider, um die er seinen Bruder beneidet.

Während dieses Abschnittes der Analyse, in dem er mehrere Zeichen einer aggressiven Einstellung gegen den Analytiker zu zeigen begann, erkrankte er an der Grippe. In seiner Krankheit hatte er an zwei aufeinander folgenden Nächten zwei Träume, in denen es hieß, *man werde ihn hinrichten,* und gleichzeitig fühlte er sich während des ersten Abschnittes seiner Krankheit, der zwei Wochen dauerte, sehr niedergeschlagen; doch sobald sein körperliches Befinden sich verschlechterte, besserte sich seine Stimmung. Das körperliche Leiden befreite ihn von seinem Schuldbewußtsein und machte die psychologische Form der Selbstpeinigung, die Depression, überflüssig.

Nach der Krankheit fühlte er sich besser. Er hatte sich entschlossen, nicht zu stehlen, wenigstens so lange nicht, als seine Bewährungsfrist dauert.

Es folgt ein Traum, *in dem er eine Person schlägt, die ihn mit einem Hammer angreift, doch seine Schläge bringen den Angreifer nicht zur Ruhe, da dieser die Schläge überhaupt nicht verspürt. Der Patient rennt dem Angreifer nach. Es sind auch andere Personen dabei, und Richard schlägt nun mit einem Hammer auf diese ein. Es gibt auch einen großen Elefanten, den er mit demselben Hammer auf den Kopf schlägt.* Als man ihn befragt, was er sich bei dem Elefanten denke, sagt er, das sei wahrschein-

lich sein Gewissen, das er nicht los werden könne. Dieser innere Konflikt, der sich darauf bezieht, ob er das Verbrechertum aufgeben solle oder nicht, wird in dem nächsten Abschnitt der Stunde noch besser aufgeklärt, in welchem er den folgenden Traum erzählt:

Er kam auf eine Lichtung im Wald. Es gab dort ein Schulgebäude, sowie zwei oder drei andere Häuser. Er hatte eine Flinte und versuchte einen Fuchs zu schießen, aber der Fuchs lief zu rasch, und Richard konnte ihn nicht treffen. Plötzlich hörte er ein Geräusch: Schritte am Erdboden. Schafe stampften im wilden Rennen die Straße herauf. Einige Leute schrien: „Die Indianer kommen." Dann kam ein Kerl des Weges dahergerannt, ein Pfeil stak ihm im Rücken. Der Patient versuchte den Mann aufzuhalten und zu befragen, doch der beeilte sich zu sehr, als daß man mit ihm hätte sprechen können. Es war das eine „Ratte", die „pfiff" (ein Verräter). Es wurde dunkel und die Indianer näherten sich. Er versuchte, einen der Indianer zu erschießen, doch verfehlte er sein Ziel. Dann versuchte er, ihm mit seiner Flinte „eine Bohne zwischen die Rippen zu schießen". Doch verfehlte er sein Ziel wieder, und der Indianer ergriff ihn von hinten und quetschte ihn. Er fürchtete sich davor, der Indianer würde ihn skalpieren. In diesem Augenblick kam jemand aus dem Schulgebäude heraus, um ihm zur Hilfe zu eilen, und stieß ein Messer in den Rücken des Indianers. Er fühlte, wie der Indianer zu Boden fiel.

Die Lichtung im Walde und die wenigen Häuser erinnern ihn an Orte, die er am Land gesehen hatte. Das Schulgebäude war so wie jenes, das er besuchte, als er noch „ein kleiner Junge" war. Er kehrt im Traume zu den Szenen seiner Kindheit zurück.

Zum „Fuchs" assoziiert er, das wäre ein Tier, das schwer zu erlegen sei; es sei sehr gewandt. Der Fuchs drückt die Gewandtheit — seine eigene Gewandtheit — aus, seinen Wunsch, einer Sache Herr zu werden, besser zu sein, als jemand anderer. Der Analytiker weist darauf hin, daß es auch der verbrecherische Teil der Persönlichkeit des Patienten sein könne, denn das sei jener Teil, den der Patient stets mit der Idee der Gewandtheit, der Geschicklichkeit und der Geschwindigkeit verknüpfte.

Zu den Schafen assoziiert er die Vernichtung von Eigentum, Rücksichtslosigkeit gegen andere, das Zerstampfen von allen Dingen, die anderen gehören — „ich mache mir nicht das geringste daraus zu stehlen!". Hier erklärt der Analytiker, dies sei eine bildhafte Darstellung der Dinge, die auch durch den Fuchs dargestellt würden, — nur werde eine andere Eigenschaft seines Verbrecher-Ichs, nämlich das Rücksichtslose, Unbekümmerte an ihm dargestellt.

Zu dem „Indianer" assoziierend, sagt der Patient: „Wahrscheinlich bedeutet das dasselbe, doch kann ich es nur mit der Hilfe von jemand anderem überwinden. Sie sind der Helfer, der aus dem Schulgebäude kommt. Das be-

deutet Kenntnisse. Mit größeren Kenntnissen über mich selber besiege ich den Indianer." Seine Assoziationen zu der pfeifenden „Ratte" sind „Ein Feigling — das ist F. —" (einer seiner Haftgenossen, der eine Analyse begann, sie aber nicht fortsetzen wollte). „Dieser Kerl hat den Kampf aufgegeben und ist aus der Behandlung fortgelaufen."

Der Analytiker stimmt dieser Deutung zu und setzt hinzu: „Nun ist der Traum klar. Er stellt Ihren Kampf mit Ihren eigenen verbrecherischen Neigungen dar. Aber es ist interessant, die zwei Träume, die Sie mir heute erzählten, miteinander zu vergleichen. In dem einen kämpfen Sie mit Ihrem Gewissen, im anderen kämpfen Sie mit dem verbrecherischen Teil ihrer Persönlichkeit. Es scheint, als hätten Sie sich noch nicht entschlossen, welchem Teile Sie sich anschließen sollen."

Der Patient antwortet: „Ich habe mich wirklich noch nicht entschlossen, aber während meiner Bewährungsfrist und auch nachher noch werde ich nicht stehlen. Ich werde nur des Gewinnes wegen stehlen, aber nicht aus Spaß. Ich will nicht in das Gefängnis in M. kommen. Ich habe mich aber nie davor gefürchtet, gefangen zu werden, und es wäre komisch, wenn ich jetzt plötzlich anfinge, mich davor zu fürchten. Ich glaube, die Ursache ist, daß ich Ihren Standpunkt nicht annehmen will und daher für meinen Entschluß, nicht zu stehlen, ein anderes Motiv angebe und sage, ich will nicht stehlen, weil ich nicht eingesperrt werden will, nicht aber deshalb, weil ich Ihren Standpunkt annehme."

Analytiker: „Ja, wie ist es aber mit diesem rationalen Diebstahl?"

Patient: „Weil ehrlich sein sich nicht auszahlt."

Analytiker: „Das wissen Sie ja noch gar nicht. Es kann ja sein, daß Sie auch auf andere Weise Erfolg haben können."

Er gibt zu, daß dies möglich sei, und daß er all dies sage, um nicht nachzugeben.

Der Analytiker erklärt ihm, daß im Traum noch ein anderes Motiv sehr klar ausgedrückt sei, und zwar seine passiven und weiblichen Wünsche, überwältigt zu werden. Er versteht, daß der Indianer einen Teil von ihm selbst darstellt. Im Traum wird der Indianer von hinten vom Analytiker niedergestochen. Das zeigt, daß der Patient einen eigenartigen passiven Wunsch hat, überwältigt zu werden, und gerade weil diese Tendenz so stark ist, weist er sie zurück. Er will niemals in irgendeiner Sache nachgeben, und gerade deshalb ist er so empfindlich dagegen, beeinflußt zu werden, und dagegen, daß man von ihm denke, jemand würde ihm helfen. Er hat eine sehr starke, aber innerlich abgewiesene Tendenz passiv zu sein, und das erschwert es ihm, irgend etwas anzunehmen, das ihn an seine Passivität mahnt. Der Analytiker erinnert ihn daran, daß man ja bereits entdeckt habe, warum er als ein so

„schneidiger", unabhängiger Mensch zu erscheinen wünsche: Damit wolle er verbergen, daß er in Wirklichkeit so sehr wünsche, daß man ihm helfe. Richard hatte tatsächlich einige Sitzungen zuvor die Möglichkeit zugegeben, daß er sich vielleicht sehr danach sehne, daß man ihm helfe und für ihn sorge, da er von Jugend an gefühlt hatte, daß man ihn „von einem Ort zum anderen stoße". Möglicherweise beruht diese große passive Sehnsucht auf der Tatsache, daß er als Kind keine Befriedigung für die passiven abhängigen Tendenzen des Kindes erhielt. Diese Tendenzen bestehen in ihm noch immer in großer Stärke, und darum schämt er sich ihrer und wünscht sie zu verdrängen.

Der Patient gibt zu, er empfinde jetzt alles, was der Analytiker sagt, klarer denn je.

Der Konflikt um sein Verbrechertum wird zum Mittelpunkt des nächsten Abschnittes der Analyse. Er fürchtet sich, seinem Bruder mitzuteilen, daß er sich zu einem ehrlichen Leben bekehrt habe. Er hängt von seinem Bruder zu sehr ab. Doch die Diebstähle und Verbrechen, die sie beide verüben, geschehen der Welt zum Trotz; sie bewirken, daß er seine Kraft gegen die Welt wendet, und das ist für ihn eine Kompensation für seine Abhängigkeit. Außerdem dient ihm die Tatsache, daß er seinem Bruder hilft, dazu, seinen Konflikt zu überwinden. Die Grundtatsache, aus der alles entspringt, ist, daß er sich seinem Bruder gegenüber minderwertig fühlt. Nie wird es ihm möglich sein, dieses Gefühl zu überwinden. So oft er „einen Kerl nicht verprügeln" konnte, half ihm sein Bruder dabei. Seine Abhängigkeit reicht weit in seine Kindheit zurück. Einmal versuchte er, sich von seinem Bruder frei zu machen, vermochte es aber nicht. Er denkt daran, die Analyse aufzugeben; er will den Analytiker nicht enttäuschen, aber er wird sich wahrscheinlich wieder zum Verbrechen zurückwenden; seine Haftgenossen verspotten ihn wegen seiner Analyse. Ein italienischer Gangster hat ihn vor zwei Wochen während eines Streites zu Boden geschlagen; der Patient wird sich rächen: — das ist seine Pflicht — und sein Bruder wird ihm dabei helfen.

Er hat neuerlich einen Traum, *in dem der Geschlechtsverkehr unterbrochen wird. Die Frau im Traume ist die Gattin seines Freundes.* Der Patient erzählt den Traum in Bruchstücken und zeigt Zeichen großen Widerstandes. In einem zweiten Traum träumt er *von erfolgreichem Geschlechtsverkehr mit seiner Freundin.* In diesem Traum *öffnete erst der Kostgänger die Tür, als ob dies aus Irrtum geschehen wäre, und nach einer Weile kam seine Mutter herein.* Der Patient versteht, daß der Traum eine Äußerung von Trotz gegen Kostgänger und Mutter sei. Er gibt gereizt zu, daß er gerne die Mutter für sich allein gehabt hätte. Bei dieser Gelegenheit wird zum ersten Male die Ödipussituation mit dem Patienten besprochen, der sehr wenig Erinnerungen an seinen Vater hat.

In der folgenden Sitzung erzählt er einen Traum, der eine sehr verhüllte Anspielung auf feindliche Gefühle gegen seinen Vater enthält, ferner eine Episode, in der sein Bruder scherzhaft das Mädel des Patienten küßt, und berichtet, daß er dabei lebhafte Eifersucht empfunden habe.

Als Reaktion darauf, daß ihm seine Eifersucht gegen Bruder und Mutter mehr und mehr bewußt wird, verstärkt sich der Widerstand gegen die Analyse. In einem Traum stellt er die Analyse als *ein giftiges Gas* dar, *gegen das er sich in der Weise verteidigen muß, daß er in alle Spalten um die Tür herum Lumpen stopft,* eine interessante Darstellung seines Widerstandes. In einem anderen Traum jedoch *kommt das Mädel seines Bruders ins Gefängnis, um ihn zu besuchen.* Bei der Analyse dieses Traumes wird er sehr gereizt und kriegerisch. Der Analytiker weist darauf hin, daß dies ein Wunscherfüllungstraum sei; er wünsche, das Mädel seines Bruders möge ihn im Gefängnis besuchen. Der Patient weist diese Deutung zurück: er habe dieses Mädchen gar nicht gern, „sie redet einem die Ohren vom Kopfe. Ich kann ihr Schwatzen nicht leiden". Dann verrät sich seine unbewußte Einstellung in sehr dramatischer Weise. Er sagt, er fürchte sich immer, wenn sie kommt, daß sie ihm schlechte Nachrichten mitteilen werde, nämlich daß sein Bruder im Gefängnis sei.

Analytiker: „Ich glaube, die Furcht kann eine Reaktion auf Ihren Wunsch sein, daß es geschehen möge."

Patient (sehr wütend): „Reden Sie keine Dummheiten!" (diese Antwort ist der bisherigen Höflichkeit des Patienten vollkommen entgegengesetzt.)

Der Analytiker erinnert den Patienten daran, daß er ihm einmal das Aufflackern eines boshaften Vergnügens gestanden habe, das er empfand, als er hörte, man habe seinen Bruder festgenommen. Der Patient gibt dann ungern zu, daß er sehr wohl wisse, daß er seinem Bruder gegenüber Neid empfinde, nicht aber, daß er das Mädel seines Bruders haben wolle. Schließlich aber gibt er zu, daß es möglich sei, daß das Mädel des Bruders ihn als „ein gemeinsames Feld ihrer Konkurrenz" interessiere.

Als Reaktion hierauf ist er bei der folgenden Sitzung wieder voll von Plänen, die sich auf weitere verbrecherische Tätigkeit, sowie darauf beziehen, dem Bruder gegenüber wieder die passive rezeptive Haltung einzunehmen. Er liebt es, müßig umherzugehen, und sein Bruder hat ihm immer Geld gegeben. Nun folgen Erinnerungen aus seiner Kindheit; er pflegte alle Kinder in der Nachbarschaft mit Hilfe seines Bruders zu verprügeln. So weit er sich nur erinnern kann, hat er stets gemeinsam mit seinem Bruder gestohlen. Während dieser Sitzung enthüllt er unglaubliche Einzelheiten über kleinere und größere Diebstähle, die er in seiner Kindheit begangen hat. Er erinnert sich auch, im Alter von drei Jahren von zu Hause fortgelaufen zu sein.

Einer seiner verbrecherischen Pläne für die Zukunft befaßt sich damit, die

Bibliothek einer gewissen reichen Dame auszurauben. Er wünscht, seiner Mutter zu helfen und die Schulden seines Bruders zu bezahlen. Gleichzeitig bekundet er große Feindseligkeit gegen die Wärter des Gefängnisses und knüpft daran Phantasien, die sich darauf beziehen, einen dieser Wärter zu erschlagen. In diesen Sitzungen findet er großes Vergnügen daran, an seinem Verbrechertum eigensinnig festzuhalten. Er gibt zu, daß die ostentative Betonung des Verbrechertums während der analytischen Sitzung einen Protest gegen die passive Abhängigkeit vom Analytiker bedeutet. Er gibt auch zu, daß er an den Tagen, an denen er keine Analyse hatte, einen großen Mangel empfand, aber er kämpft gegen dieses Gefühl und will es sich selber nicht eingestehen. Als wir seine abhängige Liebe zum Analytiker, die er dadurch zu verbergen sucht, daß er trotzig über seine verbrecherischen Pläne spricht, analysieren, gelingt es uns, seine Reaktion als eine Wiederholung seiner Haltung gegen seine Mutter zu verstehen. Obwohl er bewußt behauptet, das einzige Ding das ihn vom Verbrechertum zurückhalte, sei Rücksicht auf seine Mutter, entdecken wir, daß es unbewußt gerade umgekehrt stehe. Ein wichtiges unbewußtes Motiv für sein verbrecherisches Betragen ist, der Mutter zu trotzen, als ob er ihr sagen würde: „Wenn Du mich nicht liebst und wenn Du diesen Kostgänger hast, dann wirst Du schon sehen, was ich tun werde. Aus mir wird kein ehrlicher Mensch werden."

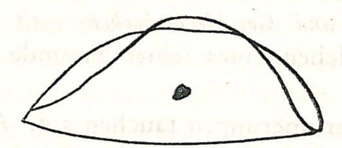
Als Reaktion auf diese Einsicht hat er die Phantasie, daß er der „Judge Baker"-Stiftung eine große Summe Geldes spende, nachdem er einen großen Raub erfolgreich ausgeführt hat. Dann folgt ein Sexualtraum mit *einer älteren, schönen Frau.* Schließlich ein anderer Pollutionstraum, *in welchem er den Lehrer zum Narren hält und Geschlechtsverkehr mit einem Schulmädchen hat;* dabei fällt ihm das Mädchen eines seiner Freunde ein, mit der er einmal einen Flirt hatte.

Auch andere Kindheitserinnerungen tauchen auf. Als er vier Jahre alt war, schlug ihm ein Kind mit einem Stein auf den Kopf, und die Mutter verband die Wunde. Während des folgenden Abschnittes der Analyse zeigt sich ein interessantes Abwechseln von Aggression gegen den Analytiker und daraufolgender Furcht, die zu passiver Abhängigkeit und dann wieder zur Rebellion und zu den wohlbekannten Überkompensationsmechanismen führt. So hat er z. B. nach dem Traum, in dem er mit dem Mädel seines Freundes geschlafen und den Lehrer zum Narren gehalten hatte, einen Traum, *in welchem er von Wilden, und zwar Negern in Afrika, gefangen genommen wird. Die Neger nahmen ihm alle seine Kleider und warfen ihn ins Feuer; erst aber bestrich der Häuptling, ein Mann von starkem Körperbau mit behaarten Armen und behaarter Brust, den Patienten mit Öl und dieses Öl rettete ihn davor, verbrannt zu werden. Man brannte ihm alles Haar vom Körper weg, auch das Haar unter seinen Armhöhlen. Man wollte*

ihn nicht vollkommen verbrennen, sondern nur das Haar von seinem Körper entfernen.

Zu dem „behaarten Häuptling“ assoziierend, erinnert er sich, daß sein Vater einen großen Bart hatte. Das Motiv „Öl und Haarverbrennen“ setzt er mit der Analyse in Verbindung. Er sagt: „Sie entkleiden mich aller meiner männlichen Ideen — meines Stehlens und meines Verbrechertums. Sie machen mich zu einem Weibe. Die Analyse macht mich zu einem Weibe. Weiber haben kein Haar auf ihrem Körper.“

In unmittelbarem Anschluß hierauf gesteht er dann plötzlich die Phantasie eines Raubes im Instrumentenkabinett des Raumes, in dem die Analyse stattfand.[3] Dann folgt eine Kindheitserinnerung an einen Kampf mit anderen Jungen. In der folgenden Sitzung hat er einen komplizierten Traum, von dem hier nur die hauptsächlichsten Elemente ewähnt werden sollen. *Zwei Professoren* (die beiden Verfasser dieses Buches) *arbeiten für ihn.* In diesem Traum dreht er die Situation so um, daß er der Kommandierende ist und die beiden Psychoanalytiker — Alexander und Healy — für ihn arbeiten. Der Hauptpunkt des Traumes ist, *daß alle Teile eines Radioapparates hinter eine Tafel gebracht werden müssen. Der Patient und ein anderer Mann gingen mit zwei Damen hinaus, während die Professoren arbeiten mußten, und Richard sagte, er würde zurückkommen nachzusehen, wie die Arbeit ausgeführt würde. Als er zurückkam, war ein Kondensator draußen gelassen worden.* Zu diesem Kondensator bringt er die folgenden Einfälle: „Ein variabler Kondensator, der dem Zwecke dient, den Apparat auf die verschiedenen Sendestationen abstimmen zu können — verschiedene Stationen nehmen zu können —, verschiedene Dinge in meiner



Der Kondensator, gezeichnet vom Patienten

Persönlichkeit finden zu können. Es war ein kahler Raum ohne Wände oder Tapeten — nur Bretter — eine typische Radiostation oder Reparaturwerkstätte. Ein Kondensator lag oben auf der Tafel. Der Kondensator ist die Hauptsache. Ohne ihn kann man keine Musik bekommen — es ist eine Methode aus mir Auskünfte herauszubekommen. Es ist in der Mitte. Mein Nabel liegt in der Mitte. Ein technischer Weg, um Auskünfte zu bekommen, ein Schlupfloch *(loophole)*; ein Schlüssel zu den dahinter liegenden Mechanismen. Der einzige Punkt, durch den man Auskunft darüber bekommen kann, wie man dieses Radio in Betrieb halten muß.“

3) Die Analyse fand im Krankenhaus des Gefängnisses statt.

Aus seinen Einfällen geht ziemlich klar hervor, daß dieses Loch, als Weg um in seine Persönlichkeit einzudringen, ein weibliches Symbol — („ein Loch im Bauch — Nabel") und eine bildhafte Darstellung seiner passiv-rezeptiven Einstellung dem Analytiker gegenüber ist. Alles muß hinter die Tafel gebracht werden, der Kondensator aber wird draußen gelassen. Wieder sieht man das Kompromiß: zu Beginn des Traumes protestiert er gegen seine weibliche Einstellung zum Analytiker — die Professoren arbeiten für ihn und nach seinen Weisungen —, und trotzdem wird am Ende des Traumes das Symbol dieser rezeptiven Einstellung „außerhalb der Tafel gelassen". Es ist interessant, daß er diese passive (Übertragungs-) Einstellung durch einen wesentlichen Teil des Radioapparates darstellt, durch jenen Teil nämlich, der den Radioapparat zum Sprechen bringt. Es ist eine positive Einstellung zum Analytiker, die ihn zum Sprechen bringt und ihn veranlaßt, sich selber zu enthüllen.

Es ist auch höchst interessant, daß er im Traume die Professoren arbeiten läßt; er nimmt die höhere Rolle an, geht mit einem Mädchen aus, während die Professoren für ihn arbeiten müssen. Und doch bleibt am Schluß das Symbol seiner weiblichen Bindung außerhalb der Tafel, d. h. außerhalb des Bollwerkes von Verdrängungen, das die Analytiker im Traum aufzubauen haben; eine Situation, die gerade das Gegenteil der Wirklichkeit darstellt, in der der Analytiker daran arbeitet, den Widerstand zu beseitigen.

In dem Maße, in dem sich der Patient seiner ambivalenten Einstellung zum Analytiker mehr und mehr bewußt wird, tritt seine Feindseligkeit gegen seinen Bruder offen zutage. Er träumt, *sein Bruder sei von Gangstern erschossen worden,* und in einem zweiten Traume *verdirbt er durch Nachlässigkeit den Anzug, den sein Bruder ihm geschenkt hat.* Die Träume deuten Feindseligkeit gegen den Bruder und darauffolgende Selbstbestrafung an.

In diesem Abschnitte der Analyse beginnt er immer klarer zu sehen, daß sein Verbrechertum auch eine Trotzreaktion gegen seine Mutter darstellt. Würde seine Mutter sich mit ihm beschäftigen und „ihm stets in den Ohren liegen", dann hätte er keine andere Wahl, als arbeiten zu gehen. Damit sagt er aus, er würde vielleicht auf sein Verbrechertum verzichten, wenn seine Mutter ihm ihre Aufmerksamkeit in großem Maße zuwenden wollte. Er setzt lachend hinzu: „Ich will meine Mutter damit quälen, daß ich ihr sage, sie sei verantwortlich dafür, daß ihre Söhne Verbrecher sind." Er glaubt, daß dieses Trotzmotiv bei seinem Bruder noch größere Bedeutung gehabt habe als bei ihm selber.

Als er die Trotzreaktion gegen seine Mutter erkennt, lebt er sie in der Analyse noch heftiger aus. Die Sitzungen sind wiederum voll von trotziger und zynischer Betonung seines Verbrechertums und seiner Gemeinheit. Er

hörte, sein Mädel habe sich verheiratet. Er hofft, das sei wahr, denn dann würde es um so lustiger sein, mit ihr zu verkehren. „Für die Kinder ist ihr Mann da."

Er will mit der Analyse aufhören, sobald er das Gefängnis verlassen hat, aber er will sich nicht zum ehrlichen Leben bekehren. Die Theorie des Analytikers ist richtig, aber sie nützt ihm nichts. „Es ist, als wenn man einen Kerl mit einem Schwamm totschlagen wollte."

Dann träumt er, *ein anderer Arzt käme an Stelle des Analytikers, ihn zu besuchen, und im Traume streitet er mit diesem Arzt, den er nicht leiden kann.* Der Traum bedeutet, er möchte seine freundlichen Gefühle gegenüber dem Analytiker noch unmittelbarer ausdrücken, aber er kann es nicht, da er ihn gern hat. Nach diesem Traume erklärt er wieder, daß er das Stehlen fortzusetzen gedenke.

Der folgende Traum, den er während derselben Sitzung erzählte, zeigt mit voller Klarheit seine ganze Hartnäckigkeit, seinen Trotz und seine schmarotzerhafte, infantile Einstellung zur Mutter. *Er ging in einem hell erleuchteten Korridor auf und ab. Eine Frau, die Frau seines Freundes, saß am Boden. Dort stand auch eine große Pfanne und darin einige in Stücke geschnittene Apfelkuchen. Er dachte, um die Ecke stünden sieben Krüge Wein, und er würde sie nehmen, trinken und nachher Geschlechtsverkehr mit der Frau haben. Er ging um die Ecke des Korridors, dann ging er um eine zweite Ecke, doch die Krüge waren nicht dort. So ging er zu einer Gruppe von Negern und begann, ihnen eine Rede zu halten. Er sagte, daß im Dorfe Leute Hungers stürben, daß sie Not an Nahrung und Kleidern litten und daß jeder etwas spenden möge. Seine Idee war, daß er, wenn es ihm gelänge, zwei Dollar zu sammeln, damit etwas zum Trinken kaufen könnte. Alle gaben Geld. Er setzte seine Rede fort, um noch mehr zu bekommen. Dann kam die Frau mit den Kuchen und reichte Erfrischungen herum. Er sprach weiter, um mehr Geld zu bekommen.*

Seine Einfälle zum „Korridor" waren, daß dieser nett, reinlich, gut beleuchtet und geradlinig angelegt war, wie es Korridors in vornehmen Gebäuden zu sein pflegen. Seine Einfälle zu der Frau besagten, sie sei die Gattin eines anderen, sie sei stumm, sie könne kein gutes Englisch sprechen und sei von kleinem Wuchse.

Hier fragt der Analytiker, wer noch von kleiner Statur sei. Der Patient antwortet, X. Y. (sein bester Freund) sei klein und ebenso auch die Frau des Genannten. Er spricht von der Frau eines anderen seiner Freunde, die ebenfalls klein sei. Er setzt hinzu, sein Vater sei ein sehr hochgewachsener Mann gewesen, und seine Mutter sei mittelgroß. Der Analytiker fragt, wer denn schlechtes Englisch spräche.

P a t i e n t: „Ich selbst spreche schlechtes Englisch, ferner die Ausländer und . . . ich weiß nicht."

Analytiker: „Auch ich bin ein Ausländer. Vielleicht spielen Sie auf mich an."

Patient: „Aber Sie sprechen die Worte richtig aus."

Seine Einfälle zu der Pfanne, die die Apfelkuchen enthält, sind die folgenden: „Das ist hier im Gefängnis ein seltener Leckerbissen. Ein guter Kuchen ist in Amerika ein seltener Leckerbissen. Am Land kann man gute Kuchen bekommen. Frau A. (eine seiner Pflegemütter) pflegte gute Apfelkuchen zu machen, Frau B. (eine andere Pflegemutter) ebenfalls, Frau C. auch usw. (Er erwähnt alle seine Pflegemütter.) Meine Mutter pflegte uns gute Apfelkuchen zu geben, aber sie kaufte sie und wärmte sie auf."

Einfälle zu den sieben Weinkrügen: „Eine ungerade Zahl: die Anzahl der Taschen in meinen Kleidern; von sieben Weinkrügen kann man betrunken werden."

Einfall zu der „Gruppe Neger": „Unwissende Leute. Man kann sie beschwindeln."

Analytiker: „Wen wünschen Sie zu beschwindeln?"

Patient: „Vielleicht wünsche ich Sie zum Narren zu halten. Es ist ein Traum, in dem ich jedem Trotz biete. Ich tue was ich will, einfach um unleidlich zu sein."

Analytiker: „Und all dies, um mit jener Frau Geschlechtsverkehr zu haben?"

Patient: „Ich habe aber gar keinen Geschlechtsverkehr mit ihr gehabt."

Hier versucht der Patient das Thema zu wechseln, in dem er einen anderen Traum erzählt.

Analytiker: „Um auf den ersten Traum zurückzukommen: Es ist, wie ich glaube, ein recht egoistischer Traum. Sie benützen diese Frau, um sich Geld zu verschaffen. Diese Frau mit dem Apfelkuchen ist das Symbol des nährenden Weibes, und das kann niemand anderer sein als Ihre Mutter."

Der Patient erzählt, daß einmal eine Frau, die 185 Pfund wog, für seinen Lebensunterhalt sorgen wollte und verlangte, daß er mit ihr lebe. Ihm gefiel sie aber nicht.

Analytiker: „In diesem Traum gibt es Essen, Trinken, Betrügen und Geschlechtsverkehr. Ihr infantiles und verbrecherisches Ich offenbart sich ziemlich unverhüllt."

Patient: „Ich glaube, es ist einfach ein Protest gegen die Analyse."

Analytiker: „Das ist es sicher, aber nicht gegen die Analyse im Allgemeinen, sondern gegen das, was die Analyse Sie einzusehen zwingt: daß Sie an Ihre Mutter so stark gebunden sind, und daß Ihr Verhalten ein Protest gegen sie ist. Es wird jedoch auch immer klarer, daß es sich bei dieser Bindung um ein ziemlich infantiles, rezeptives Gefühl handelt, und daß Sie beim Stehlen

diese rezeptive, alles ergreifen wollende Einstellung befriedigen. Wenn Ihre Mutter Ihre rezeptiven Tendenzen nicht befriedigt, dann stehlen und trinken Sie.“

Nachdem sein Verbrecher-Ich so vollständig entlarvt ist, verfällt er in extremen Trotz, indem er sich restlos mit seinem Bruder identifiziert. In einem seiner Träume *stiehlt er gemeinsam mit seinem Bruder, wird von der Polizei verfolgt und entrinnt. Dann versucht er, seinen Anzug aus den Kleidungsstücken seines Bruders herauszusuchen, und kann seine Kleider von denen seines Bruders nicht unterscheiden.*

Er wird das Stehlen fortsetzen, aber er wird sich nie mehr ertappen lassen. Er wird, sobald er freigelassen wird, mit seinem Freund ein großes Trinkgelage halten. Nach seiner Freilassung will er weder heiraten und Kinder haben, noch sich eine gute Erziehung erwerben. So lange sein Bruder stiehlt, wird er auch stehlen. In diesem Zusammenhang erinnert er sich seines Wunsches während seiner Kindheit, seiner Mutter ungehorsam zu sein dadurch, daß er Zehncentstücke stahl. Wenn er wegen des Kostgängers zu Hause nicht tun kann, was er will, wird er nicht nach Hause gehen. Die Mutter ist dafür verantwortlich, daß sich der Kostgänger noch immer im Hause aufhält. Er will genug Geld verdienen, um fern von daheim leben und seine Mutter unterstützen zu können.

Ein Traum, der geeignet erscheint, die Psychologie von Gefangenen zu illustrieren, ereignet sich während dieses Abschnittes der Analyse: *Er überwindet die Beschränkungen des Gefängnisses mit Hilfe einer magischen Maschine, durch die er jede gewünschte Person zwingen kann, in sein Zimmer zu kommen. Eine schöne Frau erscheint auf dem Bett in seinem Zimmer,* doch endete der Traum, bevor es zum Geschlechtsverkehr kam.

Dann folgt ein Traum, wie er ihn bereits zweimal vorher gehabt hat; *seine Mutter und der Kostgänger trachten danach, ihn am Geschlechtsverkehr mit seinem Mädel zu verhindern.* Im Gegensatz zu früheren Träumen ist es ihm in diesem Traum *nicht möglich, den Geschlechtsakt zu beenden.* Dieser Traum bedeutet, daß er es nicht wünscht, unabhängig zu werden und mit einer Frau eine erfolgreiche geschlechtliche Beziehung zu haben, da er zu sehr an seine Mutter gebunden ist. In seinem Geist beginnen sich zwei Alternativen herauszukristallisieren: die eine, ein ehrliches Leben zu beginnen und zu heiraten, die andere, das Verbrechertum und das Verharren in seiner infantilen Bindung an die Mutter.

Nachdem der Patient diese Einsicht gewonnen hat, ändert sich sein Betragen. Zum ersten Mal erklärt er jetzt, daß er von seiner Mutter unabhängig werden wolle, und daß er sich nicht darum kümmere, was seine Mutter tut; doch wird er sehr aufgeregt, so oft er auf den Kostgänger zu sprechen kommt.

Er wünscht die Analyse nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis fortzusetzen. Er beginnt von einem sehr begabten Freund zu sprechen, der sich sehr leicht seinen Lebensunterhalt verdienen könnte, und der trotzdem ein Verbrecher ist. Er nennt diesen Fall „pathologisch".

Diese gute Einstellung dauert jedoch nicht lange, und es folgt als Reaktion die tiefste Regression zu der frühkindlichen rezeptiven Bindung an die Mutter, die im Laufe der Analyse bisher beobachtet wurde. Während dieses Zeitabschnittes hat er großes Interesse für das Essen. In einem Traum *stiehlt er Kuchen.* In Wirklichkeit stiehlt er Zwiebeln und Zucker aus der Küche des Gefängnisses. Er träumt *von Kühen* und besteht darauf, im Gefängnis Milch zu bekommen.

Er spricht von einem gewissen Gefängnis, in dem die Häftlinge fast wie Gäste in einem Hotel leben, ihre Mahlzeiten anschaffen usw. Das nächste Mal möchte er dorthin kommen. Er spricht von Häftlingen, die irgendein Verbrechen begehen, um sich freie Kost und eine Schlafstelle zu verschaffen.

Nach zwei Träumen, in welchen er ein paradoxes Bedauern darüber ausdrückt, daß er nunmehr bald aus dem Gefängnis entlassen werde, ist es unmöglich zu übersehen, daß das Gefängnisleben für ihn einen gewissen Reiz hat, und daß das Gefängnis in den Tiefen seines Unbewußten für ihn einen Ersatz der nährenden Mutter bildet. Das zeigt sich klar in folgendem Traum:

Er hatte gemeinsam mit einem anderen Mann einen Getreideaufzug ausgeraubt. Er wurde gefangen genommen und vor das französische Gericht gestellt. Die Sache geschah in Frankreich. „Man verurteilte mich zu lebenslänglicher Haft, wir studierten im Gefängnis. Ich aß ein Nachtmahl. Auf den Stühlen, auf denen wir saßen, waren Nummern angebracht. Ich ging nach dem Abendessen in meine Zelle. Die Wärter im Gefängnis waren Frauen. Ich ging durch ein Zimmer, welches aussah, als wäre es ein Zimmer eines Hauses und nicht dasjenige eines Gefängnisses, und fragte eine Frau, wo mein Zimmer sei. Ich bat sie sehr höflich darum, indem ich ‚Pardon, Madame' sagte. Sie lächelte mir zu, ich lächelte zurück, und sie sagte mir, ich möge in ihr Büro kommen. Ich ging über eine Stiege in ein anderes Zimmer und fragte einen Häftling, wo sich das Büro der Frau befände. Der Häftling fragte: ‚Sie meinen die Frau von mütterlichem Aussehen?' Ich sagte, ja. Er sagte, ihr Büro wäre unmittelbar neben demjenigen des Direktors. Ich sah, wie jemand aus dem Zimmer des Direktors kam und an mir vorbei zum Korridor hinabging."

Die Assoziation des Patienten zum „Getreideaufzug" waren: „Etwas, das auszurauben, ein Unsinn ist. Ein Überfluß an Nahrungsmitteln. Es ist unsinnig, dort einzubrechen, man kann es ja doch nicht stehlen."

Analytiker: „Offenbar bedeutet es etwas anderes. Woran denken Sie in Verbindung mit einem Getreideaufzug?"

Patient: „Milch — Herr F. — und (lachend) na, Sie wissen schon."

Analytiker: „Ich weiß nicht, woran Sie jetzt denken."

Patient: „Mutter. Während der ganzen Zeit war die Mutter der Hintergrund meiner Gedanken.

Analytiker: „Sie sehen hier klar, daß Ihr Stehlen auf irgendeinen Wunsch in Verbindung mit Ihrer Mutter zurückgeht. Sie ist es, die Nahrung liefert, und Sie stellen sie im Traume als Getreideaufzug dar.

Der Traum stellt den Wunsch dar, von der Mutter genährt, geliebt und betreut zu werden, und nachdem sich der Erfüllung dieses Wunsches Hindernisse entgegengestellt haben, haben Sie ihn nicht aufgegeben, sondern es hat sich dieser Wunsch in Stehlen verwandelt. Was Sie nicht bekommen, das stehlen Sie."

Patient: „Sie fragten mich letzthin, ob es mir Freude mache, meiner Mutter gestohlenes Geld zu schenken. Es macht mir keine Freude. Einmal bat mich meine Mutter, ihr 50 Dollar zu geben. Ich hatte 27 Dollar, aber ich wollte ihr dieses Geld nicht geben. Ich zog es vor, es für Getränke auszugeben." — Einmal stahl er 90 Paar seidene Strümpfe. Er schenkte sie verschiedenen Mädchen, aber nicht seiner Mutter.

Seine Einfälle zum „französischen Gefängnis" waren: „Ein schweres Los. Dort schickt man die Leute auf die Teufelsinsel. Das soll ein ganz elender Ort sein." — Es deutet auch auf Lernen — die französische Sprache. „Die Franzosen erinnern mich an Sie. Sie sind ein Ausländer. Meine Mutter ist keine Französin, aber sie ist französischer Abstammung."

Analytiker: „Das ist ein ziemlich scharfsinniger Traum. Sie werden im Traum dazu verurteilt, in ein französisches Gefängnis eingesperrt zu sein, wo die Wärter Frauen sind — eine offenbare Anspielung auf Ihre Mutter — und Sie gehen in das Büro einer Wärterin von mütterlichem Aussehen."

Patient: „Ja, es war ein nettes Gefängnis, und ich sprach mit der Frau in sehr respektvoller Weise, doch von meiner Art, mit meiner Mutter zu sprechen, kann ich dies nicht behaupten. Ich bin nicht so respektvoll zu ihr, wie ein Sohn es sein sollte."

Analytiker: „Das ist der Gereiztheit wegen, die Sie stets Ihrer Mutter gegenüber empfinden und deren Ursache wir bereits gut kennen. Doch glaube ich jetzt noch mehr als bisher, daß das Gefängnis in Ihrem Unbewußten irgendwie mit Ihrer Mutter verknüpft ist. Es ist ein Ort, wo man für Sie Sorge trägt, wo Sie keine Sorgen und keinerlei Verantwortung haben."

Patient: „Im Traum war es aber ein nettes Heim, es hieß nur ein Gefängnis."

Analytiker: „Wenn ein Gefängnis gleichzeitig ein nettes Heim wäre, so wäre das etwas Ideales für Sie. Sie würden, so scheint es mir, vollkommen zufrieden damit sein, daß man für Sie sorgt und daß Sie keine Verantwortung

haben. Das würde jenen infantilen Wunsch befriedigen, genährt und versorgt zu werden und vollkommen passiv zu sein."

Patient (lachend): „Ich würde es nicht versäumen, mir den Vorzug zu verschaffen, in so ein Gefängnis gesperrt zu werden."

Analytiker: „Es ist ziemlich interessant, daß tief im Innern das Gefängnis für Sie eine Anziehung besitzt, obwohl Sie es bewußt durchaus nicht lieben. Aber diese infantile Sehnsucht nach der Mutter wird im Gefängnis irgendwie befriedigt, insofern Sie dort für sich selbst nicht zu sorgen brauchen. Das ist nunmehr bereits der dritte Traum, der Ihr paradoxes Bedauern darüber ausdrückt, daß Sie bald freigelassen werden."

Ein anderer Traum, in dem er den Wunsch, im Gefängnis zu bleiben, und die Furcht vor dem Freigelassenwerden ausdrückt, ist der folgende:

Er träumte, *er wäre wieder im Gefängnis, diesmal in M., für drei Monate. Er war mit einem berühmten Dieb zusammen. Sie setzten sich zum Nachtmahl. Es war ein ziemlich gutes Nachtmahl. Nachher gingen sie in ihre Zellen. Die Zellen waren versperrt. Sie gingen in die nächste Zelle. An den Fenstern gab es keine Gitter. Sie konnten einen in der Nähe befindlichen Zaun gut sehen. Man konnte ihn leicht überspringen. Sie sahen auf dem Zaun an der Ecke des Hauses ein Maschinengewehr und versuchten daher gar nicht, über den Zaun zu springen; übrigens hatte er überhaupt kein Verlangen darnach, das Gefängnis zu verlassen. Nachdem sie geschlafen hatten, standen sie auf und nahmen ein sehr gutes Frühstück zu sich.*

Doch nach dieser Periode tiefer Regression, welche den Verzicht auf alle aggressiven männlichen Wünsche, das Aufgeben jeglichen Lebenskampfes und das Annehmen des Friedens und der Sicherheit des Gefängnisses bedeutete, folgt eine neue Reaktion. Wieder drückt der Patient in seinen Träumen Ambitionen und Aggressionen aus. Während dieser Sitzung kommt er mit einem großen Küchenmesser in der Tasche, das er im Gefängnis gestohlen hatte, zur Analyse.

Seine Trotzreaktion zeigt sich in einem neuen Licht. In einem Traum *hat er Sexualverkehr mit einer Frau, während Schulkinder aus einem Fenster herausschauen und zusehen.* Es war ein Pollutionstraum. Wie aus seinen Assoziationen hervorgeht, drückt der Traum die Einstellung aus, daß er, wenn er auch nicht mehr in die Schule geht und die Schule verlassen mußte, die Schulkinder doch sehen lassen will, wie er Geschlechtsverkehr treibt. Er beneidet die Schulkinder um die Möglichkeit, eine bessere Erziehung zu erwerben, und er macht daher wiederum die Schulkinder auf seine geschlechtliche Freiheit neidisch.

Dann folgt ein Traum, der illustriert, daß sein Stehlen ein Ersatz für die infantile Bindung an die Mutter ist: *Er verübt einen Diebstahl in einem Büro-*

gebäude, das im Traum mit seiner Mutter verknüpft ist; dann wird er von einem Mann von großer Statur verfolgt.

Seine Aggressionen gegen den Analytiker, den Bruder und den Kostgänger treten mit darauffolgender Furcht, mit Schuldbewußtsein und mit selbstzerstörerischen Tendenzen heftiger zutage als jemals vorher. Während er träumte, schlug er sich einmal so heftig auf das Kinn, daß er sich tatsächlich einen Zahn brach. Zu diesem Traum assoziierend, erzählt er von einem Raufhandel, den er tags zuvor mit einem seiner Haftgenossen gehabt hatte. Nachher kam sein Bruder in das Gefängnis und hatte einen Streit mit jenem Manne, der den Patienten angegriffen hatte. Er schämt sich sehr einzugestehen, daß sein Bruder seinen Beschützer gespielt hat. Er gibt neuerlich heftiger Feindschaft gegen seinen Bruder Ausdruck.

Zu dieser Zeit *kämpft er* in einem anderen Traum *im Dunkeln einen Messerkampf mit einem Mann. Er hatte zwei Messer bei sich, doch der andere brachte ihm Messerschnitte am Rücken bei, hinauf- und herablaufende Schlitze.* Bei der Analyse dieses Traumes wird er außerordentlich erregt. Als der Analytiker ihn fragt, wer der Mann, mit dem er im Traum kämpft, wohl sein könne, wobei er darauf hinweist, es müsse jedenfalls jemand sein, demgegenüber der Patient starke Aggression, gleichzeitig aber auch Schuldbewußtsein empfinde, da doch am Ende des Traumes der Patient selbst verletzt wird, schreit er: „Das geht Sie nichts an. Weshalb wollen Sie das wissen? Es ist X. Ich werde es Ihnen nicht sagen." Am Schlusse der Sitzung nimmt er jedoch die Deutung an, es sei der Analytiker, den er in seinem Traum mit dem Messer angreife, das er tatsächlich während etwa einer Woche zu jeder analytischen Sitzung in seiner Tasche mitbringt.

Kurz nach dieser dramatischen Sitzung wiederholt sich der Traum, in dem er zu Hause während des Geschlechtsverkehrs mit seiner Freundin gestört wird, doch zeigt sich darin ein Zug, der einen Fortschritt zu bedeuten scheint: *Das Mädel ist zuhause bei ihm in seinem Zimmer. Er versucht den Geschlechtsakt auszuführen, wird jedoch wiederholt durch das Klopfen seiner Mutter an der Tür gestört. Er wird zornig, zieht seine Kleider an, um fortzugehen und irgendwo außer dem Hause ein anderes Zimmer zu finden; als er am Zimmer des Kostgängers vorbeikommt, öffnet sich die Tür, hinter welcher sich sein Bruder und der Kostgänger befinden. Sein Bruder gibt ihm etwas Geld. Er geht hinaus auf die Straße und sagt, er werde ein Zimmer suchen. Das Mädchen meint, einen Raum könnten sie immer irgendwo finden. Er fragt sie, ob sie arbeite, was sie verneint.*

Patient: „Der Traum gleicht dem, den ich vorher hatte."

Analytiker: „Ja, es bestehen aber ziemlich große Unterschiede. Wir verstehen den Anfang des Traumes, daß Ihre Mutter Ihr Sexualleben stört, und daß Sie beschließen fortzugehen. Aber in diesem Traum gehen Sie tat-

sächlich fort, wodurch sich Ihr Wunsch nach Unabhängigkeit, der jetzt von der Analyse, besonders von der letzten Sitzung, einen stärkeren Impuls erhalten hat, ausdrückt. Was bedeutet es, daß der Kostgänger und Ihr Bruder im selben Zimmer beisammen sind?"

Patient: „Es wird damit ausgedrückt, daß ich gegen beide das gleiche Gefühl empfinde."

Analytiker: „Bewußt aber lieben Sie ihren Bruder und hassen den Kostgänger."

Patient: „Aber beide unterdrücken mich. Beide sind Konkurrenten. Doch im Traume hilft mir mein Bruder. Das drückt die Tatsache aus, daß er nichts dafür kann, daß ich ihm gegenüber so empfinde. Er stört mein Leben nicht. Er hilft mir in Wirklichkeit."

Analytiker: „Ja, ich glaube, das verstehen Sie ganz gut."

Patient: „Und daß ich das Mädchen frage, ob Sie arbeitet, drückt die Idee aus, daß ich sie jetzt erhalten muß."

Nun erklärt ihm der Analytiker die Bedeutung des Traumes. Es ist die Erfüllung des Wunsches, unabhängig zu werden und eine Verantwortung anzunehmen, die trotzigen Ansprüche gegenüber der Mutter sowie die schmarotzerhaften Tendenzen aufzugeben, die sich auch in seiner Lebensweise, d. h. darin, daß er vom Stehlen lebt, ausdrücken. Doch enthält der Traum ein Kompromiß, da ihm sein Bruder Geld gibt.

Wir sehen, daß er eine bemerkenswerte Einsicht in die Bedeutung des Traumes besitzt; während derselben Sitzung erreicht er ein ähnlich klares Verständnis für eines der Hauptmotive seines Stehlens. Er gibt das irrationale Element, das im Stehlen enthalten ist, zu. Er stahl Kraftwagen und brachte sie, nachdem er mit ihnen herumgefahren war, wieder an ihre alte Stelle zurück. Einmal stahl er ein Polizeiautomobil, das vor einer Polizeistube stand. Dann benützte er dieses Automobil, um Diebstähle auszuführen Er brach in einen Zigarrenladen ein, stahl Hunderte von in Kisten gepackten Zigarren und Zigaretten und warf nachher den größeren Teil der gestohlenen Zigarren fort. Einmal brach er in einen Bäckerladen ein, stahl dreihundert Einpennymünzen und ließ sie dann auf der Straße eine nach der anderen fallen. Ein andermal beraubte er einen Geldeinwurfautomaten, der vor der Türe einer Toilette stand, weil er nicht funktionieren wollte. Er setzt hinzu: „Es war bloße Rache." Er zweifelt nicht daran, daß er den größten Teil seiner Diebstähle aus irrationalen, gefühlsmäßigen Trieben als Rache für die Unfruchtbarkeit seines Lebens, für alle seine Entbehrungen verübte. Er stahl um des Stehlens willen. Diese rachsüchtige Haltung äußerte sich nicht immer in Diebstählen. Einmal zerschnitt er aus rein boshaften Beweggründen das Seil, auf welchem Kleider vor einem Laden hingen, und ließ alle Kleider auf den Boden fallen. Es kam vor, daß

er zu einer Zeit, da er 25 Dollar in der Tasche hatte, Zuckerwerk im Werte von fünf Cents, eine Sorte, die er gar nicht gern hatte, stahl und nicht aß.

Am Anfang der Stunde ließ er aus seiner Tasche eine Anzahl von Fünf- und Zehncent-Stücken fallen, die dann am Boden lagen, und die er vor der Beendigung der Stunde nicht aufheben wollte. Er verließ die Sitzung in sehr guter Stimmung, offenbar erleichtert, nachdem er alle diese (anal-sadistischen) boshaften Tendenzen, Böses um des Bösen willen zu tun, einbekannt hatte.

Während der letzten vier Tage, die er im Gefängnis verbrachte, drückt er abwechselnd Hoffnung, Entmutigung, Furcht und Bedauern über das Verlassen des Gefängnisses aus. In einem Traum *bekommt er seinen Kraftwagen-Führerschein zurück* — einen Kraftwagen zu führen, ist seine Lieblingsbeschäftigung. Während derselben Sitzung spricht er jedoch die Meinung aus, alle Leute seien unehrlich, schildert Korruption und Bestechung in verschiedenen Stellungen, die er bekleidet hat. Von dem Verlassen des Gefängnisses sprechend, sagt er: „Lebewohl, gute alte Schattensuppe" — eine Anspielung auf die dünne Suppe, die er im Gefängnis bekommt.

In einem Traum, den er am letzten Tage seiner Haft träumt, spricht er seine Anklage gegen seinen Bruder sehr klar aus — sein Bruder sei verantwortlich dafür, daß er im Gefängnis sei; doch wie gewöhnlich, äußern sich zur gleichen Zeit seine Schuldgefühle gegenüber dem Bruder in dem Plan, eines seiner Messer zu seinem Bruder zu schmuggeln, der zu jener Zeit in einem anderen Gefängnis eingesperrt war.

Seine Reaktion auf das Wiedererlangen der Freiheit ist zuerst vollkommen paradox. Er fühlte sich müde, kann nicht schlafen, ist deprimiert, und seine Träume drücken ständig Sehnsucht nach der Rückkehr in das Gefängnis aus. In den ersten zwei Monaten nach seiner Freilassung aus dem Gefängnis hat er sieben Träume, in denen er seine Sehnsucht, wieder in das Gefängnis zurückzukehren, klar zum Ausdruck bringt. Sofort während der ersten Sitzung nach seiner Freilassung erzählt er zwei Träume, in denen er wieder in das Gefängnis zurückgekehrt ist. Im ersten Traum *ist er im Gefängnis und wartet auf das Glockenzeichen zum Abendessen.* Im zweiten Traum *ist er ebenfalls im Gefängnis und streitet dort mit jemandem.*

Während der ersten Wochen nach seiner Freilassung fröhnt er dem Genuß, den ihm einige kleine Diebstähle bereiten. Er stiehlt einige Zeitschriften und sechs Paar Socken, die er nicht benötigt. Ein andermal entwendet er aus der Registrierkasse einer Straßenküche die Summe von 3 Dollar, die er nicht braucht, und gibt die Hälfte davon einem Bekannten. Schließlich stiehlt er eine etwas größere Summe aus einem Büro. Sofort hiernach, in der darauffolgenden Nacht, hat er einen Traum, *in dem die Polizei in sein Haus dringt und ihn auf die*

Polizeiwache führt, nicht auf die, auf die er eigentlich geführt werden soll, sondern auf jene, auf der sein Bruder sich einmal, als er verhaftet wurde, für ihn (den Patienten) ausgab, um freizukommen.

Der Wunsch zu stehlen ergreift ihn um diese Zeit stets plötzlich; die Diebstähle werden von ihm nicht geplant wie früher. Während dieser ersten Tage seiner Freiheit trifft sein früheres Mädel Vorbereitungen dazu, sich zu verheiraten. Er fühlt sich enttäuscht und glaubt, das sei eine der Ursachen, weshalb er stehle.

Es folgt nun eine höchst deprimierende Suche nach einer Anstellung. Er geht bei verschiedenen Stellungsbüros ein und aus, verbringt ganze Vormittage in fruchtlosem Warten. Der Wunsch, ein ehrliches Leben zu beginnen, wird sichtlich stärker, aber das Vorhandensein eines heftigen Konfliktes ist noch immer offenbar. Es ist außerordentlich lehrreich zu beobachten, wie er den Wunsch, ein ehrliches Leben zu beginnen, verdrängt, weil dieser den Konflikt mit seinem Bruder verstärkt — sowohl sein Schuldgefühl, als auch seine Minderwertigkeitsgefühle werden durch diesen Wunsch neu geweckt. So kann man die paradoxe psychologische Situation beobachten, daß in seinen Träumen der Konflikt zwischen dem Wunsch, ein ehrliches Leben zu beginnen, und dem, ein Verbrecher zu bleiben, ausgedrückt wird. In einem Traume *schießt er auf ein Tier, „aber es wurde von den Kugeln nicht verletzt"*. Er deutet den Traum selbst: er besage, daß er unfähig sei, seine eigene Verbrecherpersönlichkeit zu verletzen. In demselben Traume *geht er mit einem Mädchen und erzählt ihr, er sei ein Innenarchitekt, einer, der sich mit der inneren Ausschmückung von Wohnungen beschäftigt,* und erklärt dies in folgender Weise: er sei ein Spezialist für innere Ausschmückung, weil er sich selber ausschmücke und sich ein Ansehen von Frische, Mut und Schneidigkeit als Reaktion auf sein Gefühl der Schwäche gebe.

Nun da er frei ist, läßt er seinen aggressiven Tendenzen sowohl in seinen Träumen wie in der Wirklichkeit freien Lauf. Er träumt, *sein Bruder hätte ein blaues Auge bekommen,* doch assoziiert er hierzu sofort, daß er die Nacht zuvor eine Rauferei in einer Bar gehabt hatte, die ihm großen Spaß gemacht hatte, und daß er eine Bierflasche am Kopfe eines anderen Mannes zerbrochen hatte. Die Situation daheim spiegelt sich in seinen Assoziationen sehr lebhaft wieder. Zu Hause sind alle Leute „pleite"; die meisten seiner Freunde ebenso wie seine Brüder, die, derzeit beide wieder auf freiem Fuße, Tag für Tag mit krimineller Tätigkeit beschäftigt sind; sie kommen und gehen, bringen gestohlene Gegenstände nach Hause, es gibt immer Aufregung wegen der Polizei. Die Mutter geht frühmorgens nach ihrer Arbeitsstelle und kehrt spät abends zurück; nachher geht sie mit dem Kostgänger ins Kino, während Richard das Geschirr abtrocknen muß. Er hat den Wunsch, dem Kostgänger

eine Bierflasche an den Kopf zu werfen. Er kann seine Eifersucht nicht überwinden. Es ist nur natürlich, daß er in dieser Umgebung ein boshaftes Vergnügen daran findet, das Elend anderer Leute zu sehen; das verschafft ihm das Gefühl, daß er nicht der einzige Leidende ist.

Träume eines neuen Typus beginnen sich zu zeigen, die den scheuen, aber sich allmählich verstärkenden Wunsch ausdrücken, ein ehrliches Leben zu beginnen. Er träumt wiederholt von einem Freund Y., der schwer arbeitet, in die Abendschule geht und alle Anstrengungen macht, im Leben vorwärts zu kommen. Der folgende Traum zeigt diese Einstellung in sehr überzeugender Weise:

Er träumte, *er sei mit Y. in Maine und sie versuchen durch allerhand Kniffe, ihren Weg nach Hause zu machen. Ein anderer Bursche ist auch bei ihnen. Richard springt auf einen Lastzug. Ein kleiner Kraftwagen kommt die Straße entlang. Es sieht aus wie ein kleines Wägelchen. Er hält den Wagen an und fordert den Wagenführer auf, er möge sie nach Boston mitnehmen. Sie setzen sich in den Wagen. Er lenkt und Y. schiebt mit seinen Füßen, wie Kinder ihre Wagen schieben. Er lenkt den Wagen so, daß er im Zickzack über die Straße fährt. Y. sagt: „Du kannst es doch viel besser machen.“ Dann setzt er den Wagen mittels einer Art von Hebel in Betrieb, ähnlich wie bei den Draisinen auf dem Eisenbahngeleise. Sie müssen eine große Steigung hinauffahren. Es ist eine harte Arbeit, aber schließlich kommen sie auf die Anhöhe.*

Seine Einfälle zu „Maine“ sind folgende: Er hatte dort vor Jahren, als er dreizehn Jahre alt war, einige Zeit gelebt, dort die Schule besucht und gearbeitet. Es war dort „ziemlich kalt, manchmal 20° unter Null“. Es gefiel ihm dort nicht. Seither haben ihn einmal ein Mann und zwei Mädchen mit dem Auto dorthin geführt. Sie nahmen ihren eigenen Vorrat an Getränken mit. Er ging mit Y. und dessen Frau; sie fuhren nach Maine, kamen um elf Uhr nachts an und fuhren sofort zurück, doch waren ihre Luftreifen flach, sodaß sie erst am nächsten Abend um elf Uhr nach Boston kamen. Er erzählt von einer berühmten Straße, die nach Maine führt, der Newburyporter Landstraße, einer alten Landstraße, die neuerdings zu einer Betonstraße umgestaltet worden war, sodaß sie breit genug für vier Kraftwagen war. Es gibt eine Stelle mit großer Steigung auf dieser Straße.

Analytiker: „Vielleicht träumen Sie von Maine, weil diese Stadt für Sie das Fortsetzen des Arbeitens, des ehrlichen Lebens, das Fortsetzen dort, wo Sie aufgehört hatten, bedeutet. Die Schwierigkeiten beim Führen des Kraftwagens bedeuten vielleicht Ihre jetzige Einstellung zur Analyse, die Sie teilweise unter dem Einflusse des Beispiels Y.s, jedoch auch aus eigener Initiative fortsetzen. Auf die Höhe der Steigung zu gelangen, bedeutet Ihren Wunsch, die Analyse möge gelingen.“

Patient: „Möglich. Ich habe keine bessere Erklärung.“

Analytiker: „War Maine ein Wendepunkt in Ihrem Leben?"

Patient: „Ja. Dort machte ich zwei Klassen, die siebente und achte gleichzeitig, und absolvierte die Schule. Ich arbeitete dort als Portier der Schule; es war aber recht unangenehm, bei 20 Grad Kälte in die Schule zu gehen, um frühmorgens Feuer zu machen. Ich war der Älteste in der Schule. Es war eine kleine Schule; alles spielte sich in einem einzigen Schulzimmer ab."

Sobald etwas im Schulzimmer nicht in Ordnung war, machte der Lehrer ihn dafür verantwortlich. Er war der Rädelsführer. Er erzählt von verschiedenen Streichen, die sie spielten, um nicht in die Schule gehen zu müssen. So ließen sie etwa Rauch in das Schulzimmer ziehen. Einmal im Sommer ging er zur Seeküste und besuchte dort die Schule. Dort gab es zwei Burschen, die er nicht verprügeln und denen er auch keinen Schrecken einjagen konnte. Das konnte er anfangs nicht verstehen. Er wollte mit ihnen nicht raufen, aber auch sie wollten mit ihm nicht raufen. Zu Hause hatten er und sein Bruder früher stets jeden der Jungen in der Klasse verprügelt und ebenso in der Schule, die er später besuchte. Er hatte stets die Empfindung, er könnte die beiden verprügeln, wenn er nur Gelegenheit hätte, mit ihnen zu raufen. Die beiden waren die Rädelsführer in der Schule. Als er in die neue Schule kam, suchte er sich diese beiden aus, um sie zu verprügeln, aber konnte es nicht — besonders den einen nicht. Das war die erste Niederlage, die er erlitt. In früheren Zeiten versuchte er, wenn er einen Burschen nicht leiden konnte, ihn an Schneidigkeit zu übertreffen oder ihn zu bluffen, aber in diesem Falle sah er, daß er jedenfalls unterliegen werde.

Dann erzählte er, daß er mit seinem ältesten Bruder in die Stadt gekommen wäre. Sie trafen zwei Diebe, sein Bruder wollte mit ihnen gehen, tat es aber nicht. „Es ist vornehm, pleite zu sein."

Analytiker: „Sind Sie derzeit pleite?"

Patient antwortet, er sei nicht gerade pleite, aber fast; er habe etwa 80 Cents oder einen Dollar, den er von seiner Mutter oder von seinem Bruder geborgt habe.

Es ist offenbar, daß die Reise auf der Draisine auf dem Eisenbahngeleise in diesem Traum das harte Arbeiten bedeutet; sein Freund, der für ihn das Beispiel des ehrlichen Lebens ist, ermahnt ihn, „du kannst das ja viel besser machen", als er den Kraftwagen im Zickzack führt. In seinem Traum geht er zu der Stelle zurück, wo er seine erste Niederlage im Kampf erlitten und sich vor der Arbeit gedrückt hatte; im Traume überwindet er die Schwierigkeit.

Doch wechselt die hoffnungsvolle Haltung, die sich in dem vorhergehenden Traume und den zugehörigen Assoziationen ausdrückt, mit einer allgemein apathischen, deprimierten Stimmung ab. Er stiehlt nicht mehr — eine Tatsache, die er nicht verstehen kann. Er glaubt, er sei diese Gewohnheit voll-

kommen los, doch gleichzeitig ist er stets krank, hat stets Kopfschmerzen, keinen Appetit, kann nachts nicht schlafen und liegt bis zur Mittagszeit im Bett. In einem seiner Träume *wird er zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, entkommt, wird aber nachher wieder zurückgebracht.*

Seine Haltung dem Analytiker gegenüber entspricht seiner ambivalenten Einstellung zu Verbrechertum und ehrlichem Leben. In einem seiner Träume drückt er die Ambivalenz dem Analytiker gegenüber in einer sehr einfachen und unmittelbaren Weise aus. *Er trifft einen Philosophen, der predigt. Später ist dieser Philosoph tot, noch später aber ist er wieder am Leben, und der Patient sagt ihm, es täte ihm leid, daß er (der Philosoph) tot sei.* Der Patient deutet den Traum als den Wunsch, der Analytiker möge tot sein, weil er (der Patient) gerne zum Stehlen zurückkehren möchte. Dieselbe Nacht träumte er auch, *er habe ein Verbrechen begangen und sei verhaftet worden.*

Von dieser Zeit an ändert sich jedoch seine Stimmung entschieden. Er fühlt sich hoffnungsvoller und entschlossener, ein ehrliches Leben zu beginnen. Er geht in ein Geschäft und kauft etwas, ohne irgendeinen Wunsch zu empfinden, etwas zu stehlen, und das ist, so lange er sich erinnern kann, noch nicht vorgekommen. Der Trieb zum Diebstahl ist verschwunden.

Sein letzter ambivalenter Traum zum Thema „Arbeiten oder Stehlen" zeigt ein interessantes Kompromiß: *Er spricht* (im Traum) *nachts mit seiner Mutter. Y. kommt des Weges mit zwei anderen Burschen. Der eine heißt James, der andere William. Sie sind beide aus Süd-Boston. Y. trinkt Bier mit ihm. Er will, daß seine Mutter das Bier nicht sehe, doch sie sieht es und lacht und macht sich erbötig, es aufs Eis zu legen. Y. gibt ihr zwei Flaschen, sie möge sie aufs Eis stellen; er hat aber noch eine Flasche übrig, und Y. gibt, nachdem die Mutter des Patienten mit den anderen zwei Flaschen hinausgegangen ist, dem Patienten das Bier zu trinken. Es schmeckt gut, aber es ist eine Menge Hefe am Boden. Er gibt davon den Anderen zu trinken. Y. bekommt eine Menge Hefe in den Mund. Die beiden Anderen beginnen den First des Hauses mit weißer Farbe anzustreichen. Etwas Farbe lassen sie herabtropfen. Er weiß nicht, ob es auf seine Kleider tropft oder nicht.*

Seine Assoziationen zu James und William sind folgende: „Diese beiden Burschen haben ihr ganzes Leben hindurch gearbeitet. Es sind Arbeitsmenschen. Sie tragen Kübel; das bedeutet, daß sie arbeiten. Y. ist eher ein Betrüger, aber er arbeitet, weil er verheiratet ist."

Seine Assoziationen zu „Bier" sind die, daß seine Mutter immer zu „keifen" pflegte, wenn er Bier trank; dann machte er sich selber Bier, damit seine Mutter nicht so viel schimpfe.

Analytiker: „Was assoziieren Sie zu der unerwarteten Einwilligung Ihrer Mutter zu dem Trinkgelage?"

Patient: „Ich habe keine Ahnung."

Er setzt mit seinen Assoziationen zu „Hefe" fort. „Ich habe Hefe nicht gern. Es tut einem nicht gut, ebenso wie Schlamm einem nicht gut täte." „Es war zu Hause verfertigtes Bier." Zum „Anstreichen" assoziiert er „Arbeiten".

Analytiker: „Und die Farbe, die auf Sie tropfte?"

Patient: „Das bedeutet, mit demselben Zeichen gefärbt, mit demselben Pinsel angetupft zu werden, d. h. zu derselben Gruppe zu gehören."

In diesem Traum wird er von dem Arbeitsgeist seiner drei arbeitenden Freunde James, William und Y. angesteckt (mit der weißen Farbe betupft). Zweifellos war es nicht leicht, in seiner Verbrecherumgebung drei ehrliche Freunde herauszufinden. Umso bedeutungsvoller ist es, daß er diese drei Musterknaben in seinem Traume erscheinen läßt. Das Kompromiß besteht aber darin, daß die Mutter die trinkende Gesellschaft freundlich aufnimmt und ihnen sogar hilft. Zu gleicher Zeit aber bekommen seine Freunde die Hefe des Biers in den Mund. Im Traume sagt er: „Wenn ich meine Mutter dazu bewegen könnte, mir zu helfen und mit meinem Trinken Nachsicht zu haben, so hätte ich nichts dagegen, so zu werden wie James, William und Y. und zu arbeiten."

In der vorletzten Sitzung erzählt er wieder einen Traum, *in dem er von der Polizei verhaftet wird,* doch in der Nacht vor der letzten Sitzung hat er einen Traum, der wieder den Wunsch ausspricht, ein ehrliches Leben zu beginnen.

Er träumt, *ein Bursche sei in einer Wohnung. Er gehe aus dem Zimmer und ein anderer ganz ähnlicher Kerl komme herein. Er setze sich an derselben Stelle nieder, die der andere verlassen hat. Der, der hinausging, sei ein guter Bursche und der, der hereinkam, ein schlechter. Er hätte daher nicht die Stelle besetzen sollen, die der Gute verlassen hat. Der Gute kommt zurück und weist den Schlechten hinaus. Der Schlechte will nicht fortgehen. Da kommt ein dicker Mann, und die beiden — der Gute und der Dicke — ergreifen den schlechten Burschen, reißen ihm sein Herz heraus und töten ihn.*

Der Patient sagt: „Das erfordert keine Erläuterung, aber es ist spassig."

Bevor er diesen Traum träumte, las er eine Erzählung, die „Der Zweikampf" hieß. Ein im Geheimdienst stehender französischer Offizier sollte sich so verkleiden, daß man ihn für einen gewissen deutschen Spion halte, und sollte den deutschen Spion selbst im Schlafe töten; doch der deutsche Offizier wachte auf und erbot sich, dem französischen Offizier die deutschen Geheimnisse zu erzählen; der französische Offizier aber nahm diesen Vorschlag nicht an, und sie fochten einen Zweikampf aus, in dem der französische Offizier getötet wurde. Der deutsche Spion übernahm die Stelle des französischen Offiziers, tat dessen Arbeit und setzte sein Leben fort. Diese Erzählung mag seinen Traum beeinflußt haben. „Ich benützte aber diese Geschichte für meine eigenen Zwecke."

Analytiker: „Sie meinen, um Ihren eigenen Konflikt auszudrücken."

Patient: „Ja."

Analytiker: „Sie und ich reißen der schlechten Hälfte Ihrer Persönlichkeit das Herz aus."

Patient: „ Ja, das ist es."

Analytiker: „Die Frage ist, ob wir es wirklich getan haben, oder ob es bloß ein Wunsch ist, es möge so sein."

Patient: „Das wird sich ja zeigen, nicht wahr?" (Ende der Behandlung.)

Epilog

Zwei Wochen nach der letzten Sitzung wurde Richard wieder ins Gefängnis gesperrt. Die Polizei faßte Verdacht gegen seinen Bruder, hielt eine Hausdurchsuchung und fand gestohlenes Geld, welches seinem Bruder gehörte. Der Patient war zu Hause und erklärte, daß das Geld ihm gehöre, da er glaubte, bestimmt beweisen zu können, daß er unschuldig sei. Am Tage, an welchem der Bruder das Verbrechen beging, dessentwegen das Haus durchsucht wurde, lag Richard den ganzen Tag krank im Bett, da er sich in einer Straßenrauferei mit einem Taxichauffeur ein gebrochenes Kinn geholt hatte. Deshalb glaubte er, er könne seinem Bruder dadurch, daß er die falsche Aussage mache, helfen. Er versicherte mir, daß er ganz unschuldig sei, und ich habe keine Ursache, an seinen Aussagen zu zweifeln, da er mir vorher unzählige Einzelheiten von verbrecherischen Handlungen, die er verübt hatte, gestanden hatte. Er war sich auch im Klaren darüber, daß ich mit der Polizei in keinerlei Verbindung stand und ihn nur als Patienten behandelte.

Am Tage nach seiner Verhaftung besuchte ich ihn wieder im Gefängnis, und er sagte mir, die Behandlung hätte ihm genützt. Er sprach davon, wie viele Leute gewisse Dinge tun und dann Begründungen für ihre Handlungen erfinden, die von ihren wirklichen Beweggründen sehr verschieden sind. Er verstand auch sehr gut, wie manche Leute Genuß daran fänden, eingesperrt zu sein, ohne daß sie es zugeben würden; er wies darauf hin, daß die Leute im Gefängnis fett werden, daß sie keine Sorgen haben, er war dessen sicher, daß solche Leute Verbrechen begehen, um eingesperrt zu werden. Er hoffte entschieden, daß man ihn nicht verurteilen werde, da er unschuldig war und sich vollkommen entschlossen hatte, arbeiten zu gehen; er wollte Kinooperateur werden.

Bei einem späteren Gespräch, als er wieder auf freiem Fuße war, versicherte er dem Analytiker, er würde sehr glücklich sein, eine Anstellung auf einer Farm zu finden, und schien sehr zufrieden und voller Hoffnung.

Eine Anstellung in einem landwirtschaftlichen Betrieb fand sich nicht so leicht, und inzwischen bot sich Richard eine Möglichkeit, auf dem Lande bei der Ausführung eines Regierungsprojektes zu arbeiten. Dazu hatte er keine

Lust. Zwei Monate später kam die Nachricht, Richard und sein Bruder Wilbur seien nach Ohio gegangen, und dort habe einer von ihnen oder beide während des Kampierens im Freien einen Juwelierladen ausgeraubt. Mit Rücksicht auf Richards Seelenzustand nach Beendigung seiner Analyse bezweifeln wir sehr, daß er sich an diesem Raubanfall tätig beteiligt hat. Es ist aber wahrscheinlich, daß seine Anhänglichkeit an seinen Bruder ihn veranlaßt hatte, ihm wenigstens irgendwie indirekt Hilfe zu leisten. Wie so oft in der Vergangenheit war Richard derjenige, der verhaftet wurde, und Wilbur fuhr zurück nach Worcester. Bei einer polizeilichen Durchsuchung seines Zimmers entdeckte man einen Teil der gestohlenen Juwelen. Richard wurde in Ohio verurteilt. Inzwischen war Wilbur wegen eines anderen Vergehens verhaftet worden und zur Verbüßung einer kurzen Gefängnisstrafe in Massachusetts verurteilt worden. Der ältere Bruder war bereits dabei, eine längere Strafe abzusitzen, so daß zur Zeit, da wir dies schreiben, alle drei Brüder im Gefängnis Strafen abbüßen.

Zusammenfassung

Richards Fall ist in vieler Hinsicht sehr aufschlußreich. Der Patient ist ein Verbrecher, äußerlich vielen Tausenden anderer Verbrecher ähnlich. Seit seinem achten Lebensjahr ist er ein gewohnheitsmäßiger Dieb, der beim Stehlen keinen bewußten Konflikt hat; er betrachtet dies als eine Art und Weise, sich den Lebensunterhalt zu erwerben, sowie als ein Zeichen seiner Geschicklichkeit, seiner Schneidigkeit, seines Mutes — kurz, als eine Tugend. Die analytische Untersuchung zeigt, daß sein Stehlen hauptsächlich durch irrationale, gefühlsmäßige und unbewußte Motive und nicht so sehr durch das rationale Motiv des Gewinns determiniert ist.

1. Das Stehlen ist eine Reaktion auf ein starkes Minderwertigkeitsgefühl, das ihm die Empfindung der Schneidigkeit und des Herrseins über Schwierigkeiten verschafft. Dieses Minderwertigkeitsgefühl ist selbst eine Reaktion auf einen starken Wunsch nach Abhängigkeit, der sich in dem Verlangen, Dinge zu bekommen, ohne daß man für sie arbeitet, ausdrückt. Es war dem Analytiker möglich, klar zwischen zwei Quellen der rezeptiven Haltung des Patienten zu unterscheiden: a) eine starke schmarotzerhafte (oralrezeptive) Bindung an die Mutter, und b) eine intensive Bewunderung des stärkeren Bruders und ein Sichstützen auf ihn, das im Unbewußten auf einer ausgesprochen passiven weiblichen Haltung gegenüber dem Bruder aufgebaut ist.

2. Das Stehlen ist ferner auch ein Mittel für ihn, die Schuldgefühle seinem Bruder gegenüber loszuwerden. Er hilft seinem Bruder, setzt sich ihm zuliebe Gefahren aus und geht sogar für ihn ins Gefängnis.

3. Es ist ferner eine Trotzreaktion gegen die Mutter mit der unbewußten

Bedeutung: „Wenn du dein Interesse und deine Liebe an den Bruder und den Kostgänger und nicht an mich wendest, dann räche ich mich an dir dadurch, daß ich als Verbrecher Schande über dich bringe." Gleichzeitig aber bedeutet diese Reaktion auch: „Wenn du mir deine Liebe nicht gibst und mich nicht so erhältst, wie ich erhalten zu werden wünsche, dann werde ich mir mit Gewalt und Raub nehmen, was ich brauche."

4. Endlich sehen wir auch in tiefen Schichten das paradoxe Motiv, das sich in zahlreichen Träumen ausdrückt: das Verbrechertum als Mittel, um ins Gefängnis zu gelangen, wo sich Richard einer sorglosen, vegetativen Existenz hingeben und seine infantilen, schmarotzerhaften Wünsche befriedigen kann.

So können wir hinter Richards verbrecherischen Handlungen folgende vier unbewußte Motive unterscheiden:

1. Die Überkompensierung für ein Minderwertigkeitsgefühl.
2. Die Versuche, ein Schuldgefühl zu erleichtern.
3. Die Trotzreaktion gegen die Mutter.
4. Den Wunsch nach direkter Befriedigung seiner Abhängigkeitsstrebungen in einer sorgenfreien Existenz im Gefängnis.

Die Analyse gewährte auch Einsicht in die Psychogenese dieser Tendenzen und Konflikte.

Von seinem achten Lebensjahre an wurde Richard von einem Pflegeheim zum anderen geschickt, in denen er seinen Berichten nach meist schwere Arbeit zu verrichten hatte. Obwohl er die Leiden und Entbehrungen, die er in den Pflegeheimen zu erdulden hatte, offenbar übertreibt, war er zweifellos von seinem achten Lebensjahr an in seinen rezeptiven Ansprüchen unterernährt, und die orale Regression entstand aus dem Mangel an jenen sublimierten Befriedigungen, die andere Jungen unter günstigeren Bedingungen im Familienleben genießen. Der Mangel wahren Interesses und wahrer Liebe seitens der Umgebung warf Richard auf die ursprünglichen Ansprüche, von der Mutter genährt zu werden, zurück. Diese Regression war tatsächlich der Ausdruck seines Durstes danach, daß man ihn liebe und für ihn sorge, Ansprüche, auf die er von seinem achten Lebensjahr an endgültig hatte verzichten müssen. Doch die gefühllose Atmosphäre seiner Umgebung war nicht der Ort, um irgendwelche Gefühle zu zeigen, die der Sentimentalität auch nur von weitem ähnlich sahen. Nichts mußte man in dieser Umgebung mehr verbergen als Weichlichkeit und Sehnsucht nach Abhängigkeit. Das Zurschaustellen von übertriebener Schneidigkeit und Unabhängigkeit, von Mut, Großmut und Loyalität seinen Kameraden gegenüber waren die Resultate des Triebkonfliktes zwischen prägenitalen rezeptiven und passiven weiblichen Sehnsüchten einerseits und männlicher Aggressivität andererseits. Es war tatsächlich ein faszinierendes und unerwartetes Ergebnis der Analyse, in den Tiefen

der Persönlichkeit dieses jungen Banditen den verzweifelten kleinen Jungen zu entdecken, der nach seiner Mutter weinte und bei seinem älteren und stärkeren Bruder Hilfe suchte.

Gegenüberstellung der früheren Aufzeichnungen über den Fall mit dem psychoanalytischen Material

Die Gegenüberstellung des psychoanalytischen Materials mit den ausgedehnten Aufzeichnungen über den Fall zeigt, daß die Analyse in erstaunlichem Maße mit den bekannten Tatsachen übereinstimmt und eine zweifellos stichhaltige Darstellung der außerordentlich wichtigen, verborgenen Untergründe des Gefühlslebens Richards bietet. Sogar die Abweichungen hinsichtlich der angeblichen Entbehrungen in den Pflegeheimen beweisen nur die Tatsache, daß die tieferen Gefühle in menschlichen Beziehungen für die Entwicklung des Charakters und des Verhaltens viel wichtiger sind als die manifesten Umstände und Reaktionen.

Richard wurde bis zum Alter von sechzehn Jahren in Pflegeheimen erzogen, ist ein gesunder und starker Junge geworden und bis zum Niveau der zweiten Klasse der höheren Schule unterrichtet worden. Der umfangreiche laufende Bericht über seine Persönlichkeitsentwicklung, über die Umstände in den Pflegeheimen, über die Reaktionen auf diese und über eine Menge anderer Einzelheiten bildet ein äußerst interessantes und verläßliches Datenmaterial. Richard mußte infolge seines Stehlens und seiner Unwilligkeit mehrmals an neue Stellen versetzt werden; in einem Heim aber blieb er länger als zwei Jahre mit einer Unterbrechung, als er Sommerferien in den Bergen verbrachte. In manchen der Heime brachte man dem Jungen trotz seiner Betragensschwierigkeiten viel Zuneigung entgegen; er benahm sich gewöhnlich während einiger Monate nach seinem Eintritt in ein neues Heim gut. Eine Pflegemutter bedauerte es tief, sich von ihm trennen zu müssen; sie hatte für ihn eine so große Zuneigung gewonnen, daß sie hoffte, sie könne ihn behalten, bis er erwachsen sei. Bis zum Alter von ungefähr vierzehn Jahren stand Richard unter der Aufsicht einer sehr intelligenten Dame, die sich mit Besuchen von Familien, die der sozialen Aufsicht bedürftig waren, beschäftigte. Diese Dame befaßte sich sehr mit ihm, erreichte wirklich recht viel bei ihm, und er war ihr sehr zugetan. Auch noch im Alter von achtzehn Jahren schrieb Richard in einem seiner Briefe an diese Dame, er schulde ihr soviel für alles, was sie für ihn getan habe, daß er diese Schuld nie werde abzahlen können.

Von Anfang an war Richard stets in Heimen von gutem Niveau untergebracht. Besonders, weil man wußte, daß er sein Leben unter so traurigen Umständen begonnen hatte, gab man ihm alles, was ein Junge sich nur wünschen kann. Seine Diät wurde sorgsam überwacht, und er bekam

Extramengen von Milch und anderen nahrhaften Speisen; einem ärztlichen Rate folgend, versah man ihn reichlich mit Süßigkeiten. Man schenkte ihm hübsches Spielzeug und später, als er ein eifriger Leser wurde, gab man ihm viele gute Bücher. Er bekam Taschengeld, damit er nicht in Versuchung komme, zu stehlen. Wegen seines anfänglichen langsamen Vorwärtskommens in der Schule hielt man ihm einen besonderen Lehrer, der von der Vermittlungsstelle bezahlt wurde. Dies ermöglichte ihm, in den Schularbeiten das Versäumte rasch nachzuholen, sodaß er nachher meistens gute Noten bekam. (Mit elf Jahren war Richards Intelligenzziffer 109; im Alter von vierzehn Jahren war sie auf 124 gestiegen. Er besaß damals eine hohe Ziffer sowohl in Sprachen und in apperzeptiven Fähigkeiten als auch in den Proben der Handfertigkeit.) Er absolvierte die achte Klasse mit vierzehn Jahren und nahm weiter bis zum zweiten Jahr der höheren Schule am Unterricht teil.

Die Pflegeheime waren alle in vorstädtischen und ländlichen Bezirken, wo es reichliche Gelegenheit zum Leben im Freien gab. Richard betätigte sich mäßig in knabenhaften Sportarten und bildete sich hauptsächlich im Turnen aus. Briefe aus einem der Heime sprechen von seiner Kühnheit und seiner großen Vorliebe für das Klettern auf hohe Bäume; in einem anderen Heim hatte er einige Gelegenheit, Jagd zu treiben und sich im Schießen zu üben; mit Ausnahme eines oder zweier Vorfälle scheint er sich im sozialen Kontakt mit anderen Kindern zufriedenstellend verhalten zu haben; für Tiere schien er nicht viel Liebe zu besitzen.

Bis zu dem letzten Platz, an dem er untergebracht wurde, wo er einwilligte, für seine Kost zu arbeiten, konnte Richard sich nicht darüber beklagen, daß man ihn mit Arbeit überanstrenge. Früher wurde er als freudiger und williger Arbeiter bei Tätigkeiten im Haushalt angesehen, doch diese letzte Arbeit war eine landwirtschaftliche Beschäftigung, und er erklärte offen, er sei der Landwirtschaft vollkommen überdrüssig, wünsche in die Stadt zurückzukehren, und verließ mit dieser Absicht das in Rede stehende Heim. In seinen Briefen, in Gesprächen mit der Heimbesucherin oder bei seinen Besuchen auf der Klinik behauptete er niemals, daß die Verhältnisse in irgendeinem Heim daran schuld seien, daß er sich unglücklich fühle. Tatsächlich verließ er die Pflegeheime, sobald dies notwendig wurde, mit Ausdrücken des Bedauerns und ohne irgendeine gehässige Haltung den Pflegeeltern gegenüber.

Richard erhielt schon frühzeitig gute ärztliche Behandlung und entwickelte sich nach einem etwa ein Jahr lang dauernden schlechten Ernährungszustand ganz normal; im Alter von sechzehn Jahren war er ein schlanker, wohlgeformter, strammer junger Mann. Das Ohrenleiden, das sich bei ihm zuerst im Alter von sieben Jahren zeigte, besserte sich zusehends, so daß er nicht mehr an mangelhaftem Gehör litt, doch flackerte das alte Leiden noch manch-

mal auf und wurde, als er vierzehn Jahre alt war, als Entzündung des Antrum mastoideum diagnostiziert; doch wurde keine Operation angeraten. Dieses Leiden scheint während der folgenden Jahre aufgehört zu haben, und Richard blieb gesund.

Im Alter von acht Jahren zeigte Richard einen geringfügigen Gesichtstic. Nachdem er in einem Pflegeheim untergebracht worden war, verstärkte sich dieser Tic entschieden, zeigte jedoch im Laufe der Zeit große Schwankungen. Seine Besucherin suchte ihn nach den Prinzipien gewisser, auf dem einfachen gesunden Menschenverstand aufgebauten Psychotherapien durch Entwicklung der Selbstbeherrschung zu erziehen. Als er das Alter von zwölf Jahren erreicht hatte, war dieser gewohnheitsmäßige Krampf so gut wie verschwunden und ist seither nicht wiedergekehrt.

Es war von Anfang zu bemerken, daß Richards schlechte Laune, sein mürrisches Benehmen und sein Stehlen nach Besuchen, die er seiner Mutter oder diese ihm abstattete, oder nach Begegnungen mit seinem Bruder, stark zunahm oder erst bei solchen Gelegenheiten begann. Eine seiner schlechtesten Perioden begann, nachdem seine Mutter ihn in Gesellschaft ihres Freundes besucht hatte, eine andere, nachdem er für einige Tage nach Hause gereist war. Mit gewissen Pausen zeigten sich die unehrlichen Neigungen Richards nahezu in jedem der Pflegeheime, in denen er sich aufhielt. Trotz seines guten Appetits bei den Mahlzeiten und einer normalen Menge von süßen Speisen und Zuckerwerk, die er erhielt, gab er viel von dem gestohlenen Geld für Zuckerwerk aus, von dem er dann oft einen Teil in großmütiger Weise verschenkte. An diese Eßgewohnheiten Richards denkend, fragte die Besucherin den Kinderarzt, der Richard untersuchte, um Rat; der Arzt konnte jedoch keine körperliche Ursache für Richards Sucht nach Süßigkeiten finden.

Auffallender als alles andere, zeigt sich in den Aufzeichnungen die große Veränderlichkeit in den Gefühlseinstellungen und Verhaltenstendenzen Richards. Manchmal war Richard zweifellos glücklich, nahm am Familienleben und an anderen sozialen Tätigkeiten mit normalem Eifer teil und erschien oft als ein rotwangiger, aufgeweckter Junge von gutem Benehmen. Zu anderen Zeiten wieder, ohne offenbare äußere Ursache, war er verzweifelt, unglücklich, gespannt, elend und erbärmlich. Früher pflegten seine Gesichtszüge nach einzelnen seiner Missetaten, wenn ihm diese vorgehalten wurden, gespannt und blaß zu sein; nur im letzten Jahr wurde er roh und gefühllos. Bilder, die von ihm zu verschiedenen Zeiten gemacht wurden, zeigen eine ungeheuere Veränderlichkeit des Ausdrucks. Im Alter von vierzehn Jahren war er einige Zeit hindurch so ausgesprochen unglücklich, daß dies einer Depression gleichzukommen schien, und man glaubte an die Möglichkeit, daß sich bei ihm eine Psychose entwickle; nach einigen Wochen jedoch,

während deren man sich mit ihm persönlich intensiver beschäftigte und ihn ermutigte, verschwanden diese Anzeichen.

Richards Mutter hatte von den Pflegeheimen eine sehr gute Meinung, zeigte keinerlei Eifersucht auf die Pflegemütter und war Richard gegenüber stets aufmerksam, indem sie ihm Besuche machte und Geschenke schickte. Weit entfernt davon, jemals irgendeine verwerfende Haltung gegen ihn einzunehmen, bewies sie ihm stets die höchste Treue, wie sie es übrigens auch ihren zwei anderen sehr schwierigen Söhnen gegenüber tat. Die Bindung zwischen Mutter und Sohn war aber gegenseitig. Richards Besucherin hat seine Mutter öfters aufgesucht und diese erzählte ihr aufrichtig von der Eifersucht und der abweisenden Haltung Richards gegen ihren Freund. Sie behauptete aber, Richards schlechtes Benehmen habe bereits begonnen, bevor sie diesen Kostgänger aufgenommen hatte, ohne dessen Unterstützung sie ihr Heim nicht aufrecht erhalten könne; übrigens sei er selbst ein periodischer Alkoholiker und bedürfe dringend ihrer Hilfe.

Einem seiner Pflegeväter, der eine Art von Philosoph war, machte Richard einige vertrauliche Eröffnungen über etwas, das seinen Geist bedrücke und das in die ferne Kindheit zurückreiche. Etwas war geschehen, als Richard fünf Jahre alt war; der Junge war geneigt, diese allgemeine Tatsache mitzuteilen, doch nicht das Ereignis selber, und was es für ihn eigentlich bedeutet habe. Spätere Versuche, ihn zu bewegen, seine Gefühle voll zu enthüllen, waren erfolglos. Als er das Jünglingsalter erreicht hatte, zeigte Richard keine Neigung, etwas anderes zu tun, als sein Los auf eine oberflächliche und „hartgesottene" Weise auszufechten. Es war der Pflegevater in seinem letzten Heime, dem er diese halben Geständnisse machte, und mit dem er sich so verzweifelt stritt. Nachdem Richard dieses Heim verlassen hatte und nach Hause zu seiner Mutter zurückgekehrt war, entwickelte er gegen seine Mutter ein besonders mürrisches und beleidigendes Benehmen, wobei er gleichzeitig damit einverstanden war, daß sie ihn erhalte. Zur selben Zeit erzählte seine Mutter der Besucherin, die Richard während so vieler Jahre ihre Freundschaft hatte angedeihen lassen, vertraulich eine heftige Szene. Die Mutter war sehr aufgeregt und enttäuscht über die schrecklichen Reden, die Richard gegen sie führte, und über sein empörendes Benehmen zu Hause. Sie teilte ihm mit, sie könne dies nun nicht mehr länger aushalten, und er müsse fortgehen und anderswo wohnen. Er ging auch fort, kam aber einige Stunden später zurück, brach vollkommen zusammen und weinte während zweier Stunden, seine eingebildete Heimatlosigkeit und seine Stellung in der Welt beklagend. Sie versuchte auf jede Weise, ihn zu trösten; er antwortete, sie sei die schönste, wunderbarste Mutter auf der Welt, und schloß damit, er wünsche, von dieser Episode möge niemand jemals etwas erfahren. Wir dürfen mit diesem Vor-

fall eine Tatsache in Beziehung setzen, die wir aus den Aufzeichnungen erfuhren: So oft Pflegemütter sich Richard in liebevoller Weise nähern wollten, wies er sie zornig zurück, und als eine von ihnen meinte, es werde ihm vielleicht Freude machen, in seinem Zimmer ein Bild seiner Mutter zu haben, erwiderte er, er brauche keines, da er ihr Bild stets in seinem Herzen trage.

In den frühen Aufzeichnungen gibt es auch andere Beweise für die Anhänglichkeit Richards an seine Mutter und für sein trotziges Benehmen ihr gegenüber, für jene zwei Faktoren, die während der Analyse so klar wurden. Einmal, als er über ihre Ermahnungen sprach, beklagte er sich: „Sie liegt mir zu viel in den Ohren.“ Seine widersprechende Haltung seiner Mutter gegenüber wird weiter auch durch die Tatsache bekräftigt, daß Richard mit siebzehn Jahren — zu einem Zeitpunkt, da er in seinem häuslichen Leben schrecklich unzufrieden und unglücklich zu sein schien —, als man ihm Gelegenheit gab, Arbeit an einem entfernten Orte zu finden, sagte, er habe, obwohl er den Drang fortzugehen verspüre, auch ein so tiefes Gefühl für seine Mutter, daß er beschlossen habe, sie nicht zu verlassen — wenn er auch gerne einmal tausend Meilen fort wäre. Die Aufzeichnungen enthalten auch einen Bericht über den Kampf mit dem Kostgänger, bei dem dieser Richard einige Zähne ausschlug, und darüber, daß sich die beiden nachher versöhnten und einwilligten, zusammen in demselben Haushalt zu leben.

Über die Beziehung zwischen Richard und seinem Bruder Wilbur und über ihre zahllosen kriminellen Taten erfährt man durch die Analyse weit mehr als durch die Aufzeichnungen. In den späteren Sitzungen in der Klinik wird es klar, daß Richard der Welt gegenüber sehr verbittert, gewitzigter und sarkastischer geworden ist.

Er spricht über den Einfluß von Kriminalanwälten, von illegalen Einflüssen bei der Polizei und von deren Verbindung mit dem Alkoholhandel. Wie er sagt, gehören bereits Betrüger und Taschendiebe zu seinen Bekannten. Überall gebe es Korruption. Einmal seien, — so erzählt er, — als er eben auf Wilbur wartete, zwei Mädchen vorübergegangen, die er gerne ansprechen wollte. Er wagte es aber nicht, weil er hinter ihnen einen Schutzmann sah, der ihn furchtbar anblickte. Dann kam Wilbur des Weges und fragte ihn, wo der diensthabende Schutzmann sei. Als er ihn gefunden hatte, wies der Schutzmann Wilbur den Weg zu einem „Alkoholladen“, wo er sich ein halbes Liter Branntwein verschaffte.

Auch Richards Mutter ist durch ihre Erfahrung zu der Einsicht gelangt, daß ein Kriminalanwalt oder andere Leute gewisse Einflüsse ausüben könnten, die entschieden dazu verhelfen, die Folgen von Vergehen zu mildern. Sie hat sich für ihre Jungen sehr oft an Leute um solche Hilfe gewandt.

Trotz den stets so außerordentlich heftig wiederkehrenden verbrecherischen

Neigungen, ist die Persönlichkeitsentwicklung Richards nicht frei von widersprechenden Tendenzen. Im frühen Jünglingsalter stellte man eine Diagnose, nach der Richard ein „Introvertierter des gefühlvollen Typs“ sei. Damals beklagte er sicherlich sein Stehlen, behauptete aber, seine größten Fehler seien seine Unwilligkeit und sein Jähzorn. Er wurde als Protestant erzogen, während Wilbur Katholik war. Nach einer seiner rebellischen Zeiten, etwa im Alter von zwölf Jahren, schlug Richard vor, man möge ihn katholisch taufen und in jenes Institut senden, wo sich Wilbur zwecks Behandlung aufhielt. Diese Forderung stellte er, obwohl beide Jungen schon einmal kurz nach dem Tode des Vaters in eine Anstalt geschickt worden waren, aus der sie aber bald fortliefen, und über die sie sich bitter beklagten.

Man könnte den Aufzeichnungen auch andere Tatsachen entnehmen, die mit dem psychoanalytischen Material in interessanter Weise zusammenhängen, wie etwa Richards auffallende Bewunderung für starke Männer von schönem Aussehen, ferner, daß er in einigen Pflegeheimen, ebenso wie zu Hause große Vorliebe für Pistolen und Gewehre gezeigt hatte. Außerdem wird der Gleichmut, das Wohlbefinden und, fast möchte man sagen, das Gefühl der Befriedigung darüber, im Gefängnis zu sein, von den Aufzeichnungen reichlich bestätigt. Briefe, die er aus der Haft geschrieben hat, bezeugen dies ebenso wie manche seiner Besuche.

Wenn man das analytische Material mit den früheren Aufzeichnungen vergleicht, ergibt sich als sicher, daß die Pflegeheime, obwohl sie sorgsam ausgewählt wurden und wahrscheinlich die besten waren, die es überhaupt gab, in gefühlsmäßiger Hinsicht doch keinen Ersatz für das Elternhaus bieten konnten, das nach dem Tode des Vaters, als Richard sechs Jahre alt war, aufgelöst wurde. Die Gefühle Richards über sein Hin- und Hergeschicktwerden sind unzweideutig. Er spricht oft davon, wie man ihn als kleinen Jungen von einem Heim zum anderen „herumgeworfen“ habe. Es ist von sekundärer Bedeutung und auch zwecklos, feststellen zu wollen, wieviel wirkliche Zuneigung und Wärme er in diesen verschiedenen Pflegeheimen erhielt; jedenfalls erhielt er weniger, als zur Erfüllung seiner subjektiven Bedürfnisse nötig gewesen wäre. Es ist kaum zu bezweifeln, daß er seine früheren Entbehrungen übertrieben darstellte. Richards Anhänglichkeit an seine Mutter war aber zu jener Zeit so stark, daß niemand ihre Stelle einnehmen konnte. Es gibt viele Beweise dafür, daß die Mutter diesem verhältnismäßig empfindlichen Jungen besonders viel Sorge zugewendet hat, und daß die Anhänglichkeit eine gegenseitige war. Das kann als Erklärung dafür dienen, daß die Behandlung, die der Junge in den Pflegeheimen erfuhr, keine günstigen Resultate ergab, obwohl die Heime mit besonderer Sorgfalt ausgesucht waren.

Die irrationalen Grundlagen der Musik[1]

Von

Desiderius Mosonyi

Szombathely

Die psychoanalytische Lehre hat in ständiger Infiltration fast alle Gebiete der Kunst und der Psychologie der Künste befruchtet. Merkwürdigerweise blieb sie, die Seelenkunde des Irrationalen, gerade der Musik, der irrationalsten aller Künste, fern. Nur Teilprobleme wurden behandelt, das Ganze, die Grundlagen blieben unangetastet.

Es mögen wohl persönliche Gründe, wie Mangel an musikalischem Interesse bei den führenden Vertretern der Lehre, Anteil an diesem Ausfall haben. Doch ist vielleicht die angewandte Methode, die — z. B. vom erzählten Traume ausgehend — an Worte und an durch Worte beschriebene Bilder gebunden ist, ungeeignet, Musik zu erklären. Ton und Geräusch sind Vorstufen des Wortes und der Sprache, daher ursprünglichere und unmittelbarere Ausdruckserscheinungen. Man muß ihr Wesen in ihrer primitivsten Form erfassen, als die unmittelbare Abfuhr einer reizverursachten Spannung, als eine muskuläre Reaktion zum Ausgleich einer Gleichgewichtsstörung, die als lustbetontes Nebenprodukt einen unartikulierten, ungeformten Schrei hervorruft. Man muß sie außerdem immer als Ausdruck erklären wollen, nicht als Eindruck, der doch immer sekundär ist.

Der erste Schrei des Kindes, ausgelöst vom Kältereiz der Haut, das unartikulierte Jammern des in Schmerzen sich windenden Menschen sind primäre akustische, lustbetonte und irrationale Ausdruckserscheinungen; lustbetont, da sie Erleichterung schaffen, irrational, da sie ungehemmt maßlos sind. Man könnte auch vermuten, sie seien lustbetont, weil ihre Abfuhr ungehemmt erfolgt.

Zunächst soll der Begriff der Irrationalität untersucht werden. Irrational ist nicht zwecklos, nur unzweckmäßig; das Maß entspricht dem Zweck nicht. Die angewandte oder bereitstehende Kraft ist zu groß, oder der Zweck ist zu hoch, unerreichbar, verborgen. Irrational ist also eine maßlose, ungehemmte Antwort auf Reize, ein Überfluß, ein Luxus der organischen Natur. Rational nennen wir dagegen das durch Erfahrung, Zwang angepaßte adäquate Verhältnis zwischen Kraft und Zweck. Im praktischen Sinne stellt sich dieses Verhältnis als das zur Erhaltung des Lebens notwendige Maß der Kräfte und Bedürfnisse dar; irrational ist aber immer Verschwendung derselben. Die Be-

1) Gedankengang des Buches „Psychologie der Musik auf neuen Wegen", ungarisch bei Somló, Budapest, 1934.

griffe Kunst und praktisches Leben, Künstlertum und Realberuf enthielten stets diese polare Spannung.

Wenn die Theorie der Libido die treibende Energie des ganzen Seelenlebens von den Trieben ableitet, bietet sie uns dieselbe Polarität im Lust- und Realitätsprinzip. Der hemmungslosen, lustvollen Abfuhr stellt sich ein zur Rationalität zwingender innerer und äußerer Widerstand entgegen. Jede Äußerung des seelischen Lebens erscheint als ein mehr oder weniger gelungenes Kompromiß zwischen Trieb und Hemmungen seiner Befriedigung. Die Lust ist — wenigstens ursprünglich — proportional der Energiebesetzung der Triebhandlung und der Hemmungslosigkeit der Abfuhr. So finden wir in allen lustbringenden Gebieten des individuellen und sozialen Lebens eine Neigung zum Übermaß, zur Ekstase.

Fast alle primitiven Völker haben ihre Feste, die in innigem Zusammenhang mit sexuellen Ereignissen stehen. Sie beginnen regelmäßig mit traditionellem Tanz, Zeremoniell und Musik und enden in sexuellen Orgien. Auch Faschings- oder andere Unterhaltungen bei Kulturvölkern neigen zur selben Maßlosigkeit. Dieser hemmungslose lustvolle Exzeß über die alltägliche Ordnung hat zwei alternierende Bedingungen: Herabsetzung der rationalen Kritik des Intellekts oder dessen Überwältigung durch Steigerung der Energiebesetzung der Triebe. Alkohol oder andere Rauschgifte machen den Weg frei, Tanz und Musik peitschen die Libido zur Ekstase. Doch auch Alkohol macht fast jeden Betrunkenen singen, auch den Unmusikalischen, und eine Betäubung, Verzauberung des Intellekts ermöglicht erst überhaupt den lustvollen musikalischen Ausdruck.

Im Sinne des Lustprinzips verlangt die unlustvolle Spannung akustische Abfuhr. Eine arabische Legende leitet die Entstehung des Gesanges aus dem Schmerzensschrei eines Kameltreibers ab, der von seinem Kamel fiel und den Arm brach. Die anderen Treiber ahmten ihn nach, und seither singen sie alle. In dieser naiven Erklärung finden sich zwei wichtige Momente: der Schmerz als ursprüngliche Quelle der Musik und die spielerische Nachahmung des schmerzverursachten akustischen Ausdrucks als Gesangskunst. Das Lob- und Jubelwort *Halleluja* der Bibel bedeutete ursprünglich Wehklage. „Aus meinen großen Schmerzen mache ich die kleinen Lieder", sagt Heine. Der intensive, mit irreversiblen physiologischen Veränderungen im Körper einhergehende Schmerz allerdings verlangt eine elementare Abfuhr, wird daher nicht in Kunst, Musik umgewandelt. Nur wenn die Intensität schon ursprünglich gering war oder die verdrängte Schmerzempfindung nur mehr als eine verminderte unlustvolle Spannung weiterlebt, kann die Umwandlung in einen musikalischen Ausdruck erfolgen. Die Trauergesänge vieler primitiver Völker werden

niemals im Momente der Trauer gesungen. Die Schmerzen, die sich in musikalischem Ausdruck äußern, sind eben meistens Schmerzen — der Liebe.

Daß Kunst im allgemeinen eine sublimierte narzißtische Befriedigung der Libido ist, haben Rank, Baudouin und andere bewiesen. Doch in keiner Kunst außer dem Tanze — der ohne Musik kaum vorkommt — ist diese Beziehung so unmittelbar und sichtbar wie in der Musik. Nicht nur die Psychologie, auch die naturwissenschaftliche Beobachtung liefert dafür Beweise. Gesang, die ursprünglichste Art der Musik, ist auch den Vögeln gegeben und kommt fast nur während der Zeit der Paarung vor. Valentin Haecker, ein Forscher des Vogelsanges, vermutet, daß die Stimme der Vögel bei beiden Geschlechtern ursprünglich als Ausdruck eines schmerzhaften Affektes entstanden ist. Dann wurde sie als Lock- und Signalruf einesteils zum rationalen Mittel der Selbsterhaltung (Zusammenhalten der Schwärme) benützt, andernteils zu Paarungsruf und Gesang umgebildet. Den Gesang außerhalb der Paarungszeit erklärt Haecker zum Teil mit einem rationalen Motiv, und zwar mit der Erhaltung eines sexuellen Erregungszustandes während der Brutzeit, um diesen vielleicht auch außerhalb des Termins wieder aufnehmen zu können, zum Teil aber mit einer irrationalen, freudigen Spielstimmung, in welche diese Erregung übergeht. Hier ist der Ursprung der Musik zu suchen. Denn eben diese narzißtische Lust, die mit der Fortpflanzung nichts mehr zu tun hat, begleitet den musikalischen Ausdruck und bezieht seine Energie aus dem Sexualtriebe.

Oberflächliche Durchsicht der Musik primitiver Völker scheint diese Behauptung kaum zu unterstützen. Man findet zwar Liebeslieder — mit Maultrommel und Rohrpfeife sucht der Jüngling seine Schöne zu erobern —, aber im allgemeinen ist die Musik mehr dem Krieg und der Jagd gewidmet. Doch lassen wir uns vom Schein nicht täuschen. Wenn man die Tänze der Primitiven in die Betrachtung miteinbezieht — und dazu sind wir berechtigt, denn ihr motorischer und musikalischer Ausdruck ist untrennbar —, so drängen sich die sexuellen Zusammenhänge immer mehr in den Vordergrund. Es sei an analoge Zusammenhänge zwischen sexuellem Werbetanz und Kampfspielen aus der Tierwelt erinnert. Kein Forscher bezweifelt die sexuelle Bedeutung des Werbetanzes der Vögel. Die Birkhühner aber bieten eine reine Analogie zu den Kampf- und Jagdspielen der Primitiven. Zur Zeit der Paarung kommen die Birkhähne auf einem gemeinsamen Platze zusammen, um nebeneinander zu balzen und zu kämpfen. „Kampf und Tanz lassen sich dann nicht voneinander trennen", sagt Haecker. „Die Kämpfe werden beim Birkhahn geradezu eine Hauptsache. Ihr ursprünglicher Zweck, die Vertreibung des Nebenbuhlers, wird mehr und mehr verwischt. Der Kampf wird selbst zu einem Schauspiel, zu einem die eigene Erregung und die des Weibchens steigernden

Akt, dem die gleiche Bedeutung zukommt wie dem Gesang." Sogar eine Sublimierung des libidinösen Vorganges kann man in der Tierwelt beobachten. Die Männchen des Kampfläufers erscheinen allein am Kampfplatz ohne Weibchen und kämpfen ganz sportmäßig gegeneinander. Es gibt keine ernsten Sieger oder Besiegten, es ist ein reines Spiel. Die Männchen suchen nach dem Wettspiel die Weibchen auf, doch ohne Rücksicht auf die Vorgänge beim vorhergehenden Kampf. Diese Kampfspiele sowie die gemeinsamen Tänze der südamerikanischen sporenflügligen Kiebitze und der Kraniche waren nach Haecker ursprünglich Kämpfe der Männchen gegeneinander um die Weibchen, verloren aber später den rationalen Zweck. Die Tänze der primitiven Völker bieten dasselbe Bild. Ob Kriegs- oder Liebestänze, sie ahmen meistens den Geschlechtsakt nach, und wenn auch der erotische Charakter zu Beginn nicht hervortritt, wird er mit steigender Erregung immer manifester. (Den Batuk, den Hochzeitstanz in Loango, beschreibt Landsdorf folgendermaßen: Männer und Weiber stellen sich im Kreise auf und drehen sich bei Trommelschlag und monotonem Gesang auf derselben Stelle stundenlang, bis sie vor Erschöpfung umfallen. Zeitweise springen ein Mann und eine Frau in die Mitte des Kreises vor und ahmen den Geschlechtsakt stehend nach.) In der Sprache eines nordamerikanischen Indianerstammes (Omashaw) bezeichnet dasselbe Wort den Tanz und den Koitus. Es besteht kein Zweifel, daß der Tanz ein künstlerisch geformter Liebesakt ist. Deshalb unterliegt er den verschiedensten Arten der Verdrängung in Form von Verboten, die sich sowohl bei den historischen Völkern, Griechen, Römern, als bei den Hindus und Mohammedanern finden. Sehr häufig ist die Sitte, daß nur Prostituierte tanzen dürfen.

Die Verdrängung betrifft aber nicht nur den Tanz mit Musik, sondern oft auch die Musik allein. Als Mohammeds Ausspruch wird berichtet: „Die Musik ist ein schlechter Rat des Teufels, um die Menschen zu verderben." Bei den Sinaiarabern gilt es als unanständig, vor einer Hörerschaft auf der Rebaba (Gitarre) zu spielen. Eine Variation der Verdrängung ist es auch, wenn die Musik zwar erlaubt, der Musiker aber verachtet wird, wie dies bei vielen afrikanischen Negerstämmen Sitte ist. Die Araber halten das Pfeifen für ein Geplauder der Geister, und der Mund des Pfeifers ist vierzig Tage unrein. Eben diese Tabuvorschriften, an deren sexuellem Ursprung wohl kaum gezweifelt werden kann, sind bezüglich des Tanzes, der Musik und der musikalischen Instrumente derart häufig, daß sie nicht dem Zufall zugeschrieben werden können. Tabu ist zeitweise der Tanzplatz für Frauen, Tabu die Flöten der Papuamänner, die Trommeln in Neuguinea, die Tuben aus Baumrinde bei den Indianerstämmen am Amazonas. Hunderte von Beispielen beweisen, daß das Musikinstrument Penissymbol ist. Jüngst fand Róheim bei den australischen

Urbewohnern in dem Tschurunga, das als Schwirrholz benützt wird, ein nicht zu verkennendes Penissymbol. Die Verbote bedrohen die Frauen oft mit Todesstrafe: ein Beweis dafür, daß sich hinter dem unschuldigen Instrument eben der wichtigste Trieb versteckt.

Bei allen sozial-religiösen Festen der Primitiven — wie Beschneidung, Infibulation, Hochzeit, Geburt — ist Musik eine der wichtigsten Komponenten des Zeremoniells. Das Trauerfest der Sulimas (östlich der Sierra Leone-Küste) weist eindeutig auf den Ödipuskomplex hin: am Grabe des vor einem Monat verstorbenen Mannes wird ein Tanz mit Musikbegleitung ausgeführt, und nur bei dieser Gelegenheit dürfen die sonst dezenten Frauen unanständige Gebärden ausführen. Die religiösen Feste der Antike, in welchen schon Nietzsche den Ursprung der Musik als den Ausdruck der Befreiung von Triebverboten sah, wurden auch von Freud als vom Gesetze erlaubte Exzesse gedeutet, und die freudige Ekstase wurde durch das Verschmelzen des Ichs mit dem Ich-Ideal erklärt. Die Ekstase der Feste ist nur durch Tanz und die von ihm untrennbare Musik zu erreichen. Die Maßlosigkeit, die Irrationalität der berauschenden, von der Libido geschürten Ekstase der Töne ist sogar in der Tierwelt nicht unbekannt. Die Lerche schwingt sich im Singflug, der durch bessere Akustik die Erregung des Weibchens steigern soll, so hoch in die Lüfte, daß das Weibchen den Gesang des Männchens gar nicht mehr hören kann. Die Lust erscheint in der maßlosen Steigerung der motorischen und akustischen Abfuhr in ihrer reinsten Form.

Nun könnte man unserer Auffassung entgegenhalten: Musik wird zur Steigerung des Lebensgefühls und damit auch zur Erregung der Libido gleich anderen Rauschmitteln benützt, ohne daß ein inniger entwicklungsgeschichtlicher Zusammenhang zwischen Libido und Musik bestünde. Die Musik der Primitiven ist aber keine Musik, der man zuhört. Alle Anwesenden nehmen daran aktiv teil; sie ist ein soziales Geschehen. „In der Urzeit gibt es keine Zuhörer, nur Mitwirkende", sagt Wallaschek. Wenn man beim Tanz den libidinösen Charakter nicht leugnen kann, so muß man ihn auch als Lustquelle der Musik anerkennen, da bei Primitiven immer beide gemeinsam erscheinen. Die Musik löst sich langsam vom Tanze ab und wird zu einer sublimierten narzißtischen Triebbefriedigung, die den ursprünglichen Zusammenhang kaum mehr erkennen läßt. In einer Symphonie Beethovens den sexuellen Trieb nachzuweisen, ist natürlich ein unfruchtbares Unternehmen. Die Kunstwerke der Instrumentalmusik schweben vom irdischen Trieb losgelöst in verklärten Höhen, auch die erzeugten Lustempfindungen sind verfeinert, sublimiert, aber auch weniger intensiv. Neben dieser sublimen Form bleibt auch die primitivere bestehen: primitiver als Ersatzbefriedigung, obwohl sie die entwickeltere Technik voll benützt. Wo Musik die uralten unmittel-

baren Beziehungen zum Körper wie in der Tanzmusik bewahrt hat, ist ein direkter Zusammenhang mit dem Trieb als Lustquelle auch jetzt noch offenbar. Die rohere, weniger verhüllte Erotik der modernen Tänze zu einer von Negern stammenden Musik von synkopisiertem, aufreizendem Rhythmus soll als Beweis erwähnt werden.

Die Geschichte jeder Kunst führt über das Spiel. Das Spiel der jungen Tiere, das Spielen der Kinder als eine Vorübung der ererbten Fähigkeiten zur späteren praktischen Ausübung aufzufassen — wie Karl Groos es tat — ist gewiß berechtigt; doch die Lust am Spiele stammt aus einer irrationalen Quelle. Je mehr das Spiel zu einer rationalen Tätigkeit wird, desto geringer wird seine Lustbetonung. Denn die starke Objektbesetzung der zielgerichteten rationalen motorischen Abfuhr trachtet jeden Überfluß, jede Maßlosigkeit auszuschalten; dagegen verlegt das dem Lustgewinn zugewandte Spiel die Objektbesetzung in das Ich und errichtet der motorischen Abfuhr Schleusen, die nur zur Stauung dienen, um den Wasserfall kräftiger zu gestalten. Man könnte dem entgegenhalten, es sei ein Widerspruch, daß wir die Lustbetontheit der ungehemmten motorischen Abfuhr zuschreiben, während es im Spiel doch — besonders in seiner entwickelten Form — Regeln gibt, deren Einhaltung ihm erst Reiz verleiht. Der Widerspruch ist nur ein scheinbarer. Die Regeln, die Hemmungen im Spiel, sind selbstgewählte, die lustvolle Spannung leicht erhöhende, der Triebenergie keinen ernsten Widerstand leistende Schleusen. Zudem ist die Energiebesetzung im Spiele eine geringe. Wenn sie steigt, wird aus dem Spiele Ernst, kommt es zu einem elementaren Durchbruch.

Auch die Entwicklung der Musik führt über das Spiel. Den Ausdruck „Spiel" aber verwendet die Sprache für keine andere Kunst — außer für das Theater. Musik wird gespielt, wenn auch viele ernste Männer als Orchester am Podium sitzen. Die Musik entwickelt sich aus der primären motorischen Abfuhr innerer Spannungen. Der akustische Ausdruck als Nebenprodukt übernimmt einen Teil der primären Entladung. Die ursprüngliche hemmungslose motorische Abfuhr des Triebes wird nicht zugelassen, gleichzeitig unterliegt der primäre akustische Ausdruck der Verdrängung und verwandelt sich in einen lustvollen, geformten, musikalischen, der indes auch nur zeitweise und bei gewissen Gelegenheiten, wenn Hemmungen der Vernunft, der sozialen Umstände u. dgl. wegfallen, lustbetont erscheinen darf. Motorische und akustische Abfuhr werden zum Lustgewinn in ein gemeinsames Spiel, Tanz und Tanzmusik, umgewandelt. Später, wenn sich die Musik vom Tanze löst, bleibt von der motorischen Abfuhr die latente Innervation des Kehlkopfes und der im Tanze in den Mitbewegungen beteiligten Muskelgruppen übrig. Der Lusteffekt der musikalischen Wirkung verliert durch den Sublimierungs-

prozeß an Intensität, da ja nur ein Teil der Energie des Triebes umgewandelt und in musikalischer Form abgeführt wird.

Zwischen dem eigenen und dem gehörten musikalischen Ausdruck ist der Unterschied nur quantitativ. Auch der Eindruck ist nur dann lustvoll, wenn er zum Ausdruck, d. h. durch die Einfühlung zum Mittel der Abfuhr eigener psychischen Spannung wird. In der Störung, die jeder Reiz im Organismus hervorruft, ist schon eine motorische Antwort enthalten, die einem neuen Gleichgewichtszustande zustrebt. Ist der Reiz neu, noch nicht oder selten empfunden worden, wird die Gleichgewichtsstörung eine intensivere sein, da sie noch keine vorbereitete, eingeübte motorische Antwort enthält. Die Abfuhr kann also nicht prompt und dezidiert erfolgen, daher entsteht Unlust. Durch Wiederholung wird der Reiz bekannt, die Abfuhrbahn eingefahren, die Freude am Erkennen begleitet die Abfuhr. In diesen Regeln ist die Tragödie jedes genialen Musikers enthalten; der bittere Kampf gegen eine gewohnte, dem musikalischen Publikum zum eigenen Ausdruck gewordene geliebte Musik mit neuen, fremden, befremdenden Mitteln. Kein großer Musiker ist dem Unverständnis der Zeitgenossen entgangen. Der Komponist, der seine eigene seelische Spannung durch Musik abreagiert, erlebt ein intensiveres Lustgefühl als der Spielende oder der Hörer. Aber auch dieser kann nur durch Identifizierung mit dem Gehörten, durch Wahrnehmung einer Analogie zwischen eigenem und fremdem Ich musikalische Lust empfinden; letzten Endes also ist diese Lust auch auf die allererste Identifizierung mit der Mutter oder mit dem Vater zurückzuführen. Der stürmische, zu jedem Liebesbeweise fähige Enthusiasmus, den Komponisten, aber noch mehr Dirigenten und Virtuosen besonders in jüngeren Hörern und Hörerinnen entfachen, ist eine unverkennbare Offenbarung dieser libidinösen Bindung.

Rhythmus

Das ursprünglichste der musikalischen Elemente ist der Rhythmus. So heißt die Wiederkehr periodischer Bewegungen im allgemeinen, im organischen Leben aber die auf Reize sich wiederholende Bewegung. Die Wiederholung ist das Essentielle, die Perioden im Sinne gleicher Zeitabschnitte sind von sekundärer Bedeutung.

Rhythmisch sind viele lebenswichtigen Funktionen des Körpers — Blutkreislauf, Atmung, Darmbewegungen, Geschlechtstätigkeit. Ihre Gefühlsbetonung kann nur negativ bewiesen werden; wenn ihr Ablauf gestört ist, empfinden wir sie unlustvoll, sonst werden sie uns meist nicht bewußt. Im Sinne des Arndt-Schultzschen Gesetzes werden sie durch kleine Reize ausgelöst; steigt die Intensität der Reize bis zu einem mittleren Grade, wird auch ihre Lustbetonung bewußt. Da der Lusteffekt die motorische Abfuhr der Spannung

begleitet, wird die Intensität der Lust in jenem Momente am stärksten sein, in dem die Hemmung durchbrochen, die Trägheit des Organs überwältigt wird, also im plötzlichen Beginne der Bewegung oder bei langsam sich sammelnder Kraft im Zeitpunkte der höchsten Spannung des Muskels. Bei der periodisch wiederkehrenden Bewegung bringt jeder neue Beginn ein Anschwellen der Lustintensität, eine Akzentuierung. Diese ist neben der periodischen Wiederholung das wichtigste Kennzeichen jeder rhythmischen Kunst.

Der Akzent, die Betonung ist jeder Bewegung eigen, sei sie rational oder irrational. Bei der rationalen, d. h. automatisch sich wiederholenden Bewegung jedoch wird die Betonung der Bewegung und der Lust gar nicht bewußt. Beim Gehen z. B. empfinden wir sie nicht; sie tritt aber sofort lustvoll ins Bewußtsein, wenn eine Marschmusik ertönt. Aus dem nüchternen Gang wird ein Tanz im Marschrhythmus. Die Änderung erfolgt teils durch Steigerung der Intensität der motorischen Abfuhr (stärkere Betonung — Weg zur Ekstase), teils durch Herabsetzung der nüchternen Kritik. Der ursprüngliche Zusammenhang von Musik und Tanz wird hergestellt, und sofort tritt die erhöhte Lustbetonung ein.

Zwei einander scheinbar widersprechende Komponenten der rhythmischen Lust tauchen empor: die Betonung als einmalige Erscheinung, die ihre Kraft und Lustbetonung aus dem Sturm des Triebes zur Ekstase, zur hemmungslosen Entladung schöpft und sich von dieser nur quantitativ unterscheidet; die andere Komponente ist aber die Wiederholung, lustbetont durch die Freude am Erkennen, jedoch durch die erleichterte Abfuhr die Spannung rasch entladend, die Kraft der einmaligen Explosion herabsetzend. Zwischen den zwei gegeneinander gerichteten Kräften entsteht ein Kompromiß zur Erhaltung des Lusteffektes, ohne dem Triebe die maßlose verderbliche Entladung zu gestatten — ein Kompromiß gleich den in der Neurose, in der Dichtung, im Mythos, in der Religion bekannten. Im Rhythmus wird die wilde irrationale Durchschlagskraft des Triebes gezähmt und die explosive Spannung zur pulsierenden Lust umgewandelt. Das einmalig Maßlose wird zur Triebkraft der Wiederholung, des Maßes, der Ordnung.

Der Takt — praktisch mit dem Rhythmus identisch — bezeichnet die Wiederholung der Betonung in gleichen Zeitabschnitten. Doch sind die Ausnahmen der Gleichmäßigkeit zahlreich. Am gleichmäßigsten erscheint der Rhythmus im Tanz und in der Tanzmusik. Eine auffallend vollkommene rhythmische Fertigkeit zeigt sich im Tanze der primitiven Völker. Rhythmus ist hier soziale Funktion, Zusammenwirken, Einschränkung des eigenen Triebes zugunsten des Stammes. Doch nähert sich die Energie des Triebes der ekstatischen Höhe, die ordnende Bindung des Taktes verschwindet, und nur unregelmäßige Höhepunkte bleiben als das Essentielle des Rhythmus übrig.

Die Betonung, der positive Teil des Rhythmus, ist der Höhepunkt der Bewegung und der Lust; nachher entspannen sich die Muskeln, die Lust ebbt wellenhaft ab, und es bedarf eines neuen Reizes, um die Kraft des Triebes zur neuen Welle zu erhöhen. Diese Phase der Ermüdung ist gleichzeitig Sammlung; von der Kulmination strahlt noch ein Teil der Lust herüber, doch bildet sich schon unlustvolle Spannung aus. Das Gehen und seine spielerische Abart, der Tanz, verlangten durch die wechselnde Benützung der Beine eine baldige, gleichmäßige Wiederholung der Bewegung. Eben deshalb leiten wir vom Gehen den Rhythmus ab, nicht vom Herzrhythmus, wie es von Aristoteles bis Riemann viele Forscher versucht haben. Erhöhte und bewußte Betonung des Herzrhythmus ist krankhaft, der Automatismus selbst aber ohne Lustgefühl. Die Sprache als Quelle des Rhythmus anzunehmen, wäre eine Verwechslung von Folge und Ursache. Wenn die Sprache durch ihren Rhythmus Lust zu wecken bezweckt, muß sie ihre rationale Aufgabe der Mitteilung teilweise preisgeben und zu einem ursprünglicheren, spielerischen Ausdruck zurückkehren. „Was so dumm ist, daß man es nicht sagen kann, kann noch immer singen“, sagt Beaumarchais. Die Sprache, der Sprachgesang, der rezitierende Gregorianische Choral hat zwar Rhythmus, aber keinen Takt; nur wo volkstümliche, von der Tanzmusik stammende Elemente in den Kirchengesang einsickern, wird der Takt fühlbar.

Durch Schlagen oder Pfeifen erzeugte Objektgeräusche haben auch eine Betonung, die mit dem Höhepunkte der Muskelspannung zusammenfällt und dann verhallend abflaut. Die rhythmische Wiederholung der Geräusche bei der Arbeit verleiteten Karl Bücher zu dem Versuch, den Rhythmus aus ihnen abzuleiten. Doch gilt von der Arbeit dasselbe, was wir von der Sprache sagten. Rationalisierte Arbeit ist mit ihrem automatischen Rhythmus lustlos und geistig ermüdend; die bewußte Betonung, etwa durch Singen im Takte der Arbeit, macht sie lustvoll, aber auch irrational, mit kleinen Unregelmäßigkeiten und überflüssigem Kraftaufwand von der eisernen Automatik abweichend. Freudebringend ist nicht die regelmäßige Wiederholung, sondern eben die Durchsetzung des regellosen Triebes, dem das künstliche Hindernis der Regel in den Weg gestellt wurde.

Im Tanze finden wir dieses Spiel des Triebes mit der selbstgewählten Hemmung, Takt genannt, am deutlichsten und ursprünglichsten. Die Natur des Triebes ist hier weniger verdeckt. Die hauptsächlichen ausführenden Organe, die den spielerischen Ersatz der libidinösen Abfuhr ausdrücken, sind die Beine. Ihre Bewegung begrenzt den Takt als Zweier- oder Dreiertakt. Im Takte spielt sich der Kampf zwischen maßloser Abfuhr des Triebes und der ihr widerstrebenden rationalen Hemmung im verkleinerten Spiegelbilde ab. Mit der Betonung als gehemmter Abfuhr beginnt der Takt; das Abschwellen erfolgt je

nach der stärkeren oder geringeren Hemmung langsamer oder schneller. Eine zweite Betonung kann die völlige Entspannung aufhalten; es kann zu vier bis acht und auch mehr Betonungen von geringerer Intensität kommen, doch muß die Hemmung des natürlichen Ablaufs durch höhere Energiebesetzung kompensiert werden. Eine immer lustbetontere Steigerung entsteht, die im Takte selbst in einer immer heftiger pulsierenden Bewegungsfolge sichtbar wird. In weiterer Steigerung verschwindet die negative Phase und eine maßlose, ekstatische, fortwährende Energieabfuhr räumt die künstliche Hemmung des Taktes aus dem Wege.

Bei Marschrhythmus wird der natürliche Ablauf der Bewegung — der Automatismus des Ganges — gehemmt und die Zeit des natürlichen Abschwellens verlängert, wodurch auch eine stärkere Betonung zustande kommt. Hemmung ist mit Abwehr des Triebes, mit Angst identisch; Erwartung einer innervierten noch nicht erfolgten Bewegung eine quantitativ auf das Mindestmaß beschränkte Angst. Die ausgeführte Bewegung erlöst von der unlustvollen Spannung; zurückgedrängt steigert sie sie um so mehr, je länger sie gehemmt wird. Im Marsche wird sie nur zurückgehalten, um eine stärkere Betonung zum Bewußtsein bringen zu können. Daher ist der Marsch heiter, wird aber sofort ernster, wenn die Abfuhr der motorischen Innervation länger zurückgehalten wird. Der Rhythmus wird feierlicher, pathetischer, die Wirkung ein komplexes Gefühl aus Lust- und Angstkomponenten. Derselbe Vorgang spielt sich in jeder festlichen, religiösen Musik ab. Die Hemmung der abschwellenden und gleichzeitig neuentstehenden Bewegung kann bis zum völligen Stillstand, genannt Pause, gesteigert werden. Eine Pause im feierlichen Rhythmus wird deutlich als Angst empfunden. Im punktierten Rhythmus ist diese hemmende Gegenkraft der Angstkomponente auf das Mindestmaß des spielerischen Narzißmus reduziert.

Melodie

Musik beginnt eigentlich nicht mit dem Rhythmus, sondern mit dem Tone, mit dem Bausteine der Melodie. Praktisch treten sie jedoch gleichzeitig auf. Der Schmerz verschafft sich durch die motorische und akustische Abfuhr Erlösung, die dann zum narzißtischen Lustgewinn umgewandelt wird. Der Ton entsteht im Momente der jeweilig höchsten Spannung des Muskels, er ist die akustische Form der motorischen Betonung. Ton wie Betonung sind als Durchbruch des Triebes durch die im Wege stehenden Hemmungen aufzufassen. Das Verhältnis der gegeneinander kämpfenden Kräfte bestimmt ebenso die Qualität des Rhythmus wie die des Tones, die wir Höhe nennen. Der Steigerung der Triebenergie, die wir in ihrer Lustwirkung als Weg zur Ekstase im Rhythmus erkannten, entspricht die Steigerung der Tonhöhe. Im

Rhythmus war diese Steigerung in der stärkeren Betonung sichtbar: Tonhöhe und Tonstärke steigen und sinken als Urerscheinungen parallel miteinander. Primitive Völker und Kinder singen bei erhöhter Stimmung höher und lauter. Daß die Begriffe Höhe und Stärke in der späteren Musik zu künstlerischer Wirkung getrennt auftreten können, beweist nichts gegen ihre ursprüngliche Zusammengehörigkeit. Ein hoher Ton wird durch eine größere Anstrengung der Muskeln hervorgebracht, entspricht also dem stärkeren Durchbruch der rhythmischen Betonung.

Dem Abschwellen der rhythmischen Betonung, dem Nachlassen der Muskelspannung entspricht eine Abnahme der Stärke des Tones mit gleichzeitiger Erniedrigung der Tonhöhe. Somit bedingt das dynamische Schwanken des Rhythmus eine wechselnde Erhöhung und Vertiefung des Tones: eine Melodie. Auch die Unsicherheit der Intonierung — besonders bei weniger Geübten, bei Kindern —, eine gewisse Sammlung der Muskelspannung zur intendierten Höhe ergibt eine dem rhythmischen Auftakt entsprechende kontinuierlich gleitende Erhöhung des Tones, ebenfalls den Kern einer Melodie. (Von der Höhe des affektlosen individuellen Sprachtones ausgehend, bedeutet der erhöhte Ton erhöhten Affekt, Steigerung der Lustkomponente, der erniedrigte Ton die stärkere Auswirkung der hemmenden Angstkomponente. Der gehemmte, festliche Rhythmus bedingt meist tiefe Lage der Töne.)

Die kontinuierlich gleitende Chromatik ist die hemmungslose akustische Abfuhr, der Schmerzens- und Freudeschrei. Das Festhalten einer bestimmten Tonhöhe erfordert dagegen Hemmung, strenge Koordination der Muskeln. Die chromatisch gleitende Steigerung und Abnahme der Tonhöhe ist also die primitivste Melodie. Die Instrumentalmusik benützt dieses Gleiten, das sogenannte Portamento oft, um primitivere Lust zu wecken. Aber auch die abgestufte Chromatik bleibt die musikalische Sprache der Leidenschaft.

Ist die Stufe der regelmäßigen Koordination der Innervierung auf bestimmter Tonhöhe erreicht, geschieht die Zusammenfügung der einzelnen Elemente nach den Gesetzen der Verwandtschaft, der Identifizierung der analogen Eigenschaften. Es gibt zweierlei organisch bedingte Tonverwandtschaft: die Tonnachbarschaft, die durch Mitschwingen der Nervenfasern, die der der Wellenzahl des Tones entsprechenden Cortischen Nervenfaser benachbart sind, entsteht; und harmonische Verwandtschaft, die im Mitschwingen der Nervenfasern, die den Obertönen entsprechen, begründet ist. Wenn man die Tonleiter im harmonischen Sinne hört, — wie wir unsere Musik, die atonale Musik ausgenommen, eben zu hören gewohnt sind, — besteht ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen beiden Verwandtschaften, denn der Sekundenschritt oder der Halbtonschritt verbindet eben in der physikalischen Verwandtschaft einander am fernsten stehende Töne. Der Gegensatz verschwindet und auch

andere, psychologische Verwandtschaften, z. B. hoch — tief, werden erklärt, wenn man einfach die Freude am Erkennen gleicher Elemente in der Folge der Töne, in der Melodiebildung als Prinzip gelten läßt.

Unsere Tonleiter ist eine auf harmonischer Basis rationalisierte Tonfolge. Eine ältere, sehr verbreitete war die Pentatonik, die fünfstimmige starre Tonleiter. Charakteristisch ist, daß sie sich meist im strengen kultischen Gesang findet, während die Halbtöne enthaltende, der ursprünglichen Chromatik sich nähernde Melodie bei den Griechen unter den Melikern, den Dichtern der Liebe und des Weines, im Mittelalter beim losen Volk der fahrenden Gesellen, im 16. Jahrhundert mit der Lockerung der religiösen Strenge bei den musikalisch-dramatischen Darstellern der Leidenschaften erscheint. Aus der ursprünglichen Tonnachbarschaft bei allmählicher Erkenntnis der harmonischen Tonverwandtschaft entwickelte sich die Melodie als ein Kompromiß des freien Triebes und der rationalen und kulturellen Widerstände.

Die sicherste Verwandtschaft, die die Assoziation der Töne bewirkt, ist die Identität. Tatsächlich ist die Wiederholung gleicher Töne, z. B. bei den Vögeln, die erste Form der Melodie. Die Freude der Wiederholung ist die Freude am Erkennen des Bekannten. Doch um es zu erkennen, muß dieses Bekannte eine Zeitlang unerkannt oder verschwunden gewesen sein. In der Wiederholung stellt sich dieser Prozeß als ein Versteckenspiel dar. Das ist aber das erste Spiel des Säuglings. Man kann beobachten, daß Säuglinge schon im dritten, vierten Monat am Rücken liegend mit vergnügtem Gesichtsausdruck ihre Hand vor ihre Augen bringen, dann wieder seitwärts aus ihrem Gesichtskreise verschwinden lassen. Da — nicht da — heißt dieses Spiel und ist der zum Lustgewinn reproduzierte Ablauf der Welt, wie sie dem Säugling erscheint. Indem er seine Hand verschwinden läßt, baut er sich ein künstliches Hindernis, um es siegreich und eben deshalb lustvoll zu überwinden.

Versteckenspiel ist die durchschlagende und verschwindende Betonung des Rhythmus; die Wiederholung gleicher oder verwandter Töne, in welchen das Identische durch neue Elemente verdeckt ist. Durch Erkennen neuer Analogien wird die Verwandtschaft und damit auch der Umfang des Versteckenspieles größer. Der Einfluß des Taktes äußert sich, indem schon bekannte, daher lustvoller empfundene Elemente enthaltende Töne der Melodie auf betonte Taktteile fallen, während das Neue, zur Verschleierung Dienende in der unbetonten Zeit sich abspielt. Die Rückkehr ähnlicher Melodieelemente auf betonten Taktteilen bewirkt bei einander folgenden Takten eine Symmetrie der Melodiebildung. So entsteht zunächst als „einzelne Gebärde des musikalischen Affekts" (Nietzsche) das Motiv. Sein einfaches Verschwinden und Erscheinen ist lustvolles Versteckenspiel, seine Wiederholung in tieferer, höherer Lage — Sequenz genannt — ein erweitertes Spiel, das bei stärkerer

Dynamik am Wege zur Ekstase die spielerische Hemmung der Symmetrie durchbrechen kann. Bleibt die Energiebesetzung gering, so kehrt die Sequenz zum Ausgangspunkt zurück und eine runde Periode (eine Runde im Tanz) entsteht. Eine Sequenz ist offene Spannung, erlaubt noch freie Entfaltung des Triebes entsprechend der Energiebesetzung, während die Periode ein abgeschlossenes Spiel darstellt. Sie kann als Ganzes Verstecken spielen, indem sie sich in Variationen verkleidet.

Gesteigerte Affekte verzögern die tanzartige Rückkehr zum Ausgangspunkt, eine freiere Klangassoziation wird gesucht, wobei das Versteckenspiel weiter führendes Prinzip bleibt. Die ausgeprägten bekannten Melodiewerte treten in den Hintergrund, ihre weniger sichtbaren Elemente bilden den Zusammenhang. Aus dem Motiv wird das Thema, eine Einheit, die in der sogenannten Durchführung, in Elemente zerpflückt, in den Wellen der freieren klanglichen Assoziation untertaucht und wiedererscheint. Steigerung der Energiebesetzung führt auch in der Melodie zu loseren klanglichen Assoziationen, zu Exzessen in Höhen und Tiefen, zur klanglichen Ekstase.

Die Beziehung der Melodie zum Texte läßt sich folgendermaßen kurz zusammenfassen: die Form des Sprachsatzes, Betonung, Rhythmus der Worte, also seine musikalischen Elemente beeinflussen zweifellos die Melodie auf Kosten des Verstandes. Der Gedanke selbst beeinflußt wenig die Melodie, nur der Affekt, der hinter dem Gedanken, noch mehr hinter dem Einzelwort steht. Beethovens Grundidee in der C-Moll-Symphonie: „Das Schicksal klopft an die Pforte" äußert sich in einem mit größter Wucht gebrachten Anfangsmotiv als Symbol. Aber dasselbe Motiv kommt bald *pianissimo* in den hohen Tönen der Geigen wieder, wird von einem Instrument dem andern wie ein Spielball zugeworfen, verschwindet, taucht wieder auf: kurz das Spiel hat gesiegt, der Gedanke ist zurückgetreten.

Wir wollen uns eben von der Tyrannei der Vernunft losreißen und zur kindlichen Arbeitsweise des Seelischen zurückkehren, der Realität entrinnen, und uns der irrationalen Triebbefriedigung nähern. Die melodischen Symbole — so der „Seufzer", fallende Chromatik der traurigen Gefühle usw. — sind naiv, wenn wir sie vernunftgemäß auslegen, doch echt und ursprünglich, um unser zu primitiver, erhöhter Lust strebendes inneres Wesen auszudrücken. Deshalb drängen sie das differenzierte Mittel des Wortes beiseite. Wie sich der nüchterne Gang in lustbetonten Marsch und Tanz wandelt, so wird aus der rationalen Sprache der lustvolle Sprachgesang. Auf Kosten der Vernunft entsteht in jenem Falle das Spiel der Bewegung, in diesem das Spiel des Tones: der Trieb, umgewandelt in die gezähmte Irrationalität des Rhythmus und der Melodie.

Harmonie

Den Begriff der Harmonie zu begrenzen ist nicht leicht. Die klassische Harmonielehre hat für die Musik von heute keine Gültigkeit mehr. Nie galt sie außerhalb der Grenzen der westlichen Musik, obwohl sie wohlfundierte physikalische Grundlagen besitzt. Die Entwicklung der Harmonie hat enge Beziehungen zur Technik der Musikinstrumente, denn erst die Orgel ermöglichte das Festhalten eines Grundtones und somit den weiteren harmonischen Aufbau. Dadurch schon müssen wir der Harmonie zum größten Teil einen rationalen Charakter zuerkennen. Außerdem ist die Harmonie ein sozíales Produkt; denn, ursprüngliche Verhältnisse vorausgesetzt, gehören zur Erzeugung eines Zusammenklanges mindestens zwei Individuen. Während also die individuelle Tendenz zur Triebbefriedigung allein schon die elementare Erscheinung des Rhythmus und der Melodie schaffen kann und das Realitätsprinzip, die Hemmungen, sozialen Bindungen nur ihre Spielform gestalten, die Lust aber unmittelbar aus der Quelle des Triebes fließt, scheint die Harmonie von dieser Urquelle in ihrer Lustwirkung unabhängig zu sein. Eine primäre Lust scheint ihr nicht zuzukommen. Die Fähigkeit, die Obertöne aus dem Klange herauszuhören, worin eben die physiologische Grundlage der Harmonie zu suchen ist, befindet sich erst in Entwicklung.

Als Anfang der Harmonie müssen wir neben einer lustbetonten motorisch-akustischen Abfuhr der individuellen Spannung eine Summierung der Lust durch gleichzeitiges Hören ähnlicher motorisch-akustischer Abfuhr anderer Individuen annehmen. Diese Summierung ist schon bei Tieren nachweisbar, noch mehr bei Kindern und bei den Festen primitiver Völker. Die Ekstase ist eben an die Masse gebunden; ein einzelner kommt wohl meist nur vor einer Hörerschaft in diese Hochspannung. Die leichte Auslösbarkeit elementarer Ausbrüche ist eine bekannte massenpsychologische Erscheinung; die addierten Spannungen erhöhen die individuelle Energie des Triebes zu einer Gewalt, der die Kritik und der Widerstand der Vernunft nicht mehr gewachsen sind. Nun versuchten wir im Rhythmus und in der Melodie die musikalische Lust als eine qualitativ verminderte Ekstase zu erklären. In der Harmonie finden wir als Grundbedingung eine ebenfalls elementare massenpsychologische Wirkung. Der Ausbruch der Massenseele ist chaotisch — das Gegenteil von Harmonie: doch stammt die primäre Lust eben aus dem Chaos, das durch ordnende Hemmung gebunden wird.

Die historische Entwicklung gibt uns hier recht. Auf der tiefsten Stufe findet sich rhythmisch geordnete Massenmusik, fast ohne Melodie in unserem Sinne; sie heißt Heterophonie, Durcheinandersingen (z. B. bei den Weddas). Die Klangfülle selbst genügt als lustbetonter musikalischer Ausdruck. Die Fähigkeit, die Tonhöhen zu unterscheiden, entwickelt sich allmählich, da-

durch wird die Lust der elementaren Abfuhr des Triebes auf die Freude am Wiedererkennen verschoben. Gleiche Elemente enthaltende, gleichzeitig ertönende Klänge werden angenehm empfunden, ungleiche dagegen als Fremde behandelt. Die erste Form harmonischer Bindung der elementaren Massenlust ist das Unisono: gleichzeitige Wiederholung desselben Tones. Der Bourdon oder Bordone — ein ausgehaltener tiefer Ton, der eine Melodie ohne harmonische Beziehung begleitet — zeigt eine andere Methode des Versteckens. Wiederfinden des bekannten Tones in der zufälligen Verschmelzung beider Melodien. Ähnlich, doch vollkommener ist die Begleitung in der Oktave, das gleichzeitige Wiederhören desselben Tones in einer höheren oder tieferen Lage. Die antike Musik kannte noch keine anderen Arten der Harmonie. Die Begleitung in der Oktave ist physikalisch die vollkommenste Verschmelzung; psychologisch aber wirkt sie bald eintönig, weil das Versteckte zu leicht gefunden wird. Darum suchte man neue, entferntere Verwandtschaften: die Quinte, die Quarte, die ungefähr im 10. Jahrhundert auftreten; dann folgt im 13. Jahrhundert die Terz, wodurch der Dreiklang vollständig wird. Die Septime wurde eigentlich erst durch Johann Sebastian Bach zu der Rolle emporgehoben, die sie als Leitton und wichtigster Teil der Dominante spielt. Die Möglichkeit, daß die höheren Obertöne auch als Verwandte erkannt und begrüßt werden, ist heute schon zur Tatsache geworden, da die schärfsten Dissonanzen, z. B. die kleine Sekond, verwendet werden.

Zusammenfassend können wir also feststellen: Die ursprünglichste Lustquelle der Harmonie ist die elementare massenpsychologische Ekstase, aus der durch Koordination auf der Grundlage des immer feiner differenzierten Erkennens und Reproduktionsvermögens der Teiltöne des Klanges das Versteckenspiel der bekannten und unbekannten Tonkombinationen sich herausbildet und in weiterer Ausbildung begriffen ist.

Die Grundlage der harmonischen Musik ist die Spannung zwischen Tonika und Dominante, die im Leitton ihren Gipfel erreicht. Den versteckten Grundakkord aufzufinden ist der Endzweck, die Spannung durch die Nähe des Ziels zu steigern und die beruhigende Befriedigung hinauszuschieben ist der Reiz des Spieles; ein vollkommen der sexuellen Befriedigung analoger Vorgang.

Eine zweite grundlegende Spannung ist die zwischen der heiter empfundenen Dur- und der mehr traurig gefühlten Molltonart. Der Unterschied ist eine Senkung der Terz des Durakkordes um eine halbe Stufe. Eine Erschlaffung der Muskel- und Nervenspannung nach erreichter Höhe ist die physikalische Grundlage der traurigen Stimmung. Durch die Erschlaffung des innervierten siegreichen Durklanges entsteht der depressive Gefühlsinhalt des Mollakkordes. Wie sich die orgiastische Lust des maßlosen Klangdurchbruchs zur gefestigten Tonstufe oder Tonstufenfolge, in der Harmonie zum sozialen Zusammenklang

ordnet, bleibt die Depression der postorgiastischen Erschlaffung im Moll bestehen, und zwar durch geringere Energiebesetzung zum Spiel verwendet.

Die Relativität der Klänge, der Umstand, daß ihr Dur- oder Mollcharakter erst durch die Fortsetzung entschieden wird — die Enharmonie —, gibt der Verwechslung und dem Versteckenspiel neue Möglichkeiten. Nicht die Intervalle, die das Verhältnis der Töne in einem einzigen Klange bestimmen, entscheiden, ob wir einen Akkord konsonant oder dissonant empfinden, sondern nur das Verhältnis zum Ausgangspunkt, d. h. zum Bekannten oder zur Nachbarschaft, die durch Klangassoziationen ebenfalls schon bekannt geworden ist. Eine unerschöpfliche Variationsfähigkeit des harmonischen Versteckenspieles ist die Folge. Steigerung der Leidenschaft, stärkere Energiebesetzung des Triebes führt auch in der Harmonie — wie in Rhythmus und Melodie — zur Rückkehr zu elementaren Ausdrucksformen, zur Disharmonie. Bei geringer Energiebesetzung aber dient die Disharmonie, d. h. das Auseinanderstreben der koordinierten Töne nur zur Verschleierung der Konsonanz als fortwährend erneuter Reiz.

Aus der Heterophonie wurde durch verfeinerte Empfindung und soziale Koordination die Polyphonie. Sie fand ihr adäquates Heim in der Kirche, die die stärkste soziale Bindung repräsentiert. Die Tendenz der Polyphonie war der ständige Zusammenklang mit zufälligen oder unvermeidlichen Dissonanzen und der Mangel an stark ausgeprägtem Rhythmus. Die Tanzmusik des Volkes dagegen betonte ihren libidinösen Charakter im Rhythmus und unterordnete den Klang der Betonung. Die Polyphonie spielte mit ähnlichen, die ursprüngliche Melodie imitierenden Melodien Versteckenspiel; Steigerung der Energie führte zur Vermehrung der Stimmen, zur übermäßigen Komplizierung und endlich zur Auflösung der Polyphonie. Die geordnete Massenekstase der polyphonen Musik ließ das Ich — die individuelle Stimme — kaum mehr heraushören. Nun ist die Melodie die einzige musikalische Form der individuellen Abfuhr, denn der Rhythmus ist motorisch, vormusikalisch, die Harmonie überindividuell. Die rhythmische Tanzmusik schlich sich langsam in den Kirchengesang ein — im Trecento des Boccaccio! — und löste die streng sozial gebundene Polyphonie zur individuell-libidinös gefärbten Homophonie auf.

Die individuelle Färbung bedingt auch die Entwicklung der Klangfarbe in der Harmonie. Physikalisch wurde die Klangfarbe durch verschiedene Kombination der Obertöne — doch nicht restlos — erklärt. In diesem unaufgeklärten Rest scheint das Individuelle des Materials enthalten zu sein, die unregelmäßigen Schwingungen des individuellen Ausdrucksorgans oder Instrumentes. Die primäre Lust des Stofflichen, der Berührung, von der aus sich durch die Brücke der Vibrationsgefühle das bewegte und verfeinerte Tasten

des Hörorgans ableitet, erklärt die sinnliche Wirkung der Klangfarbe. Die Lust an der eigenen oder einer bestimmten fremden Stimme beruht auf der Befriedigung der narzißtischen oder der der Mutter als erstem Objekt geltenden Liebe. Und aus einem Klangfarbengemisch wollen wir auch wieder eine führende, eine unsere eigene Affektspannung ausdrückende Farbe heraushören.

Form

Die musikalische Form bedeutet eine von typischem Anfang und Ende begrenzte, einer gewissen Epoche zugehörige Einheit. Anfang und Ende gewinnen als Grenzpfähle eine erhöhte Bedeutung, da der Unterschied zwischen Form und Formlosem eben in der Abgrenzung liegt.

Der Anfang ist der Durchbruch der im Unbewußten aufgestapelten und musikalisch umgewandelten Energie. Das Ende bewegt sich im Spielraum zwischen zwei extremen Möglichkeiten: zwischen ekstatischer Steigerung und träumerischem Verhallen. Die Begrenzung der Form stammt aber immer vom Rhythmus, vom Tanze. Ein Takt, dem ein nächster mit einer kleinen rhythmischen, später melodischen Änderung — dem Prinzip des Versteckenspieles gemäß — hinzugefügt wird, ist schon eine neue Einheit, in welcher Anfang und Ende unterschieden sind. So entstehen zwei bis vier Takte und wir haben die Periode des Tanzliedes vor uns. Ohne Tanzrhythmus — z. B. im rezitierenden kultischen Gesang — ist die Form weniger markant. Ein langer ausgehaltener Ton bedeutet das Ende in den Formen der griechischen, hebräischen und der westlichen Musik bis zum 13. Jahrhundert. Der gemeinsame, sozial abgerundete Tanz gibt aber auch der Musik abgerundete Konturen. Die Spannung zwischen Lust- und Realitätsprinzip äußert sich in der Form als romantische und klassische, individuelle und soziale Tendenz. Schon bei den Primitiven tritt aus der Masse der Künstler hervor, in dessen Person die asoziale Libido die gewohnte Form durch melodische Freiheit, stärkere Dynamik durchbricht. Die mittelalterliche Kirche muß immer wieder die individuellen Freiheiten verbieten, selbst J. S. Bach bleibt die Rüge seiner Gemeinde nicht erspart. Der Versuch zur siegreichen Erhebung des eigenen Narzißmus über das soziale Gleichgewicht ist die treibende Kraft, die im Kompromiß mit der gesellschaftlichen Hemmung die Form schafft. Innerhalb der rohen Tanzform einzelner Epochen setzt das individuale Prinzip mit Variationen des Ablaufs ein und züchtet mit Beibehaltung der spielerischen Energiebesetzung eine feinere Abart derselben Tanzmusik als klassische Form der Epoche hoch. Diese Form wird geheiligte Konvention, der nächste Genius dehnt sie mit seiner individuellen Kraft, bis sie zerbricht; dafür trifft ihn die gerechte Strafe: er wird geächtet. Nach der ersten Periode des Ringens macht die neue Musik dem allgemeinen Geschmack Konzessionen, der soziale Widerstand verliert durch

allmähliche Gewöhnung an Schärfe, ein neues Kompromiß entsteht, und aus der romantisch kämpfenden Epoche wird eine klassizistisch ausruhende. Wie in den einzelnen Komponenten der Musik, so bildet auch in der Zusammenfassung zur Form der Kampf der zur Ekstase strebenden Libido der rationalkulturellen Hemmung den Inhalt des Kompromisses. Die verbotenen Befriedigungstendenzen der Libido — Inzest, Ehebruch in Wagners Musikdramen — drücken sich in seiner Musik als die formensprengenden Kräfte seiner Epoche aus.

Die Musik und das Unbewußte.

Musikalisches Schaffen und Traumarbeit haben mannigfache Ähnlichkeiten. Grundbedingung des Traumes wie der Träumerei ist eine Einschläferung des kritischen Bewußtseins. Auch der musikalische Genuß, noch mehr das primäre Schaffen, ist an die Verzauberung des Intellektes gebunden. Traum und Musik sind irrational im Sinne der Maßlosigkeit, der Unproportionalität, und entsprechen einer mehr kindlichen Reaktionsweise. Die Beziehung zwischen vorgefaßtem Inhalt und seinem musikalischen Äquivalent ist in der Musik kaum enger als zwischen Traum und Traumgedanken. Die charakteristischen Imitationen natürlicher akustischer Phänomene — Donner, Murmeln des Baches u. dgl. — entsprechen den Tagesresten im Traum; sie sind indifferente bewußte oder vorbewußte Wahrnehmungserinnerungen, die sich nur durch ihre in die Tiefe reichenden Assoziationen eine Gefühlsbetonung aneignen. Sie bilden sich meistens nur im Rhythmus und in den Grundmotiven der Melodie oder in der Begleitung imitatorisch oder konventionell-symbolisch ab. Die Verdichtung der Traumarbeit läßt sich in der Musik im Komprimieren verschiedener Motive, in der Gleichzeitigkeit differenter Melodien, synkopisierten Rhythmen nachweisen. Die Mischbildungen, die im Traum, im Mythos, in den Fehlleistungen regelmäßig auftreten, im rationalen Handeln jedoch verpönt sind, geben dem musikalischen Schaffen seinen eigentümlichen Reiz. Die Art der klanglichen Assoziation entspricht ebenfalls der oberflächlichen Wort- und Ideenverbindung des Traumes. Wie der Träumer, der Schizophrene die Worte zerpflückt, ziert, spielt die Musik ebenfalls mit ihren Worten, ihren Motiven. Die Durchführung des Themas in der Sonatenform ist als eine solche kindisch-traumhafte freie Assoziation zu bezeichnen. Die Bearbeitung geschieht im Unbewußten, während das Vorbewußte den leitenden Obergedanken, die zeitgenössische Form bereit hält. Mittel der sekundären Bearbeitung sind gewohnte Melodien, Klangbilder, Endungen. Die primäre, triebhafte akustische Abfuhr wird im Unbewußten zunächst zu einem kindlichen Spiel umgewandelt; das Vorbewußte bringt es dann in einer zeitgemäßen Form als Neues, gleichzeitig Altbekanntes zur Anerkennung.

Das musikalische Schaffen hat ebenso wie der Traum Wunschcharakter: den allgemeineren Wunsch, wieder als ein Kind spielen zu können, und den speziellen, Affekte, die klanglichen Ausdruck finden, abzureagieren. Die spezielle Veranlagung des Musikers ist aber eben, daß alle Erlebnisse und in erster Linie seine Triebe mit Klängen verbunden sind und klanglichen Ausdruck suchen. Wagner erzählt, wie der Klang der Quinten bei ihm mit einem angstvollen Kindheitserlebnis, mit dem Gespenstischen überhaupt verbunden war, so daß er z. B. Beethovens Todesnachricht als einen Quintenklang empfunden hat. Eine Neigung zur spielerischen Behandlung akustischer Erinnerungsspuren gehört wahrscheinlich auch zur musikalisch-schöpferischen Anlage. Beethovens Briefe sind voller naiver Wortspiele. Eine Fähigkeit, sogar ein Zwang zu akustischen Halluzinationen findet sich oft bei schaffenden Musikern.

Das Entstehen einer Komposition kann man sich etwa folgendermaßen vorstellen: Im Unbewußten entsteht eine noch wirre, traumähnliche, dem erweckten Komplex gemäß affektbetonte musikalische Halluzination, die den Sachvorstellungen des Traumes entspricht. Die musikalischen Vertreter des Komplexes werden über die Schwelle des Vorbewußten durchgelassen, indem sie sich mit musikalischen Formeln — den Wortvorstellungen entsprechend — verbinden, die geläufig und bewußtseinsfähig sind. Die Affektbetonung kommt aus dem Unbewußten; ist sie gering, so kann das Vorbewußte das zur Verfügung stehende Material in ein Spiel mit gewohnten Formeln verwandeln. Ist die Spannung der latenten Konflikte größer, dann fordert ihre Umformung einen erhöhten Widerstand der Zensur. Eine Unruhe, ein häufiger Wechsel der Motive, des Rhythmus, der Harmonie, des Gefühlscharakters, melodische und harmonische Freiheit wird den Konflikt verraten. Das Vorbewußte zwingt auch eine zeitliche Einordnung auf und vermittelt es halluzinatorisch dem Bewußtsein.

Große Komponisten wissen selbst wenig vom Schaffensprozeß mitzuteilen, ihr Werk „fällt ihnen eben nur ein". Auch die Analyse dürfte außer der als Motiv wirkenden Komplexe keine weitere Aufklärung geben. Die Analyse arbeitet mit Worten, der Musiker drückt sich aber in Tönen und Klängen aus. Äußere klangliche Eindrücke werden oft erwähnt; Wagner z. B. fühlt es aber klar, daß diese nur tiefere Schichten anregen. Er beschreibt auch, daß das Schaffen oft in einem Zustand von Trance vor sich geht, von einer qualvollen Spannung erlösend.

„Ich versank in eine Art von somnambulen Zustand, in welchem ich plötzlich die Empfindung, als ob ich in ein stark fließendes Wasser versänke, erhielt. Das Rauschen desselben stellte sich mir bald im musikalischen Klange des Es-Dur-Akkordes dar, welcher unaufhaltsam in figurierter Brechung dahinwogte; diese Brechungen zeigten sich als melodische Figura-

tionen von zunehmender Bewegung, nie aber veränderte sich der reine Dreiklang von Es-Dur, welcher durch seine Andauer dem Elemente, darin ich versank, eine unendliche Bedeutung geben zu wollen schien. Mit der Empfindung, als ob die Wogen jetzt hoch über mich dahinbrausten, erwachte ich in jähem Schreck aus meinem Halbschlaf. Sogleich erkannte ich, daß das Orchestervorspiel zum Rheingold, wie ich es in mir herumtrug, doch aber nicht genau hatte finden können, mir aufgegangen war; und schnell begriff ich auch, welche Bewandtnis es durchaus mit mir habe: nicht von außen, sondern nur von innen sollte der Lebensstrom mir zufließen."

Dieser gebrochene Es-Dur-Akkord vereinigt, verdichtet unendlich zahlreiche und bis zum Erwachen des Lebens zurückreichende Erlebnisse und Empfindungen: den typischen Geburtstraum, das nächtliche Grausen der Kindheit mit dem jähen Erwachen und die ganze Sphäre, die es umgibt, den tragischen Konflikt des Erwachsenen zwischen Liebe und Gold, mythologische Bilder und schließlich den leitenden Gedanken: den Sieg des eigenen Lebensstromes. Auch dieser Lebensstrom fließt aus dem verlorenen Paradies, das alle irrationalen Wege der Menschheit zu erreichen suchen. Der irrationalste, am meisten schicksalhafte ist der des Wahnsinns, ein unvollkommener Irrweg die Neurose; auf heiteren und unendlich mannigfachen Pfaden aber führt uns die Kunst. Der schaffende Musiker und mit ihm der einfühlende Hörer bannt im Zauber, dessen breite Skala vom seligen Dahindämmern bis zum heiligen Wahn der Ekstase reicht, das verlorene Paradies des wunsch- und bewußtseinslosen, narzißtisch-glücklichen eigenen frühesten Lebens.

Die Heilung der Elisabeth Browning in ihren Sonetten

Von

Johanna Heimann

Berlin

Der Gegenstand dieser Untersuchung ist die Spontanheilung einer am Ende der Dreißig stehenden Frau aus langjähriger körperlicher und seelischer Krankheit. Das Phänomen einer solchen Spontanheilung kann an dem der Untersuchung zugrunde liegenden Material weder umfassend dargestellt noch erschöpfend analysiert werden. Eine Dichtung einer nicht mehr lebenden Dichterin soll uns den Prozeß ihrer Heilung erschließen.

Wir lernen Elisabeth Barrett Brownings Krankheit in der Literaturgeschichte als tuberkulöses Lungenleiden kennen, dem sie, allerdings mit großen Schwankungen, von der Pubertät bis zum Tode unterworfen war. An dem Vorhandensein eines Lungenleidens kann nicht gezweifelt werden, auch wenn die Vermutung sich aufdrängen sollte, daß dieses Leiden vielleicht selbst schon psychisch bedingt war. Eine exakte Untersuchung dieses Punktes dürfte außerordentlich schwierig sein. Unbestritten ist der seelische Ursprung der Lebensabgewandtheit der Elisabeth Browning, die sie fast ein Jahrzehnt lang an ihr Krankenzimmer gefesselt hielt; ebenso sicher scheinen ihre Ohnmachtsanfälle und die ungeheure Schwäche, die jahrelang ihrem Leben nur noch eine kurze Frist zu setzen schien, psychisch bedingt gewesen zu sein. Im Rahmen meiner Aufgabe kann dieser psychische Anteil ihrer Krankheitssymptome nur gestreift werden. Wir werden diese analytisch zu erfassen suchen, soweit sie sich zwanglos aus den bekannten Daten ihres Lebens verstehen lassen. Der Schwerpunkt dieser Untersuchung liegt aber nicht in der Krankheit, sondern in der Heilung. Für diesen Heilungsprozeß haben wir glücklicherweise aus der entscheidenden Zeit der Genesung zwei authentische Dokumente: die Liebesbriefe der Brownings und die Sonette.

Von Elisabeth Browning weiß man heute im allgemeinen nicht viel mehr, als daß sie eine englische Dichterin um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Verfasserin der „Sonette aus dem Portugiesischen" und die Frau von Robert Browning gewesen ist. Vielleicht erinnert sich der und jener dann noch an eine sehr rührende Krankheits- und Liebesgeschichte der Dichterin, die so sonderbar anmutet, daß sie ins Reich der Märchen und Wunder zu gehören scheint. Worin besteht nun das Wunder, aus welchen psychologischen Vorbedingungen ist es organisch erwachsen? Eine Darstellung ihres Lebens soll das Verstehen dieser Frage erleichtern.

Elisabeth Barrett Browning wurde im Jahre 1806 in der englischen Grafschaft Herefordshire geboren. Sie war das älteste von elf Kindern und verlebte ihre Jugend auf dem elterlichen Landsitz in Hope End in Devonshire. Die Erziehung lag im wesentlichen in den Händen ihres Vaters, eines sehr eigentümlichen Mannes, dessen erklärter Liebling sie war. Er ließ sie, wie anscheinend auch ihre Geschwister, in voller Freiheit und Ungebundenheit des Landlebens aufwachsen und widmete andererseits ihrer Erziehung die größte Sorgfalt. Er ließ sie gemeinsam mit ihrem zwei Jahre jüngeren, abgöttisch geliebten Bruder in den Gymnasialfächern unterrichten und förderte ihr schriftstellerisches Talent in vorbildlicher Weise. Elisabeth war ein wildes, phantasievolles Kind, das seit dem achten Lebensjahr beim Milchtrinken Verse machte und seine Liebe zwischen Agamemnon und einem schwarzen Ponny teilte. Man hat den Eindruck, daß ihre Kindheit und erste Jugend ausnehmend glücklich gewesen ist, besonders durch ihre Verbundenheit mit der Natur, die vertrauende und zärtliche Verehrung für den Vater und die innige und überströmende Liebe zum Bruder, die von der frühen Kindheit bis zu seinem Tode immer die gleiche geblieben ist. Sie wird nicht müde, immer wieder zu versichern, mit welcher verstehenden Güte ihr Vater, der ihr Kritiker und ihr Publikum war, ihre schriftstellerische Laufbahn von den ersten Anfängen an begleitet hat, und sie sieht ihr Lebensziel darin, ihm in ihrem Leben und in ihren Werken dafür zu danken.

Die positive Einstellung ihres Vaters Edward Barrett zu ihr muß hier so betont werden, um ihre Bindung an ihn und den Gewissenskonflikt, den sie später auszukämpfen hatte, in ganzer Schärfe verständlich zu machen. Er entstammte einer Familie von Plantagenbesitzern in Westindien und verdankte seinen Reichtum diesen Besitzungen, indirekt also der Institution der Sklaverei. Nach deren gesetzlich erfolgter Aufhebung erlitt er erhebliche Vermögensverluste, und von da ab verdüsterte und verhärtete sich sein Charakter derart, daß die Behauptung aufkommen konnte, er habe die Methoden des Sklavenhaltens später in seinem eigenen Hause angewandt.

Von der Mutter erfährt man wenig individuelle Züge. Sie war einige Jahre älter als ihr Mann und scheint eine weichherzige, kränkliche Frau gewesen zu sein, ganz von der Geburt und Aufzucht ihrer Kinder in Anspruch genommen. Mit den Geschwistern, zwei Schwestern und sieben Brüdern,[1] verband Elisabeth lebenslang herzliche Liebe und in späteren Jahren ein starkes Solidaritätsgefühl gegenüber dem Familienoberhaupt.

Bis zum fünfzehnten Jahr scheint Elisabeth ganz gesund gewesen zu sein. Von da an kränkelte sie und hat ihre volle körperliche Leistungsfähigkeit und Frische nie wieder erlangt. Es ist bezeichnend für den Schleier, der über ihrer ganzen Krankheitsgeschichte liegt, daß man die genaue Herkunft ihres Leidens nicht kennt. Dies Leiden scheint ihr anfangs außer dem Verzicht auf körperliche Anstrengungen wenig Entbehrungen auferlegt und sie nur desto ausschließlicher zu literarischer Arbeit veranlaßt zu haben. Als sie dreiundzwanzig Jahre alt war, starb die Mutter, ein Ereignis, das mindestens für ihr Bewußtsein weniger einschneidend gewesen ist, als vier

1) Ein Bruder starb früh; Angaben fehlen darüber völlig.

Jahre später die Übersiedlung der Familie von ihrer ländlichen Heimat Hope End nach dem Küstenstädtchen Sidmouth und einige Jahre später nach London.

Elisabeths Leben ist von ihrem achtundzwanzigsten Jahre an für die nächste Zeit gekennzeichnet durch die bedrohliche und anhaltende Verschlimmerung ihrer Krankheit und ihre gesteigerte und intensivierte dichterische Produktivität. Ihr allmähliches Bekanntwerden in der Öffentlichkeit vermittelte ihr wichtige menschliche und literarische Beziehungen. Der Aufenthalt in der staubigen, steinernen Enge der Großstadt bedrückte ihr Gemüt und verschlimmerte ihr Leiden im Laufe von drei Jahren so, daß die Ärzte bei dem Londoner Klima für ihr Leben fürchteten. So wurde sie nach Torquay an der englischen Küste gebracht, wo sie drei Jahre lang in der abwechselnden Gesellschaft ihrer Geschwister blieb. In Torquay traf sie der schwerste Schlag ihres Lebens: ihr Lieblingsbruder Edward ertrank.

Versuchen wir nun, uns über ihre psychische Situation vor und nach der Katastrophe zu orientieren; sie ist der Brennpunkt, in dem sich alle Strahlen von Elisabeths Lebensschicksal sammeln. Drei Faktoren sind, wenn nicht für die Entstehung, so für die Form ihrer Neurose von entscheidender Bedeutung gewesen: die ungewöhnlich starke Bindung an ihren Vater, der verhältnismäßig frühe Tod der Mutter und schließlich das jähe Hinscheiden ihres Bruders, das ihrem Leiden Jahre hindurch das Siegel absoluter Hoffnungslosigkeit aufgedrückt hat. Aus ihrer Kindheit und frühen Jugend erfahren wir an nervösen Symptomen nichts außer einer starken Gewitterangst. Vielleicht darf man aber daran erinnern, daß ihr Lungenleiden oder jedenfalls ihre Kränklichkeit in der Pubertät, der Zeit verstärkter erotischer Spannungen, begann. Die Bindung des Vaters an sie wird vermutlich ihre Loslösung sehr erschwert haben; war sie doch ein Mädchen von gewinnendem Liebreiz, dazu sein ältestes und begabtestes Kind. Zudem war er selber nur ungefähr zwanzig Jahre älter als die Tochter, und man muß nach seiner merkwürdigen Stellung zu Ehefragen annehmen, daß er in seiner eigenen Ehe mit der älteren Frau schwer enttäuscht war.

Der Tod der Mutter hatte wenig unmittelbaren Einfluß auf Elisabeths Befinden. Es wird aber übereinstimmend berichtet, daß sie danach dem Vater gegenüber größere Zärtlichkeit und stärkere Verantwortlichkeit zeigte. Man wird also wohl den Schluß ziehen dürfen, daß ihre Ödipuswünsche mit dem Ableben der Mutter von neuem auflebten und durch die psychische Haltung des Vaters, dessen Wunderlichkeit damals schon recht fühlbar gewesen sein muß, stets frische Nahrung erhielten. Dieser Mann herrschte als ein auch für damalige Verhältnisse unerhörter Autokrat über seine Familie. Er hielt alle seine Kinder, Söhne wie Töchter, in finanzieller Abhängigkeit von sich und setzte jedem Streben nach persönlicher Befreiung oder erotischer Partnerschaft eisernen Widerstand entgegen. Drei seiner Kinder haben es bei seinen Lebzeiten gewagt, eine Ehe einzugehen; er hat sie alle verstoßen.

Dennoch standen Elisabeth drei Wege offen: der eine führte in die Natur, in der sich ihre Lebensenergie mit vitaler Kraft verjüngte, der zweite in die Kunst, in der sie einen Teil ihrer Liebesansprüche umschaffen und zu geistiger Schöpfung sublimieren konnte, der dritte mündete bei einem ursprünglichen Liebesobjekt, dem Bruder.

Man kann sich die verheerende Wirkung vorstellen, die der Verlust zweier dieser Ventile, der ihrer ländlichen Heimat und der ihres Bruders auf sie haben mußte. Tatsächlich war denn auch der Abschied von ihrer Heimat der endgültige Abschied von ihrer Jugend, ihrer sorglosen, glücklichen Zeit. Er mußte ihr noch einmal den Tod der Mutter bedeuten, der sie schutzlos dem Vater preisgab. Ihre verzehrende Sehnsucht nach der nie vergessenen Heimat zeigt, daß das Verlangen nach Ruhe und Geborgenheit im Schoß der Mutter mächtig wirksam war. An diese Gleichsetzung von Heimat und Mutter werden wir denken, wenn wir später in den Sonetten ihrer Todessehnsucht, der Grundmelodie in den Gedichten, begegnen. Ihre Gesundheit verschlechterte sich von da ab zusehends. War der Verlust der Heimat und das Leben in der Großstadt eine schmerzliche Entbehrung, so wirkte der Tod ihres Bruders wie ein furchtbares Gottesgericht, das ihr Leben mit einem Schlage zerbrach. Das Verhältnis zu diesem Bruder war, ehe Browning in ihr Leben trat, ihr Freudensquell. Ihre Äußerungen über ihn, fast alle nach seinem Tode, sind erfüllt von glühender und hingebender Liebe. Wenn man bedenkt, daß Elisabeth, als sie ihn verlor, im fünfunddreißigsten Lebensjahr stand und noch nie für einen anderen Mann Liebe empfunden hatte, wenn man sich ferner die unnatürliche, eifersüchtige Selbstherrlichkeit ihres Vaters vor Augen hält, so leuchtet es ein, daß sie auf diesen Bruder, der ihr auch an Alter und Begabung am nächsten stand, alle Zärtlichkeit konzentrierte, die normalerweise einem erwählten Freund gegolten hätten.

Elisabeth wurde, wie schon erwähnt, in äußerst bedenklichem Zustande nach Torquay gebracht; so schwach, daß sie fast jedesmal ohnmächtig wurde, wenn sie für einige Minuten vom Bett zum Sofa getragen wurde. Dieses Symptom scheint in dieser Häufigkeit und Schwere erst jetzt aufgetreten zu sein. Dennoch war sie nicht unglücklich, weil sie in der Gegenwart des Bruders ein so vollkommenes Glück empfand, daß sie auch Krankheit und Schwäche heiter ertrug. Nun aber rief ihn der Vater zurück. Elisabeth war verzweifelt und die Ärzte erklärten, Aufregung und Schmerz könnten sie das Leben kosten. Man wagte Einspruch gegen den väterlichen Befehl und bat um dessen Aufhebung. Die Antwort lautete: „Unter solchen Umständen weigere er sich nicht, seinen Befehl aufzuheben, aber er erachte es als sehr unrecht von ihr, so etwas zu fordern." Also blieb Edward Barrett länger als eineinhalb Jahre bei seiner Schwester. Da geschah das Unglück. Von einer Segelfahrt, die er bei strahlendem Wetter und ruhigem Seegang mit zwei Freunden unternommen hatte, kehrte er nicht zurück. Drei Tage und Nächte verbrachte Elisabeth mit ihren Schwestern in qualvoller Ungewißheit, bis keine Hoffnung mehr war. Sie schwebte lange zwischen Leben und Tod, vielfach ohne Bewußtsein; mit ihren eigenen Worten: „Unfähig zu sprechen und zu weinen, zu nahe, unter dem zermalmenden Druck von Gottes Hand, um zu beten."

Ihre Lebensfähigkeit schien nun endgültig zu verlöschen. Die Rückkehr nach London war in diesem Stadium der Krankheit ausgeschlossen. Als sie gegen jede Erwartung am Leben blieb und sogar kräftiger wurde, war ihr erster mit Zähigkeit ergriffener Gedanke, zurückzukehren. Sie wollte den Ort mit seinen furchtbaren Erinnerungen verlassen und zum Vater zurückkehren, ihm den

häuslichen Frieden wiederherstellen. „Genug ist getan und gelitten worden für mich. Ich danke Gott, daß ich endlich nach Hause komme." Nach dreijähriger Abwesenheit war sie wieder im Vaterhaus, führte sie wieder das arbeitsame, zurückgezogene Leben wie vor ihrer unglücklichen Reise. Ein kranker Mensch, dem die einzige Freude im Leben genommen und die Gewißheit geblieben war, daß es niemals anders werden könne: so siechte sie in ihrem düsteren Hinterzimmer in der Wimpolestreet dahin. Hatte bis jetzt die Wahrscheinlichkeit eines neurotischen Anteils an ihrer Krankheit bestanden, so verdichtet sich seit dem Unglücksfall diese Annahme zur Gewißheit. Elisabeth hatte schon jahrelang teils durch ihre zarte Gesundheit, teils durch das ungastliche Wesen ihres Vaters — auch die Söhne durften ihre Freunde nicht einladen — sehr zurückgezogen gelebt. Nun aber war ihre Menschenscheu krankhaft gestiegen. Außer ihrer Familie und zwei oder drei alten Freunden konnte sie niemanden sehen. Es war ihre größte soziale Leistung, Sonntags ihre ganze Familie auf eine halbe Stunde bei sich zu versammeln. Sie lebte ihrer Dichtung und pflegte menschlichen Verkehr nur im Rahmen ihrer ausgedehnten Korrespondenz, die sich von Jahr zu Jahr erweiterte, und die nur in den Monaten schwersten Darniederliegens eine Unterbrechung erfahren hatte. Offenbar hatte diese von ihr selbst als nervös bezeichnete Angst vor jedem neuen Gesicht den geheimen Zweck, neue Bekanntschaften und Gefühlsbeziehungen unmöglich zu machen. Das durfte nie mehr sein, nachdem die einzige Leidenschaft, der sie sich hingegeben hatte, so grausam gestraft worden war. Gewiß bot ihr die innige Harmonie, die sich durch ihren Verzicht auf Leben und Gesundheit zwischen ihr und dem Vater bildete, tiefe Befriedigung. Sie lebte nun, ihrem kindlichen Vorsatz gemäß, nur noch für ihn und erkannte keine andere Daseinsberechtigung mehr an. Zu der alten Bindung an den Vater kam die neue, hervorgerufen durch ihre schweren Schuldgefühle beim Tode seines Sohnes. Sie berichtet vom Vater: „Nicht nur war er in der langen, ermüdenden Krankheit immer freundlich und geduldig und rücksichtsvoll gewesen, sondern in jener Stunde bitterer Prüfung hat er mir nicht ein einziges Mal ein Wort des Vorwurfs gesagt, weder damals noch jemals später." „Er hat es nie getan", schreibt sie an Browning, „und er hätte es tun können, denn ich bin, wenn nicht mit der Hand, so doch mit dem Herzen, und wenn nicht mit der Absicht meines Herzens, so doch mit seiner Schwäche der Anlaß zu jenem Elend geworden." Es läßt sich gar nicht übersehen, in welchem Maße diese schweigende Güte des Vaters verhängnisvoll für Elisabeth gewesen ist. Sie hat ihr jede Möglichkeit zu affektgeladenem Abreagieren des Erlebnisses, alles, was man unter der Bezeichnung Katharsis zusammenfassen könnte, abgeschnitten und hat die stets mächtig wirkende Bindung an den Vater nun zu einer nahezu unlösbaren gemacht.

Ihre nie erlöschende Trauer um den Toten, die es ihr unmöglich machte, auch nach vielen Jahren glücklicher Ehe ein Wort über ihn zu sprechen, zu hören oder gar die alte Heimat wiederzusehen, legt die Vermutung nahe, daß dieser geliebte Bruder im Unbewußten doch das Ziel heftiger Todeswünsche gewesen ist.[2] Eine Ursache für diesen Haß, der nie in ihr bewußtes Empfinden gedrungen ist, ist nicht er-

2) Ausreichende Belege dafür sind in den Briefen und Sonetten nicht zu finden.

sichtlich, außer der einen, vom Schicksal gegebenen, daß er eben ein Bruder, ein Mann war. Die Unvergänglichkeit ihrer Trauer würde sich dann aus der Schwere der Schuldgefühle erklären, die ja nicht weichen konnten, weil der wirklich eingetretene Tod vom Unbewußten als Erfüllung seiner Wünsche aufgefaßt wurde.

Eine andere Spur, der wir folgen müssen, bilden die Ohnmachtsanfälle. Die Neigung zu Ohnmachten, die schon vor dem Verlust des Bruders und gerade während des intensiven Zusammenlebens mit ihm das Krankheitsbild beherrschten, wurde zum auffallendsten Symptom. Wir kennen die allgemeine Bedeutung hysterischer Ohnmachten. Sie bedeuten das Aufgeben der bewußten Abwehr gegen die aus dem Unbewußten aufsteigenden Wünsche. Im Falle Elisabeth Brownings bedeutete das Ohnmächtigwerden ein Sichfallenlassen in die vom Unbewußten andrängende Gewalt der Liebes- und Todessehnsucht. Diese Deutung, die sich aus den Sonetten unmittelbar ergibt, wird durch theoretische Überlegungen über das Zustandekommen der Symptome bekräftigt. In einem neurotischen Symptom findet sich sowohl die Tendenz zur Triebbefriedigung als auch die zur Unterdrückung des Triebes.

Triebbefriedigung: Die Ohnmachtsanfälle Elisabeth Brownings stellen den denkbar stärksten Ausdruck für weibliche Schwäche und weibliches Verlangen nach Überwältigung dar; Triebunterdrückung: Zugleich bedeutet die Bewußtlosigkeit die Flucht vor der Liebe und die Bestrafung für das Liebesverlangen durch den Tod.

Elisabeths Neurose ist also folgendermaßen determiniert:

1. Sie gewährt Schutz vor des Vaters und den eigenen Triebregungen.
2. Sie stellt eine Identifizierung mit der kranken Mutter dar.
3. Sie erstrebt den Tod, um die Vereinigung mit dem Bruder zu erreichen.
4. Sie bezweckt den Tod als Sühne für Wunschphantasien und Gewissensschuld.

Unter dem Druck solchen Leidens wartete Elisabeth Browning auf den Tod, als die Wende in ihr Leben trat. Zwei Zeugnisse aus dieser Zeit sollen angeführt werden, die die Spannweite zwischen ihrem damaligen und ihrem späteren seelischen Standort überzeugend beweisen. Das eine, aus der Widmung ihrer Gedichte an den Vater, zeigt ihre Fixierung an ihn, das andere, dem Brief an eine Freundin entnommen, die Trostlosigkeit ihres Daseins.

Aus der Widmung an den Vater

. . . „Mein Wunsch ist, daß Du, der Du Zeuge bist, wie diese Kunst meinen erschöpften Händen entglitten sein müßte, wenn sie mir nicht solch ernstes Ziel gewesen wäre, daß Du, der alles Herbe und Süße mit mir getragen, es gemildert oder gesteigert hast — daß Du, der Du mit mir über alles Gefühl von Verlust und Vergänglichkeit hinweg *eine* Hoffnung und *einen* Namen festhältst, die Zueignung dieser Bücher annehmen mögest, der Exponenten einiger Jahre eines Daseins, welches von Dir nicht nur gegeben, sondern auch erhalten und mit Trost gelabt wurde.

Zaghafter, als ich früher war, möchte ich gleichsam zu einer sichtbaren persönlichen Abhängigkeit von Dir zurückkehren, als wäre ich wirklich wieder ein Kind, Dein geliebtes Bild zwischen mich und das Publikum heraufbeschwören, um doch des Lächelns *eines* Menschen sicher zu sein und — indem ich meinen Ehrgeiz heilige — meinem Herzen Genüge tun durch die Vereinigung des größten Strebens in meinem Leben mit seiner zartesten und heiligen Liebe."

Zitat aus einem Brief

...„Meine Familie war es so gewohnt, mich in jenem Zimmer weiter leben zu wissen, daß, während mein Herz sich verzehrte, ihre Liebe für mich Trost fand und das Leiden schließlich kaum noch bemerkt wurde. Es war kein Mangel an Liebe und an sich ganz natürlich, wir alle gewöhnen uns an den Gedanken eines Grabes; und ich war begraben, das war alles... Könnte ich Dir beschreiben und aufzeichnen, wie vollkommen ich, nach dem, was mein Herz in Torquay gebrochen hatte, an der Peripherie meines Lebens dahinlebte; jahrelang, im Blinden und Dunkel von Tag zu Tag, jeder Art Hoffnung so vollkommen erstorben, als hätte ich mein Gesicht einem Grabe zugewandt."

Aber an diesem absterbenden Organismus grünte ein Zweig so kräftig, als ob er täglich frisch begossen würde: ihre Dichtung. War auch ihre ganze Libido vom Vater mit Beschlag belegt und waren auch alle Wege zu Objektbeziehungen gesperrt, den der Sublimierung hatte er ihr selber freigegeben und geebnet. So kam es, daß gerade in den ödesten Jahren ihre Dichtung an Tiefe und Sicherheit der Form gewann, und als sie 1844 zum erstenmal ihre gesammelten Gedichte herausgab, zeigte es sich, daß sie nicht nur einen Kreis von Freunden und Verehrern erworben hatte, sondern daß sie darüber hinaus eine der populärsten Dichtererscheinungen Englands geworden war.

Unter ihren Anhängern war auch Robert Browning, der seiner Bewunderung in einem Briefe Ausdruck gab. Er bat im folgenden um die Erlaubnis, sie aufzusuchen, und war der erste seit Jahren, dem die Erfüllung dieser Bitte erst in Aussicht gestellt und einige Monate später wirklich gewährt wurde.

Was diesen dreiunddreißigjährigen kerngesunden Mann voll unerschöpflicher Lebenskraft und Frische, dessen eigener Ruhm im Aufsteigen war, der in einem selten harmonischen Elternhaus aufgewachsen war, den weder materielle Sorgen noch innere Konflikte ernstlich bedroht hatten, der Zeit seines Lebens so viele Frauen gewinnen konnte, wie er nur wollte — was diesen Sonntagsmenschen bewogen hat, seine Kraft und seine Liebe dieser gebrochenen Frau zu schenken, verdiente eine selbständige Untersuchung.

Der erste Brief von Browning an Elisabeth leitet bereits die Genesung ein. Der Gesundungsprozeß, der sich nun vollzieht, wird am besten durch die bloßen Tatsachen illustriert. Brownings erster Brief wird am 10. Jänner geschrieben. Elisabeth erwidert ihn sofort und bis Mitte Mai wird der Briefwechsel eifrig fortgesetzt. Am 17. Mai erreichte es Browning, sie zum erstenmal zu sehen. Bei diesem Besuch war er in der irrigen Meinung befangen, daß Elisabeth unheilbar rückenmarksleidend sei und niemals imstande sein würde, aufrecht auf ihren Füßen zu stehen. Schon am nächsten Tage schreibt er ihr ein offenes Liebesbekenntnis. Seine Besuche werden nun regelmäßig einmal, zuweilen auch zweimal wöchentlich fortgesetzt. Hand in Hand damit gehen die Fortschritte in Elisabeths Befinden. Im September ist ihr Zögern endlich überwunden und sie willigt ein, seine Frau zu werden, falls sie nicht rückfällig werde. Ein Jahr später, am 12. September 1846, also 20 Monate nach dem ersten Brief, 16 Monate nach dem ersten Zusammensein, läßt sie sich heimlich trauen und verläßt einige Tage später — ohne sich auch nur einem Menschen anzuvertrauen — ihr Vaterhaus, um ihrem Mann in ihre zweite Heimat, nach Italien zu folgen.

Es drängt sich nun die Frage auf: Wie weit kann hier bei diesem scheinbaren Übertragungserfolg von Heilung und wirklicher Genesung die Rede sein? — Im streng medizinischen Sinne gewiß nicht. Ihr Lungenleiden machte sich oft bemerkbar, und ihre zarte Konstitution mußte in allen Lebenslagen sorgsam berücksichtigt werden. Aber der neurotische Charakter des Leidens war geschwunden. Sie hat die folgenden 15 Jahre bis zu ihrem Tode den Reichtum des Daseins genossen und drei Lebensaufgaben des Menschen: Beruf, Erotik und Gemeinschaft, aufs glücklichste gelöst.

Mit 40 Jahren hat sie geheiratet, mit 43 Jahren ohne größere Beschwerden ein gesundes Kind geboren und alle bedeutsamen Erlebnisse, z. B. große Reisen, mit ihrem Mann geteilt. Sie hat ständig literarisch gearbeitet und im Laufe ihrer Ehe den Gipfel ihres Ruhmes erreicht; sie hat Freundschaft und Geselligkeit gepflegt und hat schließlich leidenschaftlich an den Bestrebungen zu Italiens politischer Einigung Anteil genommen.

Einen Einblick in das innere und äußere Geschehen zwischen Browning und ihr gewährt der Briefwechsel; was aber in den tiefsten Schichten von Elisabeths Seele vor sich ging und auch nur mit dem Einsatz ihrer letzten Kräfte ausgefochten werden konnte, das spiegelt sich und ist Gestalt geworden in den Sonetten.

Die 44 Liebessonette, die später unter dem Namen „Sonette aus dem Portugiesischen" veröffentlicht wurden, sind gleichzeitig mit den Briefen zwischen dem ersten Zusammensein und der Heirat, also zwischen Mai 1845 und September 1846 entstanden. Sie stellen ein geschlossenes, organisch erwachsenes Kunstwerk dar und sind zugleich für Elisabeth von höchster Aktualität gewesen. Sie sind sämtlich an Browning gerichtete Gespräche, in denen sie ihm, als imaginärem Zuhörer, all ihre Zweifel und ihre Bedenken rückhaltlos bekennt, ohne durch Anteilnahme und Gegenrede von ihm gestört zu werden. Sie hat also hier für ihre Dichtung eine Form gefunden, die in einer Hinsicht der vom Analytiker künstlich geschaffenen Situation ähnlich ist. Ein paar Worte über Brownings Rolle in dem Drama sind an dieser Stelle unerläßlich.

Wenn man unbefangen, und ohne sonst etwas von ihm zu wissen, Robert Browning betrachtet, wie er uns aus den Briefen entgegentritt, ist man geradezu verwundert über den selbstverständlichen Takt und die überlegene Klugheit, mit der er alle Situationen meistert. Ab und zu zweifelt man, ob er nicht in klarer Übersicht der Gesamtlage handelt. Aber dann überzeugt er wieder durch ein paar Worte von der völligen Spontaneität seines Verhaltens. Er ist getragen von dem Vertrauen zu der Echtheit und Unbesiegbarkeit von Elisabeths großer Natur und zu der Kraft seiner Liebe, die ihr den verlorenen Lebensmut wiedergeben müsse. Daß er in allen Einzelheiten zarteste Vorsicht und größte Klugheit walten läßt und wie ein erfahrener Psychotherapeut an den richtigen Stellen Zuspruch, Trost und auch Suggestionen einfließen läßt, bildet die sichtbare Ergänzung zu seinem unbeirrbaren Optimismus. Außer seinen persönlichen Vorzügen gab es noch einige naturgegebene Um-

stände, die Browning zu seiner Befreierrolle prädisponierten. Er wird allgemein — nicht nur von Elisabeth — als ungewöhnlich schöner, blühender Mensch geschildert, dessen gesunde Kraft gleichermaßen in seinem Aussehen wie in seinem Wesen zum Ausdruck kam. Elisabeth begründet aber ihre Liebe zum Vater wegen dessen männlicher Festigkeit und Energie einmal mit den Worten: „Immer hat er mein ganzes Herz besessen, weil ich zu jenen schwachen Frauen gehöre, die starke Männer lieben." Und über Browning ist ein Wort von ihr erhalten, sie habe die „Meisterschaft in ihm gefühlt beim ersten Wort und ersten Blick". So war also ein wichtiger Faktor vorhanden, der die Übertragung vom Vater auf ihn ermöglichte. Aber wichtiger noch war es, daß Browning sechs Jahre jünger war als Elisabeth. Diese Tatsache empfand sie bewußt oft genug als erschwerend für ihre Verbindung, während sie in Wahrheit nach zwei Seiten hin als besonders günstig angesehen werden muß.

Elisabeths Mutter war fünf Jahre älter gewesen als ihr Mann; es war also das Altersverhältnis zwischen Elisabeth und Browning etwa ebensogroß wie zwischen ihren Eltern; ihr geliebter Bruder wiederum war zwei Jahre jünger gewesen als sie. Ihr Wunsch nach Identifizierung mit der Mutter, die sich während ihrer Bindung an den Vater nur in der Krankheit äußern konnte, war in dieser neuen Beziehung unmittelbar befriedigt und konnte von nun an auf neurotische Einkleidung verzichten. Wahrscheinlich ist der Altersunterschied zwischen ihr und Browning, insofern er das Schwester-Bruder-Verhältnis wiederholt, noch einflußreicher gewesen. Dem Bruder galt ja Elisabeths schrankenlose Liebe. Er war für sie das Glück schlechthin. Browning scheint ihm in manchen Zügen, vor allem in seiner nie versagenden Ritterlichkeit, geähnelt zu haben und viele sehr interessante Abschnitte aus dem Briefwechsel lassen darauf schließen, daß er im wesentlichen der auferstandene Bruder für sie war.

Brownings Vater- und Bruder-Ähnlichkeit boten Elisabeths gefesselter Liebesfähigkeit glückliche Hilfen für den Übertragungsweg; ein Browning persönlich zugehöriges Moment zur Gewinnung ihrer Liebe aber war seine Eigenschaft als Dichter. Es muß eindringlich gesagt werden und wurde von Elisabeth in den Sonetten immer wieder betont, daß er, der Dichter, sie, die Dichterin, erkannt und gerufen hat und daß sie diesem Ruf des Dichters, dem sie sich ebenbürtig fühlte, gefolgt ist, ehe er sie noch gelehrt hatte, Weib und Geliebte zu sein. Wir erleben hier das seltene Schauspiel, daß Vergeistigung und höchste Sublimierung am Anfang und triebsstarke Sinnenhaftigkeit am Schluß eines psychologischen Werdeganges steht. Brownings Künstlertum ist auch der einzige Punkt, an dem er unnachgiebig sein konnte. So hat er nur einmal einen Wunsch Elisabeths nicht berücksichtigt: nämlich als er auf der

Veröffentlichung der Sonette, die die Krone ihrer Dichtung bilden, bestand. Elisabeth Browning, die allein durch ihr Schicksal der Geschichte angehört, ist durch ihre Sonette zu einer großen Dichterin geworden.

Wollte man die Entstehung des Kunstwerkes psychologisch motivieren, so wäre ihm die Aufgabe zuzuschreiben, die Spannung zwischen dem Es und Über-Ich auszugleichen.[3] Diese Behauptung findet man vollauf bestätigt, wenn man die Sonette daraufhin einzeln nachprüft. Hier findet sich die zweite Analogie zur Analyse, der es ja gleichfalls obliegt, die aus dem Ubw. stammenden Triebwünsche mit den Ansprüchen des Über-Ichs in Einklang zu bringen. Bei Elisabeth Browning ist dieser Spannungsausgleich zwischen Es und Über-Ich von entscheidender Bedeutung für ihre Heilung.

Elisabeths Neurose war, wie wir gesehen haben, von vier Tendenzen beherrscht: Sie war der Ausdruck für die Identifizierung mit der Mutter, die Liebesgenuß erlebt und den Tod erlitten hatte; sie bot Schutz vor unerlaubten Triebwünschen; sie erstrebte den Tod als Sühne für die inzestuöse Bindung an Vater und Bruder; und sie erstrebte den Tod als Mittel zur Vereinigung mit dem geliebten Bruder.

Diese vier Strebungen haben deutlich zwei Mächte zum Ausgangspunkt und zum Ziel: den Tod und die Liebe. Es leuchtet ein, daß bei der Verteilung in ihre Heimatbezirke das Todesstreben dem Über-Ich, das Liebesverlangen dem Es zugewiesen werden muß, daß also in dem Heilungsvorgang der Spannungsausgleich zwischen Es und Über-Ich inhaltlich als ein solcher von Todessehnsucht und Liebessehnsucht zum Ausdruck kommt.

Diese für Elisabeth so charakteristische Verdichtung von beiden muß, da sie das Kernstück ihrer Neurose bildet, auch die Leitlinie für ihre Heilung sein. Dementsprechend ist auch das Thema, das die Sonette vom ersten bis zum letzten in großen Schwingungen durchzieht, die Auseinandersetzung mit der Gleichung zwischen Tod und Liebe. In einer Arbeit von Helmuth Kaiser über den „Prinzen von Homburg", die das gleiche Thema behandelt,[4] wurde gezeigt, daß Kleist sterben mußte, weil er bewußt die Liebe, aber unbewußt den Tod suchte. Bei Elisabeth Browning findet das Umgekehrte statt. Sie ersehnte bewußt den Tod und unbewußt die Liebe. Die Bewußtwerdung dieser stärkeren unbewußten Tendenz ist die Arbeit in den Sonetten. Die Frucht der Sonette ist ihr endlicher Sieg.

Im ersten Gedicht haben wir als Anfangsstadium in einem Bilde die völlige Identität von Tod und Liebe: eine Gestalt, die der Tod zu sein scheint, enthüllt sich in Wahrheit als Liebe. Im weiteren Verlauf der Dichtung können wir das Auseinanderrücken dieser beiden Gestalten und das allmähliche Über-

3) s. H. Sachs, „Gemeinsame Tagträume", Wien 1924.
4) Imago, Bd. XVI, 1930.

gewicht der Liebe über den Tod schrittweise verfolgen und dabei wie in einer schulgerechten Analyse den Wechsel zwischen Fortschritten und Rückschlägen beobachten. Das 43. Sonett, dem Sinne nach das letzte des Zyklus, versucht den Umkreis ihres Liebens noch einmal zu umreißen und schließt mit der zuversichtlichen Gewißheit, daß ihre Liebe, stärker als alle anderen Schicksalsmächte, auch den Tod überdauern wird. Damit ist der denkbar stärkste Ausdruck für das Hinauswachsen der Liebe über den Tod gegeben. Thema und Hauptinhalt der Sonette ist damit bezeichnet; ein eng dazugehöriger zweiter Gesichtspunkt muß aber noch besonders erwähnt werden. Es ist die Wandlung der Dichterin von der stürmisch umworbenen Geliebten zum liebenden Weib. Hier wird der wichtigste Faktor im Heilungsprozeß dargestellt, dessen Niederschlag vornehmlich in der reichen Bildersprache der Dichtung zu finden ist. Fassen wir die Gedichte etwa wie Mitteilungen in der Analyse auf, so geben sie uns Aufschluß darüber, wie Elisabeth über ihre unbewußte Einstellung zu Vater, Mutter und Bruder im einzelnen Herr wird und somit zur vollen Bejahung ihrer eigenen erwachsenen Geschlechtsrolle gelangt. Im Anschluß an diese Entwicklung von der Geliebten zum liebenden Weib, die praktisch die Wandlung von passiver Hingabe an das ihr bestimmte Schicksal zu höchster Aktivität, ja, zu wirksamer Gestaltung dieses Schicksals selbst bedeutete, ergibt sich der dritte und vielleicht der wichtigste Gedanke über die grundsätzliche Bedeutung der Sonette. Es handelt sich um die Frage: Ist sie durch die besonderen Umstände ihres Liebeserlebens gesund geworden und hat sie diesen Werdegang in den Sonetten niedergelegt, künstlerisch zwar in vollendeter Form, aber von keiner anderen Absicht geleitet, als ein Tagebuchschreiber, der nur berichtet? Oder hat sie sich durch die dichterische Arbeit Schritt für Schritt, Gedicht für Gedicht, erst reif und fähig gemacht, diese Liebe zu bewältigen und selbständig zu gestalten? Mit einem Wort: Sind die Sonette eine Darstellung ihrer Heilung, oder sind sie die Heilung selbst?

Die zweite Ansicht, der Heilungsprozeß gehe in den Gedichten erst wirklich vor sich, die den Anstoß zu dieser Arbeit gegeben hat, möchte ich nun verdeutlichen, indem ich das Schema meiner Untersuchung kurz skizziere und dann die Sonette einzeln durchgehe.

Ich habe die 44 Gedichte ausnahmslos unter Berücksichtigung folgender drei Gesichtspunkte analysiert: Was ist der bewußte Inhalt des Gedichtes? Was ist an unbewußten Wünschen, Befürchtungen oder Einsichten in dem Gedicht enthalten? Welche Bedeutung kommt dem Gedicht im Gesamtaufbau zu, welche Funktion hat gerade dies Sonett an dieser Stelle im Heilungsprozeß zu erfüllen? Der letzte und zugleich wichtigste Gesichtspunkt für unsere Untersuchung ließ sich manchmal nur aus dem Verständnis der nachfolgenden

Gedichte erschließen. Versucht man den im Ubw. verlaufenden Gedankengängen zu folgen, so läßt sich der für die Heilung maßgebende Aufbau der Sonette folgendermaßen darstellen.

Die ersten drei,[5] von hoffnungsloser Traurigkeit erfüllten Sonette haben die Aufgabe, die Notwendigkeit des gottgewollten Verzichts unter vielfacher Betonung des Wertunterschiedes zwischen Browning und Elisabeth unwiderruflich auszusprechen. Es wurde schon gesagt, daß im ersten Gedicht eine völlige Identität von Tod und Liebe herrscht. Eine unbekannte Gestalt steht hinter ihr,

> Und eine Stimme rief, die furchtbar war:
> „Rate, wer hält dich so? — Der Tod gewiß."
> — „Die Liebe" — klang es wieder, sanft und nah.

Entgegen der allgemeinen Auffassung steht die Vergangenheit vor ihren Augen, die Zunkunft hinter ihr, weil jede Möglichkeit vermieden werden muß, in der Gestalt der Zukunft die Liebe zu erkennen.

Im 4. (VI.) Sonett wird zum erstenmal in mannigfacher bildlicher Einkleidung der Akzent auf den Geschlechtsunterschied gelegt. Solche Häufung der Bilder ist charakteristisch für Elisabeth, wenn eine ubw. gewesene Empfindung ins Bereich des Sagbaren vorstößt. Es heißt da:

> „Und es gefällt dir, dieser dürftigen Tür
> Griff anzurühren? Ist es auszuhalten,
> daß deiner Fülle Klang in goldnen Falten
> vor eine Türe fällt, zu arm dafür?
> Sieh die zerbrochnen Fenster . . ."

In diesen verschiedenen Symbolen verweist Elisabeth auf die Dürftigkeit des weiblichen Genitales und bringt sowohl den Wunsch zum Ausdruck, als Frau genommen zu werden, als auch die Angst, ihm eben, weil sie Frau ist, nicht zu genügen.

Die einmal angeschnittene Frage des Geschlechtsproblems bewirkt nun einen gewaltigen Vorstoß in das Kernproblem, den Ödipuskomplex, dessen Untergang im nächsten Gedicht in unerhört plastischer Sprache geschildert wird.

> Ich heb mein schweres Herz so feierlich,
> wie einst Elektra ihre Urne trug,
> und, dir ins Auge schauend, hin vor dich
> stürz ich die Asche aus dem Aschekrug.

Ebenso aufschlußreich sind die letzten Zeilen des Gedichts durch die an Browning ergehende Warnung vor Kastration. Nach der Aufforderung, die Aschenglut auszutreten, heißt es weiter:

5) Übers. von R. M. Rilke: „Sonette aus dem Portugiesischen", Inselbücherei; die röm. Ziffern entsprechen der Anordnung der Übersetzung, die arab. Ziffern der tatsächlichen Reihenfolge.

Denn wenn du so
an meiner Seite wartest, bis den Staub
ein Wind aufwehte... dieses Lorbeerlaub
auf deinem Haupt, Geliebter, schützt nicht, wo
es Feuer regnet, deine Haare. Eh
sie dir versengen: tritt zurück. Nein: geh.

Das Sonett verrät, daß der Tod des Vaters (das Austreten seiner Asche) die Voraussetzung der Liebe zu Browning ist, und enthält erstmalig eine Erklärung, wie es zu der Gleichung zwischen Tod und Liebe kommen konnte.

Das 6. (VIII.) Sonett zeigt eine starke Reaktion im Sinne der Entsagung. Ein neues Moment findet sich hier, indem Elisabeth, um zum Verzicht zu gelangen, den Weg der Identifizierung mit Browning beschreitet, die in mehreren Bildern sehr klar ausgesprochen wird. („Dein Herz muß in dem meinen bleiben, die Trauben sind überall im Wein.") Die Frage nach der Funktion dieses Gedichtes im Heilungsprozeß läßt sich leicht dahin beantworten: Durch die Identifizierung mit Browning, die ja einem tatsächlichen Verzicht auf Liebesglück gleichkommt, wird Gott, also ihr Über-Ich, besänftigt. Man darf erwarten, daß dieses sanftere Über-Ich ihr die Erfüllung ihrer Liebeswünsche in Zukunft leichter gestatten wird.

Gleich im nächsten 7. (IX.) Sonett wird diese Vermutung bestätigt. Das für den Genesungsprozeß charakteristische Moment dieses Gedichtes liegt in den Worten:

Die Namen: Heimat, Himmel schwanden fern,
nur wo du bist, entsteht ein Ort.

Sie weiß also, daß sie um Brownings willen ihre lebenden und ihre toten Geliebten aufgeben muß. Gleichzeitig mit dem Verzicht auf die Ödipusobjekte widerruft sie den Verzicht auf Browning, den sie zum erstenmal als Objekt der Außenwelt wählt und bejaht.

Die beiden nächsten Sonette handeln von dem Recht Elisabeths, Liebe anzunehmen und wieder zu geben; eine Frage, die sie immer wieder beschäftigt, und auf die sie hier, entsprechend ihrer masochistischen Tendenz, die vorläufige Antwort findet: Ich darf dich lieben, wenn ich dir zugleich entsage.

Abwehr und Entsagung der letzten Gedichte werden im 10. (XII.) Sonett erheblich abgeschwächt, dessen Grundgedanke in den Worten liegt:

„Es strahlt die Flamme,
ob Tempel brennen oder Werg. Es bricht
Licht aus dem Abfall und dem Zedernstamme.
Liebe ist Feuer."

Die Bedeutung dieser Worte läßt zum erstenmal die Erkenntnis ahnen, die sich später ins Bewußtsein durchdringt: die Liebe hat jetzt für mich schon die gleiche Funktion wie früher der Tod: sie macht uns einander gleich.

Das 11. (XIII.) Sonett ist schon beim flüchtigen Lesen durch eine merkwürdig sprunghafte, schwer verständliche Gedankenfolge gekennzeichnet, die sich erst aufhellt, wenn man die außerordentlich starke Ambivalenz — viermaliger Wechsel von Dürfen und Nichtdürfen innerhalb von vierzehn Zeilen — darin erkennt. Der aus den letzten Gedichten übernommene Gedanke, „ich verdiene zu lieben, bin deiner nicht unwert", tritt klar und einfach hervor, erfährt aber wieder die Einschränkung, „wenn ich dir entsage". Der bildlich ausgedrückte ubw. Inhalt des Gedichts würde in vereinfachter Form etwa heißen: „Ich wollte mit Hilfe meines Dichtens auf einen so hohen Berg, daß kein Vogel (kein Mann) mir nahen könnte (man beachte, daß *bird* im Englischen männlich ist). Nun kann ich es gerade mit einem gewöhnlichen Vogelweibchen im Tal aufnehmen. Ich muß dir also entsagen, weil du ein Mann bist, den ich zwar bewundere, aber zugleich fliehen muß."

Während die früheren Gedichte den Kampf zwischen Es und Über-Ich, den Kampf um die Ablösung von den Ödipusobjekten zeigten, leitet dieses Sonett den Kampf zwischen zwei Strömungen in einer tieferen Schicht ein und zeigt ein neues Motiv für ihre Ablehnung des Mannes: „Ich will mir selbst genug, selbst Mann sein". Das Erstmalige dieses Sonetts, das wir zugleich als seine Funktion im Heilungsprozeß bezeichnen dürfen, ist demnach der in sehr larvierter Form auftretende Konkurrenzkampf zwischen dem eigenen und dem männlichen Geschlecht, der in der Ambivalenz des Gedichtes zum Ausdruck kommt.

Aus wahrscheinlich ubw. Schuldgefühlen wird der Konkurrenzkampf mit dem Mann im 12. (XIV.) Sonett wieder aufgegeben, dagegen der für ihre Heilung überaus wichtige Versuch der Übertragung ihrer Liebe vom Vater auf Browning erstmalig unternommen. Die Übertragung ihrer Beziehung zu den verschiedenen Ödipusobjekten auf Browning bildet von nun an den wichtigsten Bestandteil ihrer dichterischen Arbeit und zieht sich in den mannigfachsten Schattierungen durch den ganzen Zyklus hindurch. Naturgemäß beginnt sie beim Vater, indem sie die ihm und Browning gemeinsame Stärke hervorhebt. Sie versichert, daß auch ihre Liebe zu Browning sein Werk sei, da er diese Liebe mit solchem Ernst von ihr gefordert habe, und zieht im Ubw. daraus den Schluß, „ich habe keine Schuld an meiner Liebe, denn du bist es ja, der mich fast verführt, wie früher der Vater".

Die beiden nächsten Sonette scheinen auf den Gang der Heilung keinen wesentlichen Einfluß zu haben. Das 13. (XV.) muß aber erwähnt werden, weil Elisabeths Verhältnis zur Sprache darin berührt wird. Trotz aller Bemühungen ist das Problem, was das tönende Wort für Elisabeth bedeute, undurchsichtig geblieben. Die Frage, wann das Wort ihr Erlösung bringe und wann im Gegen-

teil Schrecken und Vernichtung, — für beides sind namentlich im Briefwechsel zahlreiche Hinweise vorhanden, — konnte nicht beantwortet werden.

Das 15. (XVII.) Sonett hat zum Inhalt die deutliche, fast bewußte Anstrengung, ihre Liebe vom Bruder auf Browning zu übertragen. Dieser erste Versuch gelingt nur insofern, als sie sich Brownings Liebe, die „ihren Schmerz ringsum umschlossen hat mit Herrlichkeit" getrost überläßt, ohne doch an ihren Fortbestand zu glauben. Elisabeth rührt in diesem ergreifenden Gedicht an den tiefsten Schmerz ihres Lebens, den Tod ihres Bruders. Wir sehen, wie jede Hoffnung, jeder Gedanke an eine lichtere Zukunft hier strandet, wie es ihr trotz ihrem schon erstarkten Selbstgefühl unumstößliche Gewißheit ist, daß auch diesmal wie damals beim Bruder die Liebe mit dem Tod enden muß.

„Doch, in dich verloren
seh ich die Liebe und der Liebe Ende.
Und das Vergessen rauscht in meinen Ohren.
So sieht, wer hoch sitzt, aller Ströme Wende
und Ausgang in des Meeres bittre Tiefe."

Kaum glaublich, daß die Szenerie dieses Gedichtes zufällig sein sollte und nicht vielmehr eine Erinnerung an jene Stunden, da sie von den Klippen von Torquay hinuntergeschaut hatte aufs Meer; kaum der Erwähnung bedürftig, daß der Gedanke sie nicht verläßt: ich sehe überall, wie der Strom der Liebe ins bittere Meer der Vergessenheit mündet, in dem der Bruder versinken wird, so wie er vor Jahren im wirklichen Meer versunken ist. Warum vermag sie sich auch jetzt noch nicht von diesem düsteren Geschehen zu lösen? Weil der Tod des Bruders nicht nur Verlust, sondern vor allem Vorwurf für sie ist. Früher war sie bereit, für ihre Schuld am Bruder — und wir dürfen ergänzen: an der Mutter — mit dem Tod zu büßen, und sie hat diese Sühne durch Krankheit und völlige Isolierung zu realisieren versucht. In diesem Sonett verbindet sie — ein deutliches Zeichen ihrer Gesundung — zum erstenmal depressive Stimmungen nicht mit dem Tod. Der Leitgedanke dieses schwer zu durchschauenden Sonetts könnte vielleicht heißen: Durch die Liebe von meinen Gewissensqualen befreit, versuche ich zu vergessen, daß der Bruder gestorben ist — doch kann ich's nicht. Immer rauscht die Erinnerung wie damals die Meeresbrandung in meinen Ohren. Wenn auch die drängende Fülle der Empfindungen das klare Verständnis des Sonetts beeinträchtigt, so ist e i n e Deutung doch mit Sicherheit erlaubt, die zugleich seine ökonomische Tendenz enthüllt: das Gedicht zeigt den gelungenen Versuch, sich durch die Hinwendung auf ein geeignetes Übertragungsobjekt von den Schuldgefühlen wegen der Inzestobjekte zu entlasten. Diese Bedingung erklärt es auch, daß die Liebe so ungeheuer stark werden mußte.

Nach der Minderung der dem Über-Ich geltenden Angst vor dem

Schicksal und der Schuldgefühle gegen die Inzestobjekte kann sich Elisabeth dem Liebesobjekt offener zuwenden. Der Kern des 16. (XVIII.) Sonetts ist, bewußt wie unbewußt, derselbe: Ich wehre mich nicht mehr gegen deine Liebe. Ich bin besiegt. Mache du mich besser und reicher. Mit ihren eigenen Worten:

> Ob einer Sieg ertrug,
> ob er ihn siegte: jedes kann vollkommen
> und adlig sein. Dem, der ihn aufgenommen
> vom blutigen Boden, reicht ihm der Soldat
> nicht seinen Degen hin, so wie ich jetzt
> feststellen will, daß ich mich nicht mehr wehre?

Die Bejahung der weiblichen Rolle zeigt sich hier wieder in der reichen Symbolsprache, die ins Realistische übersetzt heißen würde: Der Soldat ruht auf blutigem Boden (ich habe mich bisher als Mann gefühlt, nun habe ich keine Deflorationsangst mehr), er reicht dem Sieger den Degen hin (ich gebe dir meinen phantasierten Penis ab und erkenne damit an, daß du Mann bist und ich Frau). Nimmt man noch die Schlußworte hinzu:

> „Dein Wort ist mächtig über mich gesetzt.
> Was kann ich tun, wenn deine Liebe naht,
> als wollen: daß sie wachsend mich vermehre,"

die ja deutlich den Wunsch enthüllen, sich durch seinen Samen zu vermehren, ein Kind von ihm zu tragen, so darf man die Behauptung wagen, daß der Konkurrenzkampf zwischen den Geschlechtern, der hier als Kampf um Tod und Leben greifbar dargestellt wird, mit diesem Sonett grundsätzlich entschieden ist. Trotz der bisher unerreicht positiven Einstellung zur Liebe wird in dem Gedicht nichts von Tod und Buße erwähnt. Die ausschlaggebende und weittragende Bedeutung des Sonetts für die Heilung liegt in dem vollen, uneingeschränkten Bekenntnis zur Weiblichkeit.

Im 17. (XIX.) Sonett erreicht die Verherrlichung Brownings, eingeleitet durch die Worte: „Du hast, mein Dichter, alle Macht, zu rühren an Gottes äußersten und letzten Kreis", einen fast ekstatischen Grad. Browning, das irdische Liebesobjekt, ist zum Vertreter Gottes geworden und soll als solcher über ihre fernere Zukunft bestimmen.

> „Deine Heilkunst weiß
> ein Gegengift zu finden, dessen Kraft
> selbst Aufgegebene noch rätselhaft
> zu retten scheint. Gott gab dir das Geheiß,
> dieses zu tun, so wie er mir befahl,
> zu tun nach deinem Wort. Was soll ich sein:
> Vergangnes oder Kommendes, daß dein
> Gesang es grüße oder es beweine?

Ein Schatten, der dich mahnt an Palmenhaine?
Ein Grab, dabei du ruhst? — Du hast die Wahl."

Die Verzichtsstimmung, die zur Frage „Schatten oder Grab" führt, wird verständlich, wenn man annimmt, daß der Entschluß im vorigen Sonett, Frau zu sein, die Identifizierung mit der Mutter frisch belebt hat. Damit zugleich mußte aber die Todeserwartung aktiviert werden, denn auch die Mutter mußte sterben, als es Gott gefiel. Der in dem Gedicht oft wiederholten Anrufung Brownings als Dichter liegt der ubw. Sinn zugrunde: die Form der Sublimierung, die wir beide gewählt, und die Höhe, die wir in ihr erreicht haben, schafft mir die Möglichkeit, mir meine Triebwünsche zu gestatten.

Die beiden nächsten Sonette handeln von einem damals üblichen Freundschaftsbeweis: dem Austausch einer Locke. Von den mancherlei Bedeutungen dieser Handlung sei die für die Heilung wesentlichste hervorgehoben. Die freiwillige Trennung von ihrem Haar bedeutet für ihr Ubw. vor allem den Beweis, daß sie keine Kastrationsangst mehr hat, und die Ausführung des im 16. (XVIII.) Sonett ausgesprochenen Vorsatzes, dem Sieger Browning ihren Degen zu überreichen. Den symbolischen Worten von damals folgt die reale Handlung.

Die Bedeutung des 21. (XXIII.) Sonetts wird bestimmt durch die erstmalig auftretende Forderung nach Liebe und Geliebtwerden, die wiederholt und fast heftig ausgesprochen wird. Die mitten im Gedicht hervorbrechenden Ängste und Zweifel:

Geliebter, da im Dunkel redet höhnend
ein Zweifelgeist mich an; ich möchte schrein:
„Sag wieder, daß du liebst,"

dürfen aber nicht nur als bewußte Angst vor Liebesversagung gewertet werden, sondern auch als Ausdruck für die unbewußte Unersättlichkeit ihres Begehrens, das durch die Angst überdeckt werden soll.

Die beruhigende Antwort auf diese Zweifel findet Elisabeth im nächsten 22. (XXIV.) Sonett, in dem sie vom Bewußtsein her zeigt, wie sie und Browning einander vor jeglicher Gefahr beschützen müssen. Als ungelöstes Problem erscheint auch hier ihre Stellung zum Wort: das Schweigen auf der Erde wird dem Gesang im Himmel vorgezogen.

Was tut uns diese Erde dann noch Banges?
Und stiegst du lieber durch die Engel? Kaum; —
sie schütteten uns Sterne des Gesanges
in unsres Schweigens lieben tiefen Raum.

Das 23. (XXV.) Sonett zeigt, daß ihre Angst vor der gefürchteten Liebesversagung gewichen und das Gefühl tief glücklicher Beruhigung über die fast unwirkliche Erfüllung ihrer Wünsche an ihre Stelle getreten ist.

So ist es wirklich wahr, daß, stürb ich dir,
du fühltest, wie das Leben dann um meins
weniger wurde. Dieses Sonnenscheins
Gefühl, es trübte sich, wenn hier

um mein Gesicht Grabschwärze wäre? Fast
erschrak ich, da du's schriebst. Ich bin ja dein;
aber daß du an mir so Großes hast —?
. . . .

O dann
träum ich nicht mehr vom Tod. Dann sieh mich an,
Geliebter, liebe mich, umgib mich ganz.

Sehr große Damen taten ihren Glanz
um solche Dinge ab. Ich aber werde
dem nahen Himmel fremd um deine Erde.

Zum Verständnis dieses überaus wichtigen Gedichtes ist es erforderlich, sich die Grundgedanken des 17. (XIX.) und des vorletzten 21. (XXIII.) zurückzurufen, die hier wieder anklingen. In ersterem wurde die Frage gestellt: „Was soll ich sein: Vergangenes oder Kommendes, daß dein Gesang es grüße oder es beweine?"; auf den Inhalt des letzteren mit den Anfangsworten: „Sag immer wieder und noch einmal sag, daß du mich liebst", wurde eingangs hingewiesen. Browning scheint beides zugleich beantwortet zu haben, die im 17. (XIX.) und 19. (XXI.) gestellte Frage: „Bestimme, ob ich leben oder sterben soll?" mit der Entscheidung: „Du sollst leben"; die angstvollen Zweifel im 21. (XXIII.) und 23. (XXV.) Sonett: „Liebst du mich auch genug?" mit der eindeutigen Entgegnung: „Du sollst für mich leben, du darfst mir nicht sterben".

Dieses „Du sollst leben" aus Brownings Mund ist eine Aufhebung des Gebotes der Mutter „Du mußt sterben", das bisher ihr Leben beherrscht hatte. Zugleich mit dem ausdrücklichen Befehl „Du sollst leben" wird ein Teil der Identifizierung mit der Mutter gelöst, nämlich der Zwang, wie sie zu sterben, jene aus Strafbedürfnis entspringende Todeserwartung, die im 17. (XIX.) Sonett angedeutet war. Damals hieß es, „wenn ich die Mutter bin, muß ich auch wie sie sterben, sobald es Gott (dem Vater) gefällt". Nun heißt es, „ich darf die Mutter sein und soll doch auf Wunsch meines Gottes (Browning) und ihm zuliebe leben".

Als neuer Gedanke kommt hinzu, daß sie die Liebe für den Tod eintauscht. (Ich werde dem nahen Himmel, d. i. der toten Mutter, fremd um deine Erde.) Damit ist zum erstenmal die Gleichwertigkeit von Tod und Liebe bewußt, wenn auch vom Gleichnis noch leicht verhüllt, anerkannt. Mit Selbstverständlichkeit ergibt sich aus der Analyse dieses Gedichtes seine Funktion für die

Heilung: Elisabeth hat eine der stärksten Wurzeln ihres Todesstrebens, das wie eine Verpflichtung zu sterben anmutete, nämlich die Identifizierung mit der toten Mutter aufgegeben und ihre Hinwendung zum Liebesobjekt entscheidend gefördert.

Bisher dienten die Sonette der Auseinandersetzung mit den Inzestobjekten und dem Über-Ich; im 24. (XXVI.) Sonett wird die schon im vorletzten begonnene Auseinandersetzung mit der Realität wieder aufgenommen.

Jedoch wird dieser Versuch gleich danach im 25. (XXVII.) Sonett zugunsten der Rückkehr zum Liebesobjekt wieder unterbrochen:

> Gott war zu schwach,
> mein überladnes Herz hinauszuheben
> über die bange Welt.
> . . . .
> Durch die eigne Schwere
>
> sinkt es in deine Tiefen, die wie Meere
> sich drüber schließen, füllend alle Ferne
> zwischen dem Schicksal und dem Stand der Sterne."

Zwei neue und wichtige Gedanken sind in diesen Zeilen enthalten: Du kannst mehr als Gott (der Vater); und weiterhin die Vorstellung: Ich versinke in dir, du umhüllst mich ganz. Da das Ganzumschlossensein mütterlichen Charakter hat, der durch das Bild der sich darüber schließenden Meere noch ergänzt wird, so kann man den Sinn des Sonetts in die Worte kleiden: „Du bist mehr als der Vater, du bist Vater und Mutter zugleich."

Im 26. (XXVIII.) Sonett wirft Elisabeth einen Blick auf ihre leere, nur durch schemenhafte Phantasiegestalten belebte Vergangenheit und äußert am Schluß ein entschiedenes Bekenntnis zur Realität, verkörpert in der Person Brownings.

Die beiden ersten Strophen des 27. (XXIX.) Sonetts lauten:

> „Geliebter, Meiner, der mich sehr erschrocken
> von dieser öden Erde Flachland hob
> und der den Vorhang meiner matten Locken
> mit einem Kusse auseinander schob,
> drin Leben wehte! Engel wundern sich,
> wie meine Stirne scheint. O Meiner, Meiner,
> die ganze Welt verging, und es kam Einer,
> ich suchte Gott allein, da fand ich dich."

Das Gedicht schildert dann weiter die Stimmung eines Menschen, der Ober- und Unterwelt, Gutes und Böses kennengelernt hat und bezeugt:

> „Die Liebe kann — stark wie der Tod — erlösen."

Der führende Gedanke in den beiden Strophen könnte in folgender Weise erläutert werden: „In deinem Kuß war Leben (in dem der Mutter der Tod) enthalten. Für meine Sünde war der Tod die willkommene Sühne. Nun ist mir verziehen, die Liebe ist mir erlaubt.“ In den Worten „ich suchte Gott allein, da fand ich dich“ ist der tiefere Sinn verborgen, „ich erwartete den strengen Vater, der meine Sexualität verbot, da fand ich dich, den guten Vater, der mir Liebe und Liebesgenuß schenkte, indem er den Vorhang meiner Locken auseinanderschob“ (Verschiebung nach oben). In scharfem Gegensatz zueinander stehen in diesem Sonett der strenge Vater = Tod = Gott und der gute Vater = Liebe = Browning.

Die Bedeutung des Gedichtes für die Heilung liegt in der letzten Zeile, dem bewußten Bekenntnis zur entsühnenden und erlösenden Macht der Liebe.

Eine leise, im 28. (XXX.) Sonett spürbare, Ängstlichkeit versucht Elisabeth zu bannen, indem sie einzelne, für die Entwicklung ihrer Liebe besonders wichtige, aus Brownings Briefen herausgreift und sich an ihnen aufrichtet. Es ist ein Zeichen ihrer erstarkten Gesundheit, daß sie den Ausgleich ihrer ängstlichen Spannung versucht, indem sie von den objektiven Beweisen ihrer Liebe, den Briefen, Besitz ergreift, um Angst und Zweifel, die subjektive Realität zu besiegen.

Trotz dieses Beruhigungsversuches steigert sich ihre Ängstlichkeit im 29. (XXXI.) Sonett und gipfelt in dem Wunsch nach sexueller Überwältigung, der in dem ausführlichen Vergleich vom Baum und dem Schlinggewächs eindrucksvoll dargestellt wird. Zweierlei ist bei diesem Sonett bemerkenswert: Die schon mehrfach sichtbar gewordene Bevorzugung der Realität vor dem Phantasieleben erreicht hier einen Höhepunkt („ich will nicht diese Gedanken an dich, sondern dich selbst“) und zeigt die Wucht ihres sexuellen Verlangens, die sich am besten mit Hilfe des im Sonett verwendeten Bildes verdeutlichen läßt: „Komm, zeige deine starke Männlichkeit (rausche als mächtiger Baum) und wirf mich, das wuchernde Schlinggewächs, zu Boden, daß all meine Phantasien mir über meinem Erleben vergehen. Meine Gedanken an dich (meine bisherigen Gedichte) hatten den Sinn, mir Mut zur Bejahung deiner Männlichkeit zu geben. Jetzt brauche ich sie nicht mehr.“ Als Funktion im Heilungsprozeß ist das Sichklarwerden über die Stärke und die Zielstrebigkeit ihrer Leidenschaft unschwer zu erkennen.

Die Unsicherheit in den letzten Gedichten muß mehreren Quellen entsprungen sein; einmal dem unbefriedigten Begehren und der daraus erwachsenden Angst vor Liebesentzug, dann vor allem der Angst und dem Schuldgefühl aus dem eigenen Innern. Die unerfüllte Sehnsucht des vorigen schlägt im 30. (XXXII.) Sonett in bewußte Angst um, sogar mit einem Anflug von Mißtrauen. Nachdem sie ausgesprochen hat, daß sie in seiner Gegenwart

ruhig ist, daß aber Angst und Zweifel sie befallen, sobald er sich entfernt, fährt sie fort:

„So mag
der Akoluth unter Musik und Riten
hinfallen auf sein Angesicht verstört,
und wie er dann vom Chor das Amen hört,
unfähig seinen Sinnen zu gebieten,

hör ich bestürzt und zweifelnd deinen Schwur,
wenn du nicht da bist. Liebst du? War es nur
in meinem Traum, wo diese Herrlichkeit

mich überwand,[6] mein liebstes Traumbild weit
über mein Schaun erweiternd?“

Diese Strophen enthalten außer dem Ausdruck ihrer Angst einen dreimal wiederholten Hinweis auf ihre neurotischen Ohnmachten in den Worten, „der Akoluth mag hinfallen auf sein Angesicht verstört“, er ist „unfähig, seinen Sinnen zu gebieten“ und zuletzt in unnachahmlicher Deutlichkeit bei der dritten Wiederholung mit dem Ausdruck *„fainted“*. Die häufige Erwähnung des Symptoms in diesem Sonett und die vollkommene Klarheit, mit der sie das letzte Mal geschieht, gestattet die Annahme, daß Elisabeth seinen neurotischen Charakter verstanden hat: sie wurde ohnmächtig, wenn ihre Phantasie die Hemmung durchbrechen wollte und der Wunscherfüllung zu nahe kam, wahrscheinlich unmittelbar vor dem Bewußtwerden. Dieses Sonett ist ein Markstein auf dem Wege ihrer Heilung, weil sie ihr Symptom so wirklichkeitsgetreu darin darstellen konnte.

Das 31. (XXXIII.) Sonett schildert zwei Stimmungen: Sicherheit —

„Du kommst. Und alles klärt sich ohne Wort.
Ich sitz in deinem Blick: in Mittagssonne
sitzen die Kinder so,“

und ängstliche Erwartung, die typische Verfassung einer Frau, deren sexuelles Verlangen noch unerfüllt ist:

„Bleib ganz dicht,
Hilfreicher. Siehst du meine Angst sich heben,
so stelle hell dein breites Herz um sie.“

Das Sonett läßt einen Zusammenhang zwischen einer Affektlage in der Kindheit und ihrer jetzigen Angst erraten: „Damals war ich glücklich beim Vater wie jetzt bei dir. Wenn du nicht da bist, habe ich Angst. Nur deine Nähe beruhigt mich, da ich deiner steten Gegenwart bedarf, um zu wissen, daß meine Liebe zu dir nicht schuldhaft ist, wie es meine Liebe zum Vater war.“

6) Englisch: *fainted*.

Das folgende 32. (XXXIV.) Sonett scheint ganz in der masochistischen Einstellung der ersten Gedichte gehalten. Soeben hatte sie in symbolischer Verkleidung vom „Sichsonnen in der Liebe des Vaters“ gesprochen, gleich danach erinnert sie sich voll Angst der Mutter, die das unerlaubte Bündnis lösen wird. Die Erinnerung an die Mutter (Mond = Mutter) weckt die alten Schuldgefühle, und diese treiben wiederum in die alte masochistische Einstellung hinein.

> „Wer vermiede
> nicht eine Geige, welche seinem Liede
>
> nur Schaden tut: wer legte sie nicht hin
> beim ersten Mißton? Ach, ich hatte recht
> für mich und für mein Herz, doch nicht für deines.“

Nach diesem Sonett, das wie eine Anklage gegen den Vater klingt — „ich bin ja gewöhnt, beim ersten Mißton beiseite getan zu werden“ —, kann man annehmen, daß seine zu hohen Anforderungen die Ursache ihres zäh festgehaltenen Masochismus waren, der seinen Ursprung im Schuldgefühl gegen die Mutter hatte. Nachdem dieser Vorwurf gegen den Vater in Worte gefaßt ist, kann sie die masochistische Anwandlung überwinden und sich wieder mit erneutem Vertrauen Browning zuwenden.

Die beiden letzten Gedichte, 31 (XXXIII) und 32 (XXXIV), entsprechen im zeitlichen Ablauf durchaus ihrem früheren Leben. Während sie im vorigen Sonett als Kind mit einem liebevollen Vater erschien, ist sie hier wiederum zum letzten Mal eine kranke und minderwertige Frau, die nun aber Verständnis und Heilung bei dem mächtigen und doch gütigen Vater findet.

Dem Rückblick auf die dunkle Vergangenheit folgt im 33. (XXXV.) Sonett die Erinnerung an die glückliche und liebereiche Kindheit, die in dem Kosenamen „Ba“ zusammengefaßt ist. Das Gedicht beginnt mit der Bitte

> „Nenn mich, wie sie als Kind mich riefen: ja.“

und kehrt dann wieder in die Vergangenheit zurück:

> „Wie vermiß ich sie,
> diese geliebten Stimmen, die mich nie
> mehr rufen, mit den Himmeln sich verklärend
> seit jenem Schweigen auf der Bahre, während
>
> mir zufiel, Gott zu rufen. — Deinen Mund,
> laß ihn den Erben sein der Abgelebten.
> Nimm kleine Blumen zu den südlich reichen
> und frühe Liebe in die späte und
> dann ruf mich so: ich werde mit dem gleichen
> Herzen dir Antwort geben, dem durchbebten.“

Die den Toten gewidmeten Worte enthalten für unsere Betrachtung den wichtigsten Gedanken: die geliebten Stimmen, Mutter und Bruder rufen mich nicht mehr; sie sind tot. Seither fällt es mir zu, Gott (den Tod) zu rufen. Derselben Vorstellung sind wir schon im 18. (XX.) und 27. (XXIX.) Sonett begegnet. Dort hieß es: der Kuß der Mutter bedeutete den Tod, dein Kuß bedeutet Leben. Hier heißt es: der Ruf des Bruders mit diesem Namen (von dem er stammt) bedeutet den Tod, dein Ruf mit diesem Namen bedeutet Leben. Der Grundgedanke des Sonetts, in die schlichten Worte gefaßt: „Nimm frühe Liebe in die späte und dann ruf mich so", zeugt von der Erkenntnis, daß die zur Überwindung der Neurose notwendige Übertragung von den Inzestobjekten auf das Liebesobjekt vollzogen ist. Elisabeths Fähigkeit, diese bewußt gewordene Erkenntnis in so vollendeter Einfachheit und Klarheit auszusprechen, ist ein Beweis dafür, daß dieser entscheidende Schritt mit vollster innerer Zustimmung geschehen ist. Es sei daran erinnert, daß dieser Vorgang gleichsam feierlich besiegelt wird mit dem geweihten Namen, den sie fortan aus Brownings Mund hören will. Wiederum ein Zeichen für Eilisabeths Glauben an die fast allmächtige Kraft der Sprache.

Im folgenden 34. (XXXVI.) Sonett macht Elisabeth den weiteren Schritt aus der Übertragung heraus. In den Worten

„Es kann kein Kind
gelaufen kommen, wie mein Blut zu deinem",

verzichtet sie auf den ausschließlichen Übertragungscharakter ihrer Liebe und spricht aus, daß ihre Liebe nicht die eines Kindes, sondern die eines begehrenden Weibes ist. Den zuletzt behandelten vier zuversichtlichen Gedichten folgen nun Zweifel und zum erstenmal Erwägungen, ob ihre Opfer sich lohnen und durch seine Gegengaben aufgewogen werden. Damit beweist sie eine noch nie erreichte Selbsteinschätzung.

„Und hast du irgend zärtlichen Ersatz
für Augen Toter, die an ihrem Platz
festhalten? Besser[7] ist es Schmerzen mit
der Liebe zu erringen; denn der Schmerz
umfaßt sich selber und die Liebe, — beides.

Das Schwergewicht des Sonetts liegt in der zweifelnden Frage: „Würdest du mir auch die Toten (den Bruder) ersetzen können?" Was bindet sie an den Toten so stark? Warum ist der Schmerz schwerer zu besiegen als die Liebe? Weil das Schuldgefühl den Schmerz immer wach erhält. Sie fürchtet also, ihre Liebe mit ihren Schuldgefühlen zu belasten, die noch immer dem Bruder gel-

7) Dem Sinne nach: schwerer.

ten. Es ist ein Zeichen ihrer Gesundung und ihres milder gewordenen Über-Ichs, daß sie trotz den noch nicht besiegten Schuldgefühlen Browning vertrauensvoll bittet, sie dennoch zu lieben.

Die restlichen Schuldgefühle, mit denen sie eben zu Browning geflüchtet ist, haben sich im nächsten 36. (XXXVIII.) Sonett zu heftiger Angst vor dem Ende der Liebe verdichtet.

> „Wenn
> ich jetzt auch ruhig bin und stark, — will denn
> Gott nicht, daß meine Angst sich stets erneue ...
>
> O Liebe — Treue ... diese Angst: daß Hand
> aus Hand sich löste, daß ein Kuß vom Rand
> der Lippen fiele, kühl und ungenommen."

Sie meint also: „Ich werde meine Schuld an dir ebenso wie die am Bruder mit dem Ende unserer Liebe bezahlen müssen. Gott (mein Über-Ich) erlaubt mir kein dauerndes Glück." Die Doppeldeutigkeit in dem Ausdruck, „daß ein Kuß vom Rand der Lippen fiele, kühl und ungenommen", im Englischen: „*once the lips being cold*", weist auf den ubw. Zusammenhang zwischen ihren dem Geliebten geltenden Worten und dem Bruder hin, mit dem Sinn: der Bruder wird sich durch dich rächen, indem du mich verschmähst. Ihre größere Lebensfähigkeit zeigt sich darin, daß sie auf eine solche Stimmung nicht wie früher mit Entsagungswünschen und Todesgedanken reagiert, sondern daß sie gewillt ist, ihr Liebesschicksal mit allen Konsequenzen zu tragen. Die narzißtische Kränkung eines etwaigen Liebesverlustes wird dann aufgewogen durch die narzißtische Befriedigung, daß er ertragen wird, um Brownings uneingeschränkte Lebensfreude zu sichern. Die Behandlung und Bewältigung der Angst in diesem Sonett läßt erkennen, daß ihre noch vorhandene Strafangst den Charakter ruhigen Abwartens angenommen hat und sie nicht mehr daran hindert, die realen Möglichkeiten der Gegenwart zu erfassen.

Das 37. (XXXIX.) Sonett klingt von der ersten bis zur letzten Zeile wie eine leidenschaftliche Bitte um Verzeihung für ihre Unfähigkeit, Browning seinem Werte entsprechend zu schildern. Sie erinnert sich der „harten Jahre" und fährt fort:

> „sie haben mein verwirrtes Hirn gewöhnt,
> Zweifel und Angst so lange zu ertragen,
>
> daß deiner Liebe köstliche Kontur
> ihm anders nicht gelingt als halbentstellt."

Man darf vermuten, daß die im vorigen Sonett geäußerte Befürchtung, Browning könnte sie verlassen, als schwere Schuld gegen ihn empfunden wurde, die zu der Bitte um Verzeihung führt. Im Gegensatz zu früher tritt

aber nicht eine Herabsetzung ihrer Person, sondern nur eine Herabsetzung ihrer Fähigkeit der Schilderung ein, die praktisch einer Erhöhung Brownings gleichkommt. Die Wendung, Zweifel und Angst der vergangenen harten Jahre hätten ihr Gehirn verwirrt, weisen darauf hin, daß ein „brüchiges Bild" von Browning, falls es je zu einem solchen kommt, notwendig dem Vater ähnliche Züge tragen muß. Die letzte Behauptung bringt uns den eigentlichen ubw. Sinn des Sonetts näher und stellt uns vor die Frage: Kommt es denn jemals zu der Schilderung, die „ihm anders nicht gelingt als halbentstellt"? Die Antwort heißt „ja" und ist den letzten Zeilen des Gedichtes zu entnehmen:

> „So kann ein Heide nach dem Schiffbruch nur
> den Rettenden, den Herrn der Wogenwelt
> sich formen als unförmlichen Delphin;
> und so, am Tempeltor, verehrt er ihn."

Die beiden Leitgedanken des Gedichtes werden in diesen Zeilen deutlich: erstens: du bist ein unsterblicher Meeresgott, der in seinem Element nicht untergehen kann; und zweitens: ich bin ein Schiffbrüchiger und glaubte, wie der Bruder ertrinken zu müssen. Du hast mich vor dem sicheren Tode gerettet.

Das entstellte Bild haben wir in dem „unförmlichen Delphin" zu sehen, der am Tempeltor verehrt wird. So geringfügig diese Herabsetzung vom Meeresgott zum unschönen Meerestier an sich sein mag, so notwendig ist es für den seelischen Umbau der Dichterin, daß sie sich diesen unschuldigen Ausdruck ihrer Ambivalenz gestattet. Der ubw. Sinn des Gedichtes ist also: Der unsterbliche Meeresgott hat den ertrinkenden Schiffbrüchigen aus dem Element errettet, in dem der Bruder durch seine Schuld den Tod gefunden hat. Die weittragende, grundsätzliche Bedeutung des Sonetts liegt in der von Browning, dem Meeresgott, vollzogenen Aufhebung des Taliongesetzes. Ein Schritt weiter führt zu der Folgerung, daß Elisabeth entsprechend der Überwindung des Taliongesetzes im Gedicht auch die Zwangsläufigkeit der alten Übertragungen in ihrem Leben überwunden hat.

Mit dem eben besprochenen Sonett ist der Heilungsprozeß im eigentlichen Sinne oder, vom Standpunkt des Analytikers aus, die Durcharbeitung beendet. Die restlichen sechs Gedichte bringen kaum noch neues Material, sondern dienen im wesentlichen dem Ausbau und der Befestigung der eroberten Position.

Im 38. (XL.) Sonett ist die Entwicklung ihrer Liebe noch einmal am Beispiel der sich steigernden empfangenen Zärtlichkeiten skizziert.

Der Antrieb zum 39. (XLI.) Gedicht läßt sich in einem Satz zusammenfassen: „Lehre mich, dir zu danken für die Macht des starken und die Gnade

des guten Vaters, die du mir gezeigt hast." Aus Elisabeths dreimal wiederholter Versicherung, daß Browning hinter Masken und Schleiern ihr wahres Gesicht erkannt hat, kann man schließen, daß eine mächtige Wurzel ihrer Dankbarkeit das ubw. Wissen über den Zusammenhang von ihrer in der Kindheit gestörten und nun wiederhergestellten Entwicklung ist. Es ist, als wollte sie sagen: „Vor meiner Erkrankung hatte ich das Genitalprimat schon erreicht und war grundsätzlich zur Liebe fähig. Du, mein neues Über-Ich, hast mir geholfen, meine Entwicklung an der damals abgebrochenen Stelle wieder anzuknüpfen und mich zur vollen Genitalstufe aufzubauen." Sie beweist damit, daß sie die wahre Bedeutung von Brownings Rolle in ihrem Heilungsprozeß wohl verstanden hat.

Wie im letzten Sonett seiner Güte, so gilt im 40. (XLII.) Elisabeths Dank im besonderen Brownings Geduld, die sich darin bewährte, daß er auf das Schwinden der Trauer und das Ende der Krankheit warten konnte und nicht wie der Vater war, der sie im Grunde haßt und sie sogar vergessen wird, wenn sie, sein Liebesobjekt, sich seinem Bemächtigungstrieb nur ein wenig entziehen will.

Die drei letzten Gedichte betonen ständig die Besonderheit Brownings vor allen anderen Menschen. Der Dank an alle, der das 41. (XLIII.) Sonett einleitet, erhebt sich zu einem bewegenden hymnischen Dank an Browning, der weit über ihr zeitliches Leben hinausgreift und an die letzten Geheimnisse ihres dichterischen Schaffens rührt:

„Doch du,
der, weil da meine Stimme schluchzend fiel,
um ihretwillen nur, ein Saitenspiel

von solcher Hoheit sinken ließ, um das
zu hören, was ich zwischen Tränen sage, ...
lehr mich dir danken. In die fernsten Tage

ergösse gern sich meiner Seele Süße,
daß sie von dort, was ohne Unterlaß
vorüberfließt, mit ihrem Dauern grüße."

Die Gedanken dieser absichtlich aus 3 und 4 (V und VI) wieder aufgenommenen Bilder (der hinter Kerkermauern singende Gefangene und der göttliche Sänger), führen aber nicht zu dem früheren Ergebnis: Tod oder Trennung, sondern zu dem Wunschziel: „Ich möchte dir danken, indem der ganze Reichtum meiner Seele, den du erschlossen hast, sich in den Gesang ergieße und dieser Gesang noch in den fernsten Tagen das vorüberziehende Leben grüße." Die Antwort auf die Frage nach der Funktion des Gedichts liefert uns den Schlüssel zum Verständnis der Gesamtfunktion der ganzen Dichtung,

denn es erleuchtet für einen Augenblick das Rätsel, warum die Gedichte ihr Heilung bringen konnten. Freilich konnte diese Antwort erst am Schluß des Werkes nach Erfüllung seiner therapeutischen Funktion gegeben werden. Der tiefste Ursprung von Elisabeths Angst und Leiden ist Todesangst. Wächst ihre Gestaltungskraft, so daß sie ausreicht, um Worte zu finden, die ihr Leben überdauern, so ist ein Teil ihrer Todesangst damit überwunden; sie trägt gleichsam das Bewußtsein in sich: „Ich kann ja gar nicht sterben." Diese Wirkung kann aber erst von diesem Werk und nicht von ihren früheren Gedichten ausgehen. Denn es ist hervorgerufen durch Browning, der ihr mit diesen Liebesgedichten alles entlockt hat, was sie an Leid und Klagen in sich getragen hat; der sie ohne Worte durch seine bedingungslose Bejahung ihrer Persönlichkeit mit Einschluß der Neurose veranlaßt und ermutigt hat, alle unausgesprochene Angst und allen uneingestandenen Jammer in diesen Liedern ausschwingen zu lassen.

Er hat ihr, wie der Analytiker es tut, die Möglichkeit verschafft, das auszusprechen, was für ihr Schicksal entscheidend geworden ist; eine Möglichkeit, die sich ihr sonst nie geboten hätte. Daß sie es in einer Form hat sagen können, die ihr Leben überdauert hat, bleibt göttliches Geschenk, bei dem sich „Verdienst und Glück verketten".

Nach der eingehenden Würdigung dieses Sonetts darf man eine Erklärung für Elisabeths Heilung durch ihre Gedichte versuchen.

Sie genas, weil sie als Dichterin mit ihren unsterblichen Worten den Tod in Wahrheit überwunden hatte. Als Weib wurde sie durch Verminderung der Todesangst dem Leben und der Liebe gewonnen. Im 42. (XLIV.) Sonett zieht Elisabeth einen Schlußstrich unter ihre Vergangenheit. An einem dreimal angewendeten Bild vom Engel, der sich vollständig mit dem Begriff vom Über-Ich deckt, und der einmal den Vater, einmal Browning darstellt, führt sie aus, daß an Stelle ihres alten Über-Ichs Browning getreten ist, dessen Über-Ich ebenso großartig ist wie das ihre und der ihr dennoch Trost und Befreiung vom Siechtum gewährt. In der letzten Strophe entbietet sie der Zukunft einen Gruß:

> „und schreib mir meiner Zukunft Überschrift,
> mein neuer Engel."

Aus jeder Zeile des Gedichts spricht das gleiche: endgültige und versöhnte Abwendung von der Vergangenheit.

Wir kommen nun zum letzten Sonett des Zyklus, das, obwohl es dem Verständnis unmittelbar zugänglich ist, die vorliegende Arbeit abschließen soll. (Das in der Sammlung an letzter Stelle stehende Gedicht ist eine nachträglich hinzugefügte Zueignung an Browning und gehört nicht mehr in den Rahmen unserer Betrachtung.)

„Wie ich dir liebe? Laß mich zählen, wie.
Ich liebe dich so tief, so hoch, so weit,
als meine Seele blindlings reicht, wenn sie
ihr Dasein abfühlt und die Ewigkeit.

Ich liebe dich bis zu dem stillsten Stand,
den jeder Tag erreicht im Lampenschein
oder in Sonne. Frei, im Recht, und rein
wie jene, die vom Ruhm sich abgewandt.

Mit aller Leidenschaft der Leidenszeit
und mit der Kindheit Kraft, die fort war, seit
ich meine Heiligen nicht mehr geliebt.

Mit allem Lächeln, aller Tränennot
und allem Atem. Und wenn Gott es gibt,
will ich dich besser lieben nach dem Tod."

Aus ihren Worten, in denen sie ihre Liebe als ihr freies Recht beansprucht, spricht die Unabhängigkeit des Wollens und die Selbständigkeit des Handelns, die den Weg des freien und in sich gefestigten Menschen bestimmt.

Ein schönes Zeugnis für ihre Einsicht in das Werden ihrer Heilung und für die wahrhaftige und sichere Grundlage, auf der diese ruht, ist das Bekenntnis, daß die Kraft, die in den alten Leiden und dem Schmerz um die geliebten Toten wirksam war, nicht aufgezehrt wurde, sondern in verwandelter Form nach fruchtbarer Verwendung drängt.

Mit den Schlußworten, die wie ein feierlicher Choral den Sieg der Liebe über den Tod verkünden und die volle Harmonie zwischen bewußten und unbewußten Kräften besiegeln, ist ihr Werk vollbracht.

BESPRECHUNGEN

Aus der psychoanalytischen Literatur

ALEXANDER, FRANZ: **A Note on Falstaff.** Psa. Quarterly II, 3—4. Deutsche Übersetzung im „Almanach der Psychoanalyse 1935".

Falstaff ist eine Doublette des Prinzen. Er stellt den verborgenen Teil von dessen Persönlichkeit dar, nämlich die einfache animalische Daseinsfreude, die narzißtische Libido des Kindes, die nicht überwindbar ist. Solange wir, meint Alexander, an dieser Figur Freude haben, die uns unser infantil-allmächtiges individuelles Selbst repräsentiert, sind wir vor der Gefahr gefeit, in einem Termiten-Kollektivismus unterzugehen.

O. Fenichel (Oslo)

GRODDECK, GEORG: **Exploring the Unconscious.** London, The C. W. Daniel Company, 1933. 224 Seiten.

Diese Sammlung von Aufsätzen gibt einen Querschnitt durch die geistige Welt des Verfassers. Mit Ausnahme eines Kapitels, das auch in deutscher Sprache bereits teilweise erschienen war und den Titel „Der Mensch als Symbol" trägt, handelt es sich um Skizzen, die nicht für den Druck und für die Allgemeinheit bestimmt waren, sondern in Privatdrucken unter den Freunden und Anhängern Groddecks zirkulierten. Mit diesem Maße gemessen, zeigen sie alle Vorzüge ihres Autors: die Weite seines Interessengebietes, seines lebendigen, beweglichen Geist, sein kämpferisches Temperament und seine Liebe zur Natur. Freuds Entdeckung des Unbewußten wurde zum formenden Inhalt seines Lebens, den er auf seine Weise verarbeitet und weiterführt. Auch in diesem Buch wie in allen seinen Arbeiten gilt sein Hauptinteresse den psychophysischen Wechselwirkungen; mit Hilfe des Unbewußten will er die organischen Erkrankungen verstehen und heilen lernen. Trotz seiner Überzeugung, daß die organischen Erkrankungen auf dem Umweg über das Unbewußte ihr Geheimnis am schnellsten und sichersten preisgeben, sieht er die Bedeutung der Analyse weniger in ihrer therapeutischen Wirkung auf Neurosen und organische Erkrankungen als in ihrem Zugang zum Verständnis der allgemein menschlichen Lebensäußerungen überhaupt.

Im Gegensatz zu Groddeck, der seine geistige Heimat, die Analyse, nie verleugnet, führt die tönende Vorrede zwar Hippokrates und noch einige Vorläufer und Anreger Groddecks an, aber sie vergißt den zu nennen, dessen Einfluß ununterbrochen spürbar wird.

Hedwig Hoffer-Schaxel (Wien)

Aus der Literatur der Grenzgebiete.

CANTARELLA, R.: **Elementi psicanalitici nella tragedia Greca.** Estratto da „Dionisio" — Bollettino dell' Istituto Nazionale del Dramma Antico, vol. III, 1933, p. 321—335; vol. IV, 1934, p. 120—141, 211—229. (SA. Syracus, 1934.)

Das Bekenntnis des bewährten, an der Universität Neapel lehrenden Vertreters der klassischen Philologie zu Grundanschauungen und Leistungen der Psychoanalyse ist dankbar zu begrüßen. Aus den Ergebnissen dieser schönen und gründlichen Studie sollen einige hier mitgeteilt werden.

Die Arbeit C.s zerfällt in zwei Teile. Der erste nimmt zu grundsätzlichen Fragen Stellung. Als Ausgangspunkt dient die Gegenüberstellung der auf Grund der psychoanalytischen

Psychologie zugänglichen Einsichten auf dem Gebiet von Kunst und Mythos und älterer Anschauungen, etwa der natur-mytischen Deutungen, die es versuchten, „die unendliche Mannigfaltigkeit der Mythen“ als Ausdruck „einer banalen und monotonen Allegorie zweier oder dreier Ereignisse der Natur“ zu verstehen. Die Leistung Freuds und seiner Schüler, unter denen der Verfasser Abraham, Rank, Lorenz und Winterstein nennt, wird als Erneuerung von Geist und Wissenschaft unserer Tage durch die Psychologie mit der — außerhalb Italiens vielfach tatsächlich unterschätzten — Umgestaltung der Geisteswissenschaft durch die Geschichtsauffassung des Giovanni Battista Vico (1668—1774) verglichen, nur daß sich noch nicht absehen lasse, zu welchen unerwarteten Anwendungen und Einsichten diese neue psychologische Lehre führen werde.

Falle dem Mythos die Aufgabe zu, durch die Verkleidung, die er dem allgemeinen menschlichen Stoff leihe, anzudeuten, daß, was er berichte, dem täglichen Leben der Menschen glücklicherweise ferne bleibe, so sei die Deutung des mythischen Gehaltes durch das Drama — eine „wesensmäßig psychoanalytische Kunstform“ — von anderer Art: Das Geschehen des Mythos werde aus der Ferne der Zeiten, in der es verschwimme, herabgerufen, um sich vor unseren Augen in einem Kunstwerk, aber zugleich als Ereignis unseres Lebensraumes zu verkörpern: Aus der Legende wird Handlung. Die Handlung aber wird durch die Kunstform, in die sie gekleidet ist — durch die Atmosphäre, in die Musik, Tanz und Poesie die Wechselfälle des tragischen Geschehens einbetten — doch wieder umgestaltet, bis letztlich ihr rein menschlicher Gehalt doch wieder verhüllt ist; diese Verhüllung ist das Werk des Dichters. Der Gehalt des Mythos aber lebt neu auf, da er durch die Verarbeitung des Dichters neue Gestalt gewonnen hat.

Diese Überlegungen stützt der Verf. durch eine geschichtliche Ableitung, in der die These entwickelt wird, daß das Drama die erste Kunstform sei, in der Anschauung und Erlebnis eines einzelnen, „eine persönliche Vision des Lebens“, zu vollkommenem Ausdruck gelange. Denn die neue Bedeutung des Subjektivismus im Kulturleben der Griechen hatte in nachhomerischer Zeit der Lyrik den Weg geebnet, aber auch die Lyrik bleibt in ihrem Subjektivismus begrenzt. Diese Entwicklung, deren Ablauf auch an geisteswissenschaftlichen Parallelen überprüft wird, wird erst durch die Einführung des zweiten Schauspielers, durch Aischylos in neue Bahnen gelenkt; die Form der Darstellung verläßt den „Monolog“, aber „da ... es sich nicht mehr um eine mythische Tragödie handelt, sondern um eine Tragödie lebender und handelnder Personen in einer räumlichen und zeitlichen Wirklichkeit“ .... und da sich endlich die Tragödie „als eine unversöhnliche Antithese der handelnden Persönlichkeiten erweist“, so sind wir zu folgender Einsicht geführt: *„Die Tragödie ist nichts anderes als der Konflikt eines Ich, das, in die Außenwelt projiziert, einem anderen Ich begegnet; oder besser — und hier liegt vielleicht die Wahrheit — einem anderen Ich zu begegnen meint und nur einem anderen Aspekt ...... seiner selbst begegnet“.* Das erst macht den Konflikt unlösbar und diese Unlösbarkeit des Konfliktes erst läßt uns die zentrale Stellung verstehen, die dem Selbstmord als Ausweg aus unserem Konflikt im Drama der Griechen zukommt.

Es kann hier nicht versucht werden wiederzugeben, wie C. von diesen Einsichten her auch manche Einzelheiten in dramatischer Handlung und im dramatischen Brauch des griechischen Theaters zu erklären unternimmt — die Rolle der Maske etwa oder das Fehlen weiblicher Schauspieler —, Anschauungen, die, oft nur angedeutet, vielleicht gerade den Psychoanalytiker nicht immer voll befriedigen.

Der zweite Teil der Studie verfolgt im wesentlichen die Rolle des Traumes in den Dichtungen des Aischylos, des Sophokles und des Euripides, wobei in sorgfältigen Einzelanalysen die Wandlungen verfolgt werden, die die Einstellung der Dramatiker in jenem Jahrhundert erfährt. Im Schaffen des Aischylos, der als erster dem Traum, dem Orakel und

dem Delirium ihren Platz im Handlungsablauf einräumt, liegt das Wesen des Tragischen in der Einsicht begründet, daß das menschliche Leben unvermeidbarem Konflikt ausgesetzt, einem inneren Kampfe verfallen ist, den der Mensch von der Geburt an in seinem Innern trägt, und der die Grundlage dieses Lebens selbst ist. Die Kräfte des Ich-Willens, Erziehung, moralische und religiöse Gesinnung — sind letzten Endes vergeblich vor der Macht dieses Geschehens, das vom Schicksal geleitet ist, vom Schicksal, dessen Dunkel sich nur zuweilen, im Delir, im Warnungstraum oder im Orakel aufhellt. Das äußere Geschehen, an dem dieses Schicksal abläuft, ist von sekundärer Bedeutung. In ihrem Kern ist die Tragödie immer nur eine, ein immer identisches Geschehen.

In der sophokleischen und noch mehr in der euripideischen Tragödie zerfällt diese großartige Einheit; die Menschen stammen aus einer neuen Welt, und die Dichter dringen mit psychologischem Verstehen tief in die Seele der handelnden Personen ein: Das ist der Grund, aus dem der *Oidipus Tyrannos* des Sophokles erwächst, das „Drama des menschlichen Gewissens", in dem die unbewußten Triebkräfte menschlichen Handelns zuerst als solche erkannt sind. E. Kris (Wien)

CRONBACH, ABRAHAM: **The Psycho-Analytic Study of Judaism.** Cincinnati Offprint from the Hebrew Union College Annual., Vol. VIII.—IX., 1931—1932. Pp. 605—740.

Der Großteil dieses Buches (94 Seiten) stellt eine Zusammenfassung psychoanalytischer Studien über das Ritual und Dogma dar, wobei hauptsächlich, aber nicht ausschließlich Vorschriften des jüdischen Rituals als Ausgangspunkte dienen. Der Verfasser gruppiert sein Material in neun Abteilungen; diese Einteilung führt ihn zu manchem Mißverständnis.

Die erste Abteilung ist der Ambivalenz gewidmet, die als nichtsexuell bezeichnet wird und dadurch im Gegensatz zu den anderen Themen steht. Aber bei der Besprechung der Ambivalenz schreibt C., die Sexualität werde durch einen Faktor kompliziert, der als Ambivalenz bekannt ist. Keine der Abteilungen nimmt auf die aggressiven oder destruktiven Triebhandlungen Bezug, ob diese nun als primäre oder als mit libidinösen Triebanteilen vermischt angesehen werden.

An die Einleitung schließt sich ein komplizierter Überblick (31 Seiten), der mit dem entwaffnenden Zugeständnis beginnt, daß der Verfasser keine besondere Schulung der Psychoanalyse und weder klinische noch sonst praktische Erfahrung besitzt; es handelt sich um Urteile eines „Laien", um „literarische" Wertungen. Dieser Überblick ist einer Anzahl von Psychoanalytikern und anderen Forschern zur Beurteilung und Verbesserung übergeben worden. Die klinischen Bemerkungen der Psychoanalytiker werden vom Autor angeführt, im ganzen aber bleibt er durch sie unberührt; er bleibt noch immer bei seiner Meinung, außer freilich wenn der Analytiker ihm zustimmt. So meint C. etwa, daß „unbekannt" *(unnamed)* oder „unaussprechbar" *(inarticulate)* ein besserer Terminus wäre als der Terminus „unbewußt", und Stekel schreibt ihm: „Auch ich bin Ihrer Ansicht". Mehrere Analytiker weisen darauf hin, daß die Gesetze des Unbewußten sehr entschieden von denen der bewußten Geistestätigkeit abweichen — C. aber bleibt unbelehrt (mit Stekels Unterstützung).

Der Verfasser meint, daß der Beweis für viele der Behauptungen der Psychoanalyse unzureichend sei, etwa dafür, daß „Träume", „Scherze" und „Neurosen" Wunscherfüllungen seien. Es hat den Anschein, als ob der Verfasser in der Tat die Arbeit über jüdisches Ritual etc. sorgfältig durchgearbeitet hatte, aber daß er eine ebenso sorgfältige Beschäftigung mit jenen Studien vernachlässigt hätte, die den Arbeiten der angewandten Psychoanalyse zugrunde liegen. Freuds „Traumdeutung" liefert den Beweis für die Wunscherfüllung im Traum. Ferenczis „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes" den Beweis für die Lehre von der Allmacht der Gedanken; freilich war das nur ein erster Schritt zu unserem späteren,

aber noch immer unvollständigen Wissen vom Wachsen des Wirklichkeitssinnes. Ich habe den Eindruck, daß C. meint, daß etwa die Symbolik, die unter anderem im Traum gefunden wird, eine Entdeckung oder Erfindung der Psychoanalyse sei.

Das Absurde, das Groteske und das Anstößige, so meint C., seien *par excellence* die Domäne der Psychoanalyse, während sich der Psychoanalytiker damit zufrieden gibt, anzudeuten, wie es zustandekommt, daß bestimmte Erscheinungen als absurd oder anstößig bezeichnet werden.

Endlich wünscht C. — und hier wird vermutlich der Analytiker mit dem weitherzigen Verfasser übereinstimmen —, daß „großzügige finanzielle Unterstützungen für psychoanalytische Forschungen bereit gestellt werden mögen". Nun gibt C. seine Gründe für diese seine großmütige Anregung an: „Wer weiß, ob wir nicht, von Psychoanalytikern unterstützt, erfolgreich imstande wären, Probleme, wie den Tempelbesuch, begeisternden Religionsunterricht, soziale Gesinnung oder andere Aufgaben zu lösen, die sich dem religiös gesinnten Autor stellen."

Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Psychoanalyse, so reichlich man sie auch finanziell unterstützt, die Probleme lösen wird, an die C. denkt, noch auch die Probleme derer, die nach seiner Beschwerde zwar einzelne Gesetze des Glaubens, etwa die Speisevorschriften, einhalten, aber nicht den Sabbat. Dieses Buch ist ein mutiger und offener Versuch, aber einer, der uns den Verfasser auffordern heißt, die klassischen Schriften, Freuds „Traumdeutung", das „Ich und das Es" u. a. m. durchzuarbeiten oder neuerlich durchzuarbeiten, ehe er darüber klagt, daß die Arbeiten über die Anwendung der Psychoanalyse auf die Forschung des Rituals versäumt haben, für ihre Behauptungen Beweise zu erbringen. Er wird dann entdecken, daß der Psychoanalyse ein weiteres Feld zukommt als das der Therapie, in dem ihre Lehre ursprünglich entstanden ist. M. D. Eder (London).

GROEBEN, MARGARETE VON DER: **Konstruktive Psychologie und Erlebnis.** Studien zur Logik der Diltheyschen Kritik an der erklärenden Psychologie. — Sechstes Heft der Göttinger Forschungen. — Stuttgart-Berlin, W. Kohlhammer, 1934. VIII und 173 Seiten.

Aufschlußreich ist die Studie in ihren historischen Ansätzen (Hegel, Dilthey, Tainc, Wundt), die die Gegensätze: Verstehen — Erklären, Beschreiben — Konstruieren betreffen. Sie mündet in die moderne ganzheitliche Auffassung. „Wir verstehen immer vom Ganzen her." Dieses Ganze sei aber nicht empfindungsmäßig gegeben, sondern als „Welt", und wird uns durch die Sprache, die weiter als die Empfindung reicht, erschlossen. Die Sprache führt vom Erleben, vom Lebensvorgang „Besinnung" weiter. — Warum aber beim historischen „Ganzen" die Psychoanalyse unerwähnt lassen? Mancher in der vorliegenden Studie philosophisch erkämpfte Standpunkt ist in der Psychoanalyse schon praktisch erprobt. Auch Besinnung, Verstehen und Erklären stehen in der Psychoanalyse nebeneinander, wie es auch dem Wesen Mensch — nach dieser Studie — entsprechen soll. „Das Leben ist nur im Menschen zu fassen; so richtet sich heute der Wille zur Neuformung auf die menschliche Substanz" — heißt es zum Schlusse. Auch die Möglichkeiten dieses Tuns könnten von der Psychoanalyse aus schärfer gesehen werden.

I. Hermann (Budapest)

KLATZKIN, JAKOB: **Der Erkenntnistrieb als Lebens- und Todesprinzip.** Zürich, Rascher & Cie., 1935. 330 Seiten.

Im wesentlichen versucht K. in dem interessanten Buch eine Metaphysik der Triebe. Er bringt dabei Bewußtsein und Triebleben in engen genetischen Zusammenhang, meint „kein

appetitus, kein Triebleben und keine Sinnlichkeit jenseits des Bewußtseins", ja er stellt den Satz auf „das Bewußtsein ist seinem Wesen nach *appetitio,* Bedürfnis und Hunger". Er gerät so mit den Lehren der Psychoanalyse in Konflikt, kann den Unterschied zwischen bewußt und unbewußt nur graduell, nicht systematisch gelten lassen und bestreitet die Autonomie des Unbewußten. Er muß dabei allerdings Zuflucht in eine Unterscheidung gewußt — ungewußt nehmen.

Eine ausgreifende Polemik gegen die Psychoanalyse, der er im übrigen anerkennend und verständnisvoll gegenübersteht, richtet sich gegen die Todestrieblehre. Diese paßt sich freilich seiner Systementwicklung wenig an. Für sein System muß als Tendenz der Tod dem Leben „ein Auswärtiges, ein Anderes, ein Fremdes, ein Transzendentes" sein. Die analytische Klinik, die Freud zur Spekulation über das destruktive Triebgeschehen nötigte, bleibt dabei freilich außer acht oder wird vom Verfasser nicht gekannt.

In vieler Beziehung, so in der Aufrollung des Lust-Unlustproblems, in der Aufstellung der Schichtung des Bewußtseins, in der Stufung von Affektionsvermögen über Vorstellung, Einbildungskraft zu Denkvermögen und in manchem anderen gibt das Buch reichlich Anregungen.

R. Sterba (Wien)

LANDSBERG, PAUL L.: **Einführung in die philosophische Anthropologie.** Frankfurt a. M., Vittorio Klottermann, 1934, 199 S.

Die vorliegende „Anthropologie" hat nichts mit Rassenforschung oder Schädelmessung zu tun, sondern beschäftigt sich mit der „begrifflich klärenden Entfaltung einer Idee vom Menschen aus seiner Selbstauffassung auf einer bestimmten Stufe seiner Menschlichkeit" (pag. 9). Sie zielt auf eine „Gesamtauffassung des Menschen von sich selbst" und „ist wohl nicht zu trennen von der Grundfrage nach der Eigenart philosophischer Erkenntnis überhaupt, von der Besinnung der Philosophie auf ihr eigenes Recht und Wesen, das weder Wissenschaft noch Kunst, noch Religion, sondern eben Philosophie ist" (pag. 13).

Der Analytiker, der von seiner praktisch gerichteten Psychotherapie herkommt, hat es nicht leicht, in diese Arbeit einzudringen, wenn er nicht eine gewisse Vorbildung oder Vorliebe für philosophische Probleme bereits mitbringt. Er wird aber gerne eine Höhenwanderung mitmachen, die ihm den Überblick über so verschiedene Geistesgebiete verschafft, unter denen die Analyse Freuds und ihre Ergebnisse mit respektvoller Anerkennung genannt und verwandt werden. „Insbesondere aber hat sich, vor allem im Gefolge der Lebensarbeit Freuds, eine die seelische Wirklichkeit verstehende Psychologie entfaltet, die nicht bloß der Fachwissenschaft angehört, sondern aus der Gesamtsituation des Menschen unserer Zeit nicht mehr fortzudenken ist" (pag. 10).

Im ersten Teile forscht der Autor nach einem „Prinzip des Menschtums, das den Menschen mindestens abheben soll von Pflanze und Tier überhaupt" (pag. 16), um zu einem Wesensbegriff des Menschen vorzudringen, und sucht so die Unterscheidung des empirischen Gattungsbegriffes von seinem Wesensbegriff an Hand von Michelangelos „Schöpfung des Menschen" (Deckenmalereien der Sixtinischen Kapelle in Rom) zu erläutern. Er sagt: „Die Frage nach dem Ursprung des Menschen ist hier verstanden und im Bildsymbol beantwortet. — Was stellt er uns dar? Eben noch ist Adam ein Tier gewesen, nun ist er ein Mensch, da Gott die Hand zu ihm hingestreckt hat. — Nun ist er wie ein Erwachender, der an sein Wachsein noch nicht recht glaubt, für den Welt und Ich auf geheimnisvolle Weise anders da sind als für den Schlafenden, der er eben noch war. — Er ist aus der Tierheit zur Menschheit erwacht" (pag. 18).

Der zweite Teil untersucht die Motive der „Selbstauffassung" und gipfelt in der Untersuchung der Humanitätsidee von Goethe, Herder und Kant. „Die Selbstbesinnung des

deutschen Geistes ist darum gebunden an Besinnung auf den dauernden Wert der Humanitätsidee. — Von hier aus allein ist auch das deutsche Bildungsproblem zentral zu betrachten und schon die echte Frage nach unserem Verhältnis zur Antike zu bestimmen. Den Gesichtspunkt gibt ein Wort Goethes an: „Wenn wir uns dem Altertum gegenüberstellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, daß wir erst eigentlich zu Menschen würden" (pag. 96).

Der dritte Teil zeigt, in wie verschiedener Weise menschliche Selbstauffassung entwickelt werden kann. So wird die mythische, die poetische und theologische Selbstdarstellung des Menschen in Betracht gezogen, vor allem findet hier die Auseinandersetzung mit dem modernen Evolutionismus ihren Platz.

Ein Schlußkapitel diskutiert die Probleme der inneren Erfahrung, „um ihren Wert erkenntnistheoretisch zu sichern". Ph. Sarasin (Basel)

STORFER, A. J.: **Wörter und ihre Schicksale.** Atlantis-Verlag, Berlin-Zürich (1935), 399 S.

Statt eines Vorwortes dienen der Einführung des Lesers klug gewählte Zitate — von Luther bis Jespersen. Einer dieser Sprüche kann die Beziehung von Storfers neuestem Buch zur Psychoanalyse beleuchten: „*Die Ableitung führt ..... auf das Bedeutende des Wortes und stellt manches Gehaltvolle wieder her...*" (Goethe). Wir alle kennen die Rolle des Wortes, der Wortwahl und der geheimen Wortbedeutung für das Unbewußte des Menschen, aber erst die Lektüre dieses Buches wird für die Weite und Eigenart der Frage hellhörig machen. Denn wie sich geschichtliche Tatbestände in Wort- und Spruchentstehung verketten, wie hinter sinnentleertem Sprachgebrauch der Sinn von gestern steht, wird hier mit doppelter Meisterschaft berichtet.

Die Sicherheit und Gefügtheit des etymologischen Wissens ist erstaunlich — wer im Bewußtsein zufälliger Vertrautheit mit einem Einzelfall der Wortgeschichte nachprüfen zu können meint, wird beschämt und bewundernd die Vollständigkeit und die Umsicht der Abhandlungen rühmen — und die Darstellungsart ist fesselnd und reizvoll. Diese Lebendigkeit ist aber nicht allein schriftstellerischer Gewandtheit zu danken, sondern mit der Auffassung gegeben, die S. seinem Gegenstand entgegenbringt.

Schon die Wahl der etwa 150 Wörter und Redensarten spricht für die Absicht nach Lebensnähe. Da stehen Dialektausdrücke verschiedenster Herkunft (Knorke, doof, aufdröseln, o. k.) neben Redensarten (Federlesens machen, unter einer Decke stecken, sein Schäfchen ins Trockene bringen) und alten und neuen Terminis (Husar, Dumdum, Grubenhund) und in jedem Falle werden neben den richtigen auch die falschen Erklärungsversuche vorgebracht und in ihrer Entstehung erläutert. In die den einzelnen Wörtern gewidmeten Abschnitte sind jeweils zugehörige Exkurse eingeschaltet, deren einer über „witzige Verschmelzungswörter" unmittelbar an Freuds Buch über den Witz anknüpft. Aber die Grundeinstellung ist nicht nur hier die des Psychologen: immer wieder ist der Leitgedanke zu merken, die Brücke von der Sprache zum Menschen zu schlagen, der sie schafft und spricht.

E. K. (Wien)

IMAGO, Band XXI ‹1935›, Heft 2

(Ausgegeben im Juli 1935)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. FRANZ ALEXANDER, 43 East Ohio Street, Chicago, Ill., U. S. A.
DR. SIEGFRIED BERNFELD, Boulevard de Garavan, Villa Perugina, Menton.
DR. OTTO FENICHEL, Oslo, Josefinegate 18.
DR. WILLIAM HEALY, 38 1/2 Beacon Street, Boston, Mass., U. S. A.
JOHANNA HEIMANN, Berlin-Wilmersdorf, Emserstraße 16.
DR. DESIDERIUS MOSONYI, Sombathely, Ungarn.

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften aus allen Ländern mit Ausnahme Nordamerikas an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11.

Redaktionelle Zuschriften aus Nordamerika an Dr. Sandor Rado, 324 West 86th street, New York City.

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11.

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien I, Börsegasse 11
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Manzsche Buchdruckerei, Wien IX
Printed in Austria